Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiser Napoleon Buonaparte I.

Geschichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Neue billige Ausgabe.

Vierter Band.

Brünn, 1866.

Verlag von Fr. Karafiat.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Erstes Kapitel.

Wir müssen unsern überaus nachsichtigen Leser achtzehnhundert vier= bis fünfundsechzig Mal höflichst um Verzeihung bitten, wenn wir nach so vielen Kreuz= und Querzügen, auf welchen er uns bisher gefolgt war, ihm noch zuzumuthen wagen, uns von der Insel Sanct=Thomas, wo die Gräfin Lodoiska von Rouge=et=Noire an dem Giraffenfieber gestorben ist, gefälligst nach Schottland begleiten zu wollen, auf einer Reise, die eben so wenig kostspielig als anstrengend und ermüdend ist, und zu welcher er weder Geld noch Geduld, weder Schiff noch Wagen, weder Paß noch Mantelsack braucht, weil er spielend oder, richtiger gesagt, lesend an dem Orte anlangt, wo sich der Faden unseres Romanes fortspinnt.

Im Nu sind wir in Abbotsford.

Dieser Landsitz, welcher in früherer Zeit ein Kloster der frommen Mönche von Melrose gewesen war, liegt in der schottischen Grafschaft Selkirk, am rech=

ten Ufer des Tweed-Flußes zwischen Melrose und Selkirk.

Abbotsford war seit dem Jahre 1811 der Wohnsitz eines berühmten Schriftstellers, welcher zu jener Zeit, als seine anonym erschienenen Romane allgemeines Aufsehen und ungewöhnliche Neugier erregten, nach dem zuerst erschienenen Romane „Waverley" auf dem Titel jedes der nachfolgenden „Verfasser der Waverley-Novellen" und im Munde der europäischen Lesewelt, die seine Romane mit wahrem Heißhunger verschlang, der „große Unbekannte"*), später aber, als sein literarisches Incognito enthüllt worden war, Sir Walter Scott hieß.

Dieser Mann, geboren im Jahre 1771 am Geburtstage Napoleon's (15. August) war der Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter Schottlands, der drittgeborene Sohn eines Advokaten, welcher Walter Scott und einer Mutter, welche Anna Rutherford hieß und die einzige Tochter des berühmten Theologen Dr. John Rutherford war.

Sir Walter Scott, der Jüngere, welcher auf der

*) Diesen Beinamen hatte ihm Sir James Ballantyne gegeben, während Professor Christopher North Wilson ihn geradezu den „großen Zauberer" hieß.

Universität seiner Vaterstadt Edinburgh die Rechte studirt und sich, wie der Urheber seiner Tage, dem Advokatenstande gewidmet hatte, war, nachdem er das einundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, einer der befähigtesten und beschäftigtesten Anwalte am obersten Gerichtshofe zu Edinburgh und seit 1799 Unter-Sheriff der Grafschaft Selkirk gewesen. Kurz zuvor hatte er sich (am 24. December 1797) mit einer der schönsten und reizendsten Jungfrauen ihrer Zeit, mit der Tochter eines französischen aus Lyon nach Edinburgh übergesiedelten Beamten, mit Miß Charlotte Margarethe Carpenter (eigentlich Charpentier) vermählt. In demselben Jahre war er als Verfasser zweier Balladen „The Chase“ und „William and Helen“ und, zwei Jahre später, als Uebersetzer des Göthe'schen Schauspiels „Götz von Berlichingen“ aufgetreten. „Unverkennbar, sagt Heinrich Döring, ist der Einfluß, den das Studium deutscher Sprache und deutscher Originale auf Walter Scott's später erschienene Original-Gedichte gehabt, mit denen er 1801 zuerst mit fünf Gespenster-Balladen in Lewis „Wundergeschichten“ hervortrat.“ — Im darauf folgenden Jahre ließ er unter dem Titel „The Minstrelsy of the Scotish border“ eine dreibändige Sammlung altschottischer Balladen und Madrigals an's Licht treten. 1804 dichtete er „Sir Tristram“, einen metrischen Ro-

man aus der Zeit des dreizehnten Jahrhunderts; ein Jahr später erschien sein „Lay of the last Ministrel," die jedoch Beide ziemlich spurlos vorübergingen. Mehr Anklang fand 1808 sein „Marmion, or a tale of Floddenfield" und sein Roman „The Lady of the lake" (die Jungfrau vom See), von welcher in vier Monaten nicht weniger als 8000 Exemplare vergriffen und im Zeitraume von zehn Jahren nicht weniger als vierzehn Auflagen gedruckt wurden. Aber noch weit größeres Aufsehen erregten seine geschichtlichen Novellen „Waverley," die seinen Ruf als Romanschriftsteller begründeten und ihn zuerst in Mode brachten.

Sir Walter hatte durch die Fruchtbarkeit seiner Feder bereits so viel erworben, daß er sich in der Lage befand, seine Advocatur, die ihm keine innere Befriedigung gewährte, aufgeben zu können, um sich mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Poesie und Geschichte zu widmen.

Walter Scott, der vom Jahre 1804 bis 1811 auf dem von ihm gepachteten Landsitze Ashestiel gelebt hatte, kaufte im letztgenannten Jahre einem Geistlichen, Namens Dr. Robert Douglas, in Galashiels ein etwa 100 englische Morgen umfassendes Grundstück ab, das nach Lockhart's Angabe „Clarty Hole" (Schmutzloch) hieß, wofür er 8000 Pfund Sterling bezahlte und an der

Stelle der alten Scheune ein styloses „Herrenhaus“ aufbauen ließ, welches große Geldsummen verschlang und dem er den romantisch klingenden Namen „Abbotsford“ gab.

Dieses Abbotsford war, wie einer seiner vielen Biographen, Sir Allan Cunningham, uns erzählt, aus Flicken und Ecken zusammengesetzt, die eine Meisterhand zu einem Ganzen verband, das aus Giebeln, Zinnen, Thürmchen und Winkeln bestand und in dieser Verfassung Keinem mehr als seinem Eigenthümer gefiel, nach dessen Bezeichnung es weder Schloß noch Abtei, sondern im wahrhaften Sinne des Wortes ein „altschottisches Herrenhaus“ war.

Hier schlug Walter Scott seinen Wohnsitz auf. Hier hatte er seine prachtvolle Bibliothek, seine reiche Rüstkammer, seine kleine, aber ausgewählte Bilder-Galerie.

In der Letztgenannten zeichneten sich vorzugsweise drei eben so seltene als in mehrfacher Beziehung anziehende Bilder der englischen, italienischen und spanischen Schule aus. Das erste dieses Kleeblatts war ein Oelgemälde, das Haupt der Maria Stuart auf einer Schüssel dargestellt gemalt von Amyas Cawood einen Tag nach ihrer Enthauptung im Schlosse zu Fotheringay. Dieses Bild war das Geschenk eines der glühend-

sten Verehrer Walter Scott's, eines preußischen Edelmanns, dessen Namen wir leider in keinem von allen Biographien Scott's und Schilderern Abbotsford's aufgefunden haben. Karl Elze, der dieses Bildes erwähnt, erzählt, daß es sich fast 200 Jahre im Besitze der Familie des Gebers befunden haben soll, nennt aber ebenfalls dessen Namen nicht.

Das zweite Bild, die „Beschneidung Christi" darstellend, gemalt von Luigi Sigola, ist nur insofern interessant, weil der Maler dem bei diesem Akte beschäftigten Oberpriester Simeon — hört, hört! — eine Brille aufgesetzt hat, woraus Mancher unserer grundgelehrten Alterthumsforscher den gewagten Schluß ziehen könnte, daß die Erfindung der Brillengläser doch wohl etwas älter sei, als die des italienischen Mönchs Alessandro della Spina (gestorben 1313 zu Pisa) oder die des Salvino degli Armati, welcher vier Jahre später zu Florenz gestorben war.

Das dritte Bild, die drei Könige des Morgenlandes darstellend, die dem neugeborenen Heilande Gold, Weihrauch und Myrrhen streuen, gemalt von einem spanischen Meister, dessen Name unserm Gedächtnisse leider entschlüpft ist, hat schon darum einen gewissen archäologischen Werth, weil die drei Majestäten Ator, Sator und Perator oder, wie Andere sie nennen, Kas-

par, Melchior und Balthasar, darauf mit dem Orden des goldenen Vließes decorirt sind, woraus überaus klar und deutlich hervorgeht, daß besagter Orden noch älter als der Heiland ist.

In der Bibliothek zu Abbotsford prangte unter andern Schätzen der Typographie die kostbare Variorum-Ausgabe der Klassiker, die ihm sein Verleger Constable geschenkt, und gleich daneben die vollständige, in grünen Maroquin eingebundene und mit Goldschnitt gezierte Sammlung der schönsten Ausgaben seiner eigenen Werke. In dem Zeitraume von siebzehn Jahren, von 1814, wo sein erster Roman „Waverley" erschienen war, bis zum Jahre 1831, wo seine „Tales of my Landlord" herausgekommen sind, war die Gesammtzahl von 29 seiner verschiedenen Werke auf eine Bibliothek von 74 Bänden angewachsen.*)

*) Karl Elze sagt: Der einzige Dichter, von welchem Walter Scott übertroffen worden, war Lope de Vega, welcher nach William Prescott's Berechnung während seiner fünfzigjährigen Schriftsteller-Laufbahn allwöchentlich ein Schauspiel geschrieben hat, ungerechnet seiner 21 Quartbände vermischter Werke, unter denen sich fünf große epische Gedichte befinden. Hat doch Lope einmal in Folge einer Wette mit Montalvan eines Morgens von 5 Uhr bis zur gewöhnlichen Frühstücksstunde um 8 Uhr ein dreiaktiges Stück in Versen geschrieben,

Jean Baptiste Defauconpret, welcher die sämmtlichen Werke Walter Scott's in's Französische übersetzt hat, zählt in seiner dem englischen Originale Allan Cunningham's nachgebildeten „Notice biographique et littéraire sur Walter Scott“ (Paris 1833. 8°) die verschiedenen Ausgaben der Scott'schen Werke in Octav (60 Bände), in Duodez (165), in 18° (84 Bände) und in 32° (82) mit selbstgefälliger Genauigkeit auf und berechnet, daß sämmtliche Ausgaben und Auflagen sich auf die Gesammtzahl von 1,452,700 Bände belauft, wobei die zu Brüssel und Lüttich erschienenen Nachdrücke nicht mitgerechnet sind.*)

Wenn man dieser Unsumme von Bänden die sämmtlichen deutschen, italienischen, spanischen, portugiesischen, polnischen, russischen Uebersetzungen hinzufügt, dann kommt eine colossale Bibliothek von mindestens 30 Millionen Bänden Scott'scher Romane in allen Sprachen Europa's heraus.

In den Jahren 1820 bis 1825 soll Walter Scott's jährliche Einnahme durchschnittlich mehr als

während Montalvan, der drei Stunden früher aufgestanden war, mit dem Seinigen erst drei Stunden später fertig ward. Scott aber bedurfte offenbar mehr Zeit zum Genuße des Lebens und der Geselligkeit als Lope de Vega.

*) Karl Elze, Band II. S. 120.

10,000 Pfund Sterling (60,000 Thaler) betragen haben.

Um so mehr aber muß man sich wundern, daß er vorzugsweise durch das „Alles verschlingende Ungeheuer“ — Abbotsford genannt — von Jahr zu Jahre tiefer in Schulden gerieth und endlich sogar gezwungen war, Bankerot machen ~~zu müssen~~.

Der Verfasser der „Waverley-Novellen“ lebte im Schooße seines Schlosses zu Abbotsford als Grand Seigeneur und verbrauchte manches Jahr, — besonders wenn er sich auf Reisen befand — fast das Doppelte seiner gewöhnlichen Einnahme. Die seltene Kunst des Sparens scheint er fast eben so wenig als der Nebenbuhler seines Ruhmes, Lord Byron, gekannt zu haben, welcher trotz seines bedeutenden Vermögens endlich doch bis an die kleinen Ohren in großen Schulden stak.

Die äußerst zahlreichen und kostspieligen Besuche, welche Walter Scott in Abbotsford anzunehmen sich gezwungen sah, raubten ihm nicht nur Geld, sondern auch Zeit, die ja eben so gut wie Geld ist nach dem englischen Grundsatze „Time is money.“ Der Zudrang selbst völlig Unbekannter, (wie sein neuester Biograph Elze erzählt) wurde so groß, daß Scott endlich genöthigt war, in den Gasthäusern von Melrose und Selkirk bekannt machen zu lassen, daß Niemand zuge-

lassen würde, dessen Besuch nicht vorher angemeldet und von ihm angenommen worden sei. Lockhart*) bedauert mit Recht, daß nicht ein regelmäßiges Verzeichniß von Abbotsford geführt worden ist (wie etwa die Weimar'schen Hofmarschallamtslisten zu Karl August's Zeit). — — —

„Außer den Tausenden (führt unsere Quelle fort), welche schon längst der Vergessenheit anheim gefallen sind, finden wir unter Walter Scott's Gästen den (etwas leichtsinnigen) Prinz-Regenten von Wales, den Ettrik-Schäfer, den schwedischen Prinzen Gustav Wasa, der sich unter dem Incognito eines Grafen Iterberg längere Zeit in Edinburgh aufhielt, **) den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, jetzigen König der Belgier, neben Sir Humphry Davy, dem Erfinder der Sicherheitslampe (und des Lachgases, wie wir hinzuzufügen uns erlauben), dem Maler William Allan und dem irischen Anakreon Thomas Moore (dem Freunde Lord Byron's). — Unter den Damen nennen wir beispielsweise die Millionairin Mrs. Coutts***),

*) John Gibson Lockhart war Scott's Landsmann und seit dem 20. April 1820, wo er dessen älteste Tochter Charlotte Sophie geheirathet hatte, Walter's Schwiegersohn.

**) Vater der Kronprinzessin Carola von Sachsen.

***) Miß Mellon, die als Schauspielerin eine Schönheit ersten

ursprünglich Soubrette und zuletzt Herzogin von Saint-Albans, welche stets mit sechs Kutschen, zwei Aerzten, vier Kammerfrauen und vielem Gesinde reiste; Lady Byron, die geschiedene Gattin des berühmten Dichters,*) Miß Edgeworth**) und Mrs. Siddons***). Die transatlantischen Stammesvettern sandten mitunter höchst sonderbare Exemplare, wurden aber desto würdiger vertreten durch Washington Irving und George Ticknor.†) Ersterer hatte seinen Besuch in Abbots-

Ranges gewesen war, heirathete den Banquier Coutti, der ihr ein Vermögen von 1,800.000 Pfund Sterling hinterließ, worauf sie eine zweite Ehe mit William Aubrey, Herzog von Saint-Alban's schloß. Sie starb im August 1837.

*) Isabelle Milbank, Witwe Lord Byron's seit 19. April 1824, starb zu London am 16. Mai 1860.

**) Miß Mary Edgeworth, eine der vorzüglichsten Romanschriftstellerin Englands, geb. zu Oxford im Jahre 1767, starb zu Edgeworthtown am 21. Mai 1849.

***) Sarah Kemble Siddons, geb. zu Brecknok am 1. Juli 1755, starb als eine der gefeiertsten Schauspielerinnen Englands zu London am 8. Juni 1831.

†) Nordamerikanischer Literarhistoriker, geb. zu Boston am 1. August 1791, bekannt durch seine klassische „History of spanish litterature“. (New-York 1849. 3 Bände in 8⁰.)

ford durch eine liebenswürdige Schilderung verewigt, ohne sich einer ähnlichen Taktlosigkeit schuldig zu machen, wie später Capitain Basil Hall, welcher sich sogar bei Tische Notizen in sein Tagebuch aufzeichnete; nicht so verstohlen, daß es Scott nicht gewahr worden wäre."

Zu den deutschen Touristen, die nach Abbotsford gepilgert waren, um die Bekanntschaft des ci-devant „großen Unbekannten", zu machen, gehört der „lebendig Verstorbene" Fürst Hermann Heinrich Ludwig von Pückler-Muskau, ehemaliger Garde-du-Corps-Officier zu Dresden und späterer General-Adjutant des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, Gemahl der schönen Lucie von Hardenberg, geschiedenen Gräfin von Pappenheim, von welcher auch Fürst Pückler am 20. März 1826 nach neunjähriger Ehe sich scheiden ließ. Zwei Jahre später ging er nach England, ließ 1830 die „Briefe eines Verstorbenen" und vier Jahre darauf seine „Tutti frutti" erscheinen.

Zu der deutschen Frauenwelt, welche Walter Scott durch die Ehre ihres Besuches erfreute, gehörte auch Gräfin von Kielmannsegge, welche vier Wochen nach dem Tode ihres vom Pferde herabgestürzten Lovelace, des Baronets Horace Cunningham, in Begleitung ihres alten Freundes Grassi eine Reise nach der Heimath ihres aufrichtig betrauerten Anbeters und

von England nach Schottland blos deshalb unternahm, um die persönliche Bekanntschaft des schottischen Hochgebirges und des berühmten Verfassers ihrer Lieblingsromane „Ivanhoe“, „Kenilworth“ und „Woodstock“ zu machen.*) — Scott empfing sie mit großer Zuvorkommenheit. Geblendet von den Strahlen ihrer ungewöhnlich großen Bildung (denn sie sprach Englisch fast eben so geläufig wie Französisch und Italienisch), schenkte er ihr im Augenblicke des Abschiedes eine eigenhändig gepflückte, carmoisinrothe, wohlriechende Blüthe des im Parke seines Herrenhauses sorgsam gepflegten ostindischen Rhododendron arboreum, das sie als „heiliges Andenken“ an die Feierlichkeit jener Stunde ewig aufzubewahren ihm und sich selbst gelobte und, wie immer, Wort zu halten pflegte, obgleich sie bald darauf eine seiner größten und erbittertsten Gegnerinnen ward.

Das Warum soll alsogleich erzählt werden.

Im Jahre 1827 ließ Walter Scott zu Edinburgh im Verlage des Buchhändlers Constable seine eben so viel gelobte als viel gelästerte „Lebensbeschreibung Na-

*) Der erste dieser Romane war im Jahre 1819, der zweite 1821, der dritte 1826 herausgekommen

poleon Buonaparte's" in nicht weniger als neun starken Octavbänden an's Licht treten.*)

An diesem Werke hatte er, wie Thomas Smollett an seiner zwölfbändigen „Complete History of England (London 1757) nicht länger als vierzehn Monate gearbeitet und von seinem Verleger dafür ein Honorar von 18,000 Pfund Sterling oder circa 110,000 Thaler erhalten (also nicht ganz so viel, als der Schreiber dieses für seinen vierbändigen Roman empfangen haben soll.)

Bei Erwähnung der Walter Scott'schen „Geschichte Napoleon's" werden wir unwillkührlich an Rivarol und an Mirabeau erinnert. Der Erste dieser Beiden, ein dem Königthume anscheinend ergebener Schriftsteller, welcher bei jeder Gelegenheit die Partei Ludwig's XVI. ergriffen hatte, pflegte mehrmals unumwunden zu gestehen: „Ich bin verkauft, aber nicht bezahlt." Der Zweite, der weit mehr der Volkspartei ergeben zu sein schien, wagte diese Phrase wie einen Handschuh umzukehren und von sich dreist genug zu behaupten: „Ich bin bezahlt, aber nicht verkauft." — Nach unserer Meinung hatten Beide Un-

*) Unter dem Titel: „Life of Napoleon Buonaparte, emperor of the french, with a preliminary view of the french revolution."

recht, weil das Eine gewiß eben so schimpflich als das Andere ist.

Walter Scott war, als er sich mit der Schilderung des Lebens und der Laufbahn Napoleon's beschäftigt hatte, weder Eines noch das Andere, sondern höchstens nur von seinem englischen Standpunkte aus etwas allzuparteiisch gegen den Erzfeind seines Vaterlandes gewesen.

„Für ihn (bemerkt Elze eben so wahr als geistreich) war die Geschichte nicht, wie für Hegel, der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit oder das Weltgericht wie für Schiller, er betrachtete auch nicht, wie Ritter, die Erde als das Erziehungshaus der Menschen: ihm war die Geschichte eine Dichtung, ein Produkt der Phantasie des Weltgeistes. Was konnte ihm also jetzt, da seine eigene Phantasie bereits erschöpft war, wohl näher liegen, als diese Dichtung der Weltphantasie nachzuerzählen? Seine Geschichtsschreibung war demnach weder pragmatisch noch philosophisch, sondern rein epischer Natur."

Walter Scott schrieb, wie die „Biographie universelle" nicht unrichtig bemerkt, mit wahrhaft napoleonischer Schnelligkeit, fast jeden Monat durchschnittlich anderthalb Bände jenes Werkes.

„Napoleon (so äußerte Scott selbst nach Beendi-

gung des Ganzen am 10. Juni gegen seinen Freund Morritt) ist wie ein absoluter Mühlstein um meinen Hals gewesen, der mir seit langer Zeit nicht erlaubt hatte, meine eigenen Gedanken zu denken, meine eigene Arbeit zu thun oder meine eigenen Briefe zu schreiben.

„Der Umfang des Werkes (fährt Karl Elze fort) war auf mehr als das Doppelte dessen angeschwollen, was ursprünglich veranschlagt gewesen, ein Uebelstand, der bei Scott's Gewohnheit, das Manuscript womöglich naß in die Druckerei zu schicken, fast unvermeidlich war. Was den Styl anlangt, so tadelte James Ballantyne dessen Nachlässigkeit, (Scott gab ihm im Herzen nicht Unrecht) und Lockhart tadelt den überreichen poetischen Schmuck. Dessenungeachtet schließt Letzterer (dessen Urtheil freilich nicht ganz unparteiisch ist), seine Kritik damit, daß er seinen Schwiegervater für den Livius des modernen Hannibal's erklärt."

Es gibt wohl nur wenige Geschichtswerke, die „von der Zinne der Partei" so verschiedenartig be- und verurtheilt worden sind, wie Walter Scott's „Leben Napoleon's" Die englische Kritik versuchte diese Arbeit in den Himmel zu heben; die französische dagegen ließ es sich angelegen sein, sie mit schlecht verhehlter Wuth in den Rinnstein zu ziehen und an ihr kein gutes Haar zu lassen. Sie behandelte den

Autor wie einen Schulknaben, der für die gänzlich mißglückte Ausführung seines Pensums die Zuchtruthe bekam und sich mit Schmähungen aller Art überhäuft sah.

Fast zu allen Zeiten ist die große Mehrzahl der sogenannten Kritiker eine feile, bestochene und gewissenlose Bestie gewesen, welche schonungslos den Namen und die Werke mancher ihnen glücklicherweise nicht befreundeten Schriftsteller in Fetzen zu zerreißen und damit die eigene Blöße ihrer schamlosen Unwissenheit zu verdecken bemüht gewesen sind.*) Trotz Allem blieb Scott doch immer Scott und mancher seiner wüthenden Beurtheiler, die über ihn den Stab zu brechen sich erkühnten, blieb die Frentzel-Null, die sie bis dahin

*) Zu dieser Race gehört ein gewisser Karl Frentzel, der in der Kellerwohnung einer Berliner Zeitung meinen bei Janke erschienenen Roman „die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit“ mit einer alle Grenzen der Schicklichkeit überschreitenden Berserkerwuth (aus der auch etwas Brotneid hervorguckt) angebellt, das Ganze zu sich in den Staub gezogen und mit beispielloser Frechheit für ein Plagiat französischer Gesandtschaftsberichte erklärt hat, obgleich nicht ein einziger mir dabei zur Verfügung stand; doch tröste ich mich mit den Götheschen Versen:

„Hat jeder Wallfisch seine Laus,
Muß auch ich die Meine haben.“

gewesen war und allem Anscheine nach ewig bleiben wird, denn nicht Jeder kann Genie sein, und es ist durchaus nicht schwer zu begreifen, daß es in der Literatur wie im Leben immer mehr Lumpengesindel und anrüchige Demi-Monde wie anständige Leute geben muß.

Gleich darauf, nachdem Scott die Geschichte Napoleon's zu schreiben angefangen, hatte ihn das Unglück getroffen, seine zärtlich geliebte Gattin Charlotte zu verlieren. Sie war am 15. Mai 1826 gestorben und hatte einen ihren Verlust aufrichtig beklagenden Witwer hinterlassen, der sich einige Monate später in Begleitung seiner jüngern, ledig gebliebenen Tochter Anna zuerst nach London und von dort nach Paris begab, um zu seiner Arbeit die ihm daselbst bereitwillig geöffneten Archive auszubeuten. In London angelangt, war er vom Könige Georg IV. nach Schloß Windsor eingeladen worden.

„Auch in Paris (erzählt sein schon mehrfach erwähnter Plutarch) war er Gegenstand allgemeiner Huldigung. Die legitimistisch gesinnten Damen der Halle geruhten ihm in feierlicher Deputation einen riesigen Blumenstrauß zu überreichen. Die russische Fürstin (Eudoxia) Galitzin hatte ihm zu Ehren eine Gesellschaft veranstaltet, bei welcher sämmtliche in Paris

anwesenden nordischen Prinzessinnen und Gräfinnen in schottischem Tartan erschienen. — Der Madame Mirbel*) mußte er zu einem ihrer gelungensten Bilder sitzen. — Im Theater sah er „Ivanhoe“ als Oper.

„Die Franzosen, notirte Scott in seinem Tagebuche, sind buchstäblich beleidigend in ihren Höflichkeiten und machen mich halb toll mit ihren Complimenten.“ — In Paris war's, wo Walter Scott die Bekanntschaft seines nordamerikanischen Nebenbuhlers Fenimore Cooper gemacht hatte. — Um dieselbe Zeit wurde Walter Scott im Leopoldstädter Theater in Wien vom Verfasser der „falschen Catalani“, Herrn Adolph Bäuerle, in einem Lustspiele, das Scott's Namen trug, auf die Bühne gebracht.

Doch fehlte es auch nicht an Kränkungen. Schon im Jahre 1827 hatte General Gourgaud ein sehr beleidigendes Pamphlet**) und ein Jahr später auch der

*) Lizinka Mirbel, geb. zu Cherbourg am 26. Juli 1796, hatte unter vielen äußerst ähnlichen Portraits auch König Karl X. (1827), Fanny Elsler (1839), den General Gourgaud (1834), die Herzogin von Treviso, die ehemalige Coblenzer Gastwirthstochter Himmes, von welcher früher die Rede gewesen war (1845), drei Jahre später Herrn Emile de Girardin gemalt und starb zu Paris am 31. August 1839.

**) Réfutation de la „Vie de Napoléon par W. Scott.“

Ex-König von Holland, der unserm Leser von Teplitz her gleichfalls schon bekannte Graf von Saint-Leu, eine nicht minder gehässige Flugschrift*) gegen Scott an's Licht treten lassen. Sir Walter würdigte Beide keiner Antwort. Seine Feinde legten dessen Schweigen für Feigheit, seine Anhänger hingegen für einen Akt unverdienter Nachsicht aus.

Als Gräfin Kielmannsegge, die ihm kurz vorher ihre aufrichtig gemeinte Huldigung in Abbotsford dargebracht hatte, sein „Leben Napoleon's" las, gerieth die noch immer fanatische Bewunderin des neuen auf Sanct-Helena gestorbenen Hannibal's dergestalt außer sich, daß sie in der Aufwallung ihres heißblütigen Zorns auch Walter Scott's von Madame Mirbel gemaltem und von J. T. Wedgwood meisterhaft in Kupfer gestochenem Brustbilde einen Platz in ihrer Privatgalerie neben der Trias der erbittertsten Feinde des Kaisers, neben Castlereagh, Wellington und Hudson Lowe, einzuräumen beschloß. Dort ließ sie sein Bildniß hängen, bis wenige Tage nach seinem am 21. September 1832 erfolgten Ableben zu Abbotsford, das er, beiläufig bemerkt, schon sieben Jahre zuvor seinem Schwiegersohne Lockhart überlassen hatte.

*) Réponse à sir W. Scott sur son „Histoire de Napoléon."

Walter Scott's letzten Worte waren die ersten drei Verse des aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührenden, in gereimtem Mönchslatein abgefaßten Kirchenliedes:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius." — —

— — — — — — — — — — — — — —

Zweites Kapitel.

Napoleon ruhte schon acht Jahre im Schooße der Alles gleichmachenden Erde, als Marie Louise, die niemals große Zuneigung zu ihm besessen und sowohl seine Trennung von ihm als seinen Tod auf Sanct-Helena schnell genug verschmerzt hatte, Trost und Beruhigung in den Armen eines Mannes fand, mit welchem sie bereits im Jahre 1812 im Schlosse zu Dresden, während der ihrem Gemahle zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten, bekannt geworden war.

Dieser Mann hieß Adam Albrecht Graf von Neipperg und war ein Sohn des geheimen Raths Leopold Joseph Grafen von Neipperg und dessen dritter Gemahlin, der Gräfin Marie Louise von Hatzfeld, die er am 4. Mai 1774 geheirathet hatte. Eilf Monate nach ihrer Hochzeit schenkte die Gräfin ihrem Gemahle einen Sohn, der — geboren am 8. April 1775 — frühzeitig in's österreichische Heer eingetreten, überraschend schnell bis zum Generalsrange emporgerückt war. — Am 4. Februar 1806 schloß Graf Adam Albrecht von

Neipperg in Mantua eine sogenannte Gewissensehe mit der Gräfin Therese Josephine Walpurgis von Thurn und Valsassina, der von Tisch und Bett getrennten Gemahlin eines Herrn Remondini aus Bassano, machte im Jahre 1809 den Feldzug im Armeecorps des Erzherzogs Karl mit, wurde zwei Jahre später als österreichischer Gesandter an den Hof König Karl's XIII. nach Stockholm geschickt, nahm 1813 Theil an der Schlacht bei Leipzig und ward vom Fürsten Schwarzenberg nach Wien gesandt, um dem kaiserlichen Hofe die erste Nachricht von dem glänzenden Siege der Alliirten zu überbringen. — Ein Jahr darauf war er so glücklich, am Dresdner Hof die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin Marie Louise zu machen, in deren Augen er schon damals großes Wohlgefallen fand, weil er, obgleich einäugig und durchaus nicht schön, ihr trotzdem zu imponiren schien. — Im Herbste des Jahres 1814 erhielt er Feldmarschall-Lieutenantsrang und wurde zum Ehrencavalier der nach Oesterreich zurückkehrenden Gemahlin Napoleon's ernannt. — Graf Neipperg wußte das liebeleere Herz der durch die Macht der politischen Verhältnisse vom Kaiser getrennten Herzogin von Parma durch die Schmieg- und Biegsamkeit seines sich überall rasch zurechtfindenden Geistes, durch den einnehmenden Zauber seines sympathischen Gesangs,

durch die glänzende Virtuosität seines Klavierspiels, sowie durch hundert größere und kleinere Gesellschaftstugenden, bald dergestalt für sich einzunehmen und auszufüllen, daß Beide bald nichts sehnlicher als den Tod der ihnen im Wege stehenden Signora Remondini herbeizuwünschen schienen. — Letztere starb endlich am 23. April 1815. Graf Neipperg, dessen Herz und Hand nun wieder gänzlich frei geworden war, sah sich gleich nach dem Ableben seiner ersten Frau zum Premier-Minister und ersten Mann im Herzogthume Parma erhoben durch die Huld der Ex-Kaiserin, die immer mehr Gefallen an ihm fand, und der er bald dergestalt unentbehrlich geworden war, daß sie — wenige Wochen nach dem Tode ihres auf Sanct-Helena gestorbenen Gemahls — mit ihrem „einäugigen Cupido", (wie ihn Herr von Talleyrand hieß) ohne Wissen und Einwilligung ihres kaiserlichen Vaters einen morganatischen Ehebund schloß, was gerade am 15. August 1821, am Geburtstage ihres verstorbenen Gemahls, geschehen sein soll. Seitdem residirten Beide im Schlosse zu Parma, lasen und zeichneten, musicirten und amusirten sich gegenseitig so gut, als es möglich war, dachten nicht mehr an die Vergangenheit, genossen der Gegenwart und schienen sich nur wenig oder gar nicht um die Zukunft zu bekümmern. — Marie Louise, welche von

Jugend auf etwas kalt und herzlos gewesen war, vergaß ihren in der Gefangenschaft gestorbenen Gemahl, der ihr stets gleichgiltig gewesen, noch weit früher und leichter, als ihren in Wien unter dem Schutze seines Großvaters zurückgebliebenen Sohn, den ehemaligen König von Rom, welchen Kaiser Franz durch ein Patent vom 18. Juni 1818 — also noch bei Lebzeiten Napoleon's — zum Herzoge von Reichstadt ernannt und ihm in der Person des rühmlich bekannten Dichters Matthias Edlen von Collin einen der tüchtigsten Lehrer, wie in der Person des Grafen Moritz von Dietrichstein einen eben so geistreichen als liebenswürdigen Obersthofmeister zur Leitung der Erziehung und zur Ausbildung der guten Anlagen des Herzogs gegeben hatte.

Im Jahre 1822 wohnte Marie Louise als Herzogin von Parma in Begleitung ihres Gemahls zur linken Hand dem Congresse zu Verona bei, auf welchem Graf Neipperg durch seine stolze Erscheinung und imponirende Haltung fast größeres Aufsehen als die Ex-Kaiserin der Franzosen erregte, die, durch seine Strenge gebessert, auf Alle den Eindruck der „bezähmten Widerspenstigen" Shakespeare's zu machen, ein Musterbild weiblicher Folgsamkeit geworden zu sein und keinen andern Willen, als den ihres gestrengen Incognito-

Gemahls zu haben schien. Marie Louise gehörte zweifelsohne der großen Mehrzahl jener Frauen an, die weit leichter durch etwas barbarische Strenge, als durch ewig nachgiebige Sanftmuth zu leiten sind. Vor dem einen Auge Neipperg's pflegte sie aufrichtiger, als früher vor den beiden Augen Napoleon's und als später vor den hundert Argusaugen ihrer sie mißtrauisch beobachtenden Familie zu zittern. Sie war Sklavin seines unbeugsamen Willens und glich darin ganz und gar jenem gebesserten „Fränzchen", das zuletzt Alles, ja sogar Tabak rauchen muß, wenn der unerbittliche Mann ihrer Wahl es von ihr zu verlangen sich erlaubt. Mit Einem Wort: Marie Louise war eine Andere geworden. Sie liebte den Grafen von Neipperg und schien, diesem strengen Adam gegenüber, eine ewig nachgebende, niemals widersprechende, äußerst gehorsame Eva zu sein.

An Napoleon dachte man nicht mehr. Gräfin Brady sagt in Bezug darauf, gleichsam zu Marie Louisen's Entschuldigung: „L'inconstance, les impatiences, la brusquerie de Napoléon lui avaient sans doute aliéné l'esprit de sa femme; elle ne l'aimait déjà plus quand les alliés les séparèrent. Le comte de Neipperg avait perdu un oeil à la guerre, ce qui ne l'empêchait d'être beau, spirituel, aimable.

Pourtant on ne saurait justifier l'empressement que mit Marie-Louise à le traiter en époux lorsque vivait encore l'empereur, non plus que l'insouciance pour son fils".

Leider ist es nur allzuwahr und factisch erwiesen, daß Marie Louise sich wenig oder gar nicht um das Schicksal ihres einzigen Sohnes, um das Wohl des Herzogs von Reichstadt bekümmerte, welcher ihr fast eben so gleichgiltig als der Vater desselben geworden war.

Der ci-devant König von Rom hatte noch nicht sein viertes Jahr erreicht, als er im Schlosse zu Schönbrunn unter den Augen seiner Gouvernante, der Frau von Montesquiou, heranwuchs und von Tag zu Tage schöner ward. Er war ein blondgelockter, rosenrother Knabe, dessen frisches Gesichtchen, dessen regelmäßige Züge, (nach Aussage des Herrn von Méneval) durch schöne blaue Augen belebt wurden." Dieser Gewährsmann, der uns interessante Aufschlüße über die Jugendjahre des Prinzen giebt, erzählt u. A.:

„Er besaß einen frühreifen Verstand und war unterrichteter, als manches weit ältere Kind. Frau von Montesquiou, welche ihn den ganzen Tag, ja selbst Nachts nicht zu verlassen und ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt einer Mutter zu bewachen pflegte,

stand täglich um 7 Uhr auf und begann bald nach dem Gebete die Lehrstunden. Der Prinz las nicht blos geläufig, sondern wußte auch schon etwas Geschichte und Geographie. Ein Abbé Lanti, Almosenier der französischen Gesandschaft in Wien, kam fast täglich nach Schönbrunn, um mit ihm italienisch zu plaudern; sein Kammerdiener dagegen durfte nur deutsch mit ihm reden; bald wußte das hübsche Kind sich in beiden Sprachen verständlich zu machen, doch zeigte es großen Widerwillen gegen die deutsche Sprache, deren Aussprache ihm schwer und unangenehm zu sein schien.

Der heilige Dreikönigstag des Jahres 1815 (erzählt Baron Méneval) hatte die zum Congreß versammelten Souveraine zu einem großen Banket bei Hofe vereinigt. Ich habe den Namen Desjenigen vergessen, welcher das Glück hatte, Bohnenkönig zu werden. — An demselben Tage gab Marie Louise ihrem Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand und ihren Schwestern ein „Gouter" (Vesperbrot). Die ephemere Königswürde fiel ihrem Sohne zu, der leider sein ganzes Leben hindurch ein „roi de la fève" (ein Bohnenkönig) blieb.

Um dieselbe Zeit hatte Baron Erbeck, Gouverneur des Erzherzog-Thronfolgers Ferdinand, bei Hofe einen heftigen Anfall von Epilepsie bekommen, in Folge dessen Erbeck in rasenden Wahnsinn verfiel, der bald darauf

dessen Tod herbeiführte. Dies traurige Ereigniß hatte auf seinen erhabenen Zögling einen unverwischbar finstern Eindruck gemacht. Man sprach darüber Viel und Mancherlei, wie auch von seltsamen Worten, welche dem Gouverneur in seinem Wahnsinne entwischt sein sollen, und welche jedenfalls nur Aeußerungen einer verwirrten Einbildungskraft gewesen sein können. Er hatte, so viel ich mich zu erinnern weiß, von allerhand Drohungen mit Mord oder Angriffen auf die intellectuellen Fähigkeiten des jungen Prinzen gesprochen," (was wir unsererseits für durchaus unwahr halten müssen).

Die Anwesenheit des Abbé Werner,*) eines der ersten Kanzelredner und Dichter Deutschlands, hatten den Grafen von Neipperg veranlaßt, der Kaiserin Marie Louise das Vergnügen zu verschaffen, die Bekanntschaft dieser literarischen Berühmtheit zu machen. Der Eindruck, den schöne, mit Begeisterung vorgetra=

*) Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. zu Königsberg am 18. November 1768, war 1811 von der protestantischen Kirche zur katholischen Kirche übergetreten, hatte sich deshalb nach Rom begeben, um in die Hände des Papstes Pius des Siebenten seinen Glauben abzuschwören, und war dann nach Wien gekommen, wo er als Prediger am 17. Januar 1823 starb.

gene Verse machen müssen, hatte dazu beitragen sollen, sie mit der deutschen Sprache auszusöhnen. — Mehrere Erzherzoge, deren Oheime und ihre beiden ehemaligen Hofmeisterinnen, die Gräfinnen Colloredo und Laczanski, wurden zu dieser Vorlesung eingeladen; meine Unkenntniß der deutschen Sprache dispensirte mich davon. — Abbé Werner las sein Trauerspiel „Kunigunde.“ Er war ein Mann von etwas alterirter Einbildungskraft, dessen strenges Gesicht etwas ungemein Fanatisches besaß.

Marie Louise, die über Werner's Gesicht unwillkürlich in's Lachen gerathen war, gestand später dem Grafen Neipperg, sich, dieses unerlaubte Lachen abgerechnet, erklecklich gelangweilt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mit Ungeduld (fährt Baron Méneval fort) erwarteten wir den Ausgang des Congresses, welchen man uns täglich als nahe bevorstehend angekündigt hatte; die hohen Personen aber, welche dabei den Vorsitz führten, schienen zu sehr durch Feste in Anspruch genommen, um sich mit Geschäften zu befassen.“

Am 21. Januar 1815 ließ der französische Gesandte im Sanct-Stephans-Dome einen Gottesdienst zur Feier des an diesem Tage im Jahre 1793 guillo-

dern nach Wien gebracht werden müsse, um hier unter deren beständiger Aufsicht zu stehen. — Tags darauf erhielt Frau von Montesquiou die Weisung, den Prinzen nach Wien zu begleiten.

Am 4. Mai, nachdem Letzterer nach Wien geschafft worden war, erhielt Frau von Montesquiou von der Mutter des Prinzen die Weisung, sich Abends 8 Uhr zur Abreise bereit zu halten, ohne ihr die Gründe anzugeben, welche diese gänzlich unerwartete Maßregel herbeigeführt hatten. Noch an demselben Tage sah sich Gräfin Montesquiou genöthigt, zur festgesetzten Stunde, in Begleitung ihres Sohnes, des vielfach erwähnten „Siegesboten“ Anatole, die Wiener Hofburg und das Weichbild der Stadt verlassen zu müssen. Tief gekränkt kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß der Polizei-Director von Haager urplötzlich abgesetzt und auf seine Güter geschickt worden sei, weil er einen ihm Tags zuvor von einem Bischofe gegebenen Wink unbenutzt gelassen und einen staatsgefährlichen Verschwörer, welcher sich für einen Grafen von Narbonne ausgegeben, nicht sofort arretirt habe. Besagter Herr von Narbonne, der, beiläufig erwähnt, eines der vielen Werkzeuge des großen Ränkeschmidts Talleyrand gewesen sein soll, war erst kurz vorher in

Wien eingetroffen, um allem Anscheine nach den König von Rom, damals kaum vier Jahre alt, nach Paris zu entführen und ihn dort unter der Vormundschaft Talleyrand's an die Spitze einer von Letzterm creirten Regentschaft zu setzen. Herr von Haager, der an dieses „Ammenmärchen“, wie er's hieß, durchaus nicht glauben gewollt, hatte Herrn von Narbonne, welcher sich durch ein Pflaster vor dem rechten Auge und durch den Anschein eines blessirten linken Beines unkenntlich gemacht, ungestraft entschlüpfen lassen, was seinerseits jedenfalls etwas mehr als unvorsichtig gewesen war.

Wir kehren zu unserer Quelle zurück.

„Eine Nachricht (schreibt Baron Méneval), welche damals außerhalb Schönbrunn's, wo sie großes Interesse erregte, ziemlich spurlos vorüberging, war der Tod der Gräfin von Neipperg. Diese Dame (die von Tisch und Bett getrennte Signora Remondini, geborene Gräfin von Thurn und Valsassina), welche in Württemberg zurückgeblieben war, woher General von Neipperg herstammte, während er in Wien seine Talente geltend zu machen versuchte, war am 23. April 1815 urplötzlich nach zweitägiger Krankheit gestorben und hatte ihrem Gemahle vier Knaben hinterlassen.*)

*) Der Aelteste dieses vierblätterigen Kleeblatts ist der am 26. Januar 1807 geborene Graf Alfred von Neipperg, der,

Sie soll, wie versichert wird, sehr hübsch, aber nur höchst mittelmäßigen Verstandes gewesen sein. Graf von Neipperg hatte sie ihrem Manne entführt, der erst einige Monate vor ihrem Tode gestorben sein soll.*) Die Art und Weise, wie Marie Louise diesen Todesfall bald darauf ihren Tischgenossen mittheilte, zeigte nicht, daß das Ableben jener Dame ihr irgendwie leid gethan haben mag. Auch Graf Adam wußte sich schnell zu trösten. — Das von seinen Neidern hier und dort in Umlauf gebrachte Gerücht, daß General Neipperg seine erste Frau vergiftet haben soll, ist jedenfalls mehr als absurd.

Am 1. Mai 1815 geruhten sämmtliche Souveraine des Wiener Congresses (darunter auch Marie Louise und ihr Gemahl Graf von Neipperg) dem vom Kaiser Franz veranstalteten Banket im Pavillon des vom Kaiser Joseph II. in's Leben gerufenen Augartens beizuwohnen. Abends war prachtvolles Feuerwerk im Prater.

Die letzte Handlung Marie Louisens, von welcher Baron Méneval Zeuge gewesen, bevor er Wien ver-

vermählt seit dem 19. März 1840 mit der Prinzessin Marie von Württemberg, einer der Schwiegersöhne des unlängst verstorbenen Königs Wilhelm von Württemberg ist.

*) Weder ihn noch sie findet man in einem der unzählig vielen Bände des „Gotha'schen Kalenders."

gene Verse machen müssen, hatte dazu beitragen sollen, sie mit der deutschen Sprache auszusöhnen. — Mehrere Erzherzoge, deren Oheime und ihre beiden ehemaligen Hofmeisterinnen, die Gräfinnen Colloredo und Laczanski, wurden zu dieser Vorlesung eingeladen; meine Unkenntniß der deutschen Sprache dispensirte mich davon. — Abbé Werner las sein Trauerspiel „Kunigunde." Er war ein Mann von etwas alterirter Einbildungskraft, dessen strenges Gesicht etwas ungemein Fanatisches besaß.

Marie Louise, die über Werner's Gesicht unwillkürlich in's Lachen gerathen war, gestand später dem Grafen Neipperg, sich, dieses unerlaubte Lachen abgerechnet, erklecklich gelangweilt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mit Ungeduld (fährt Baron Méneval fort) erwarteten wir den Ausgang des Congresses, welchen man uns täglich als nahe bevorstehend angekündigt hatte; die hohen Personen aber, welche dabei den Vorsitz führten, schienen zu sehr durch Feste in Anspruch genommen, um sich mit Geschäften zu befassen."

Am 21. Januar 1815 ließ der französische Gesandte im Sanct-Stephans-Dome einen Gottesdienst zur Feier des an diesem Tage im Jahre 1793 guillo-

dern nach Wien gebracht werden müsse, um hier unter deren beständiger Aufsicht zu stehen. — Tags darauf erhielt Frau von Montesquiou die Weisung, den Prinzen nach Wien zu begleiten.

Am 4. Mai, nachdem Letzterer nach Wien geschafft worden war, erhielt Frau von Montesquiou von der Mutter des Prinzen die Weisung, sich Abends 8 Uhr zur Abreise bereit zu halten, ohne ihr die Gründe anzugeben, welche diese gänzlich unerwartete Maßregel herbeigeführt hatten. Noch an demselben Tage sah sich Gräfin Montesquiou genöthigt, zur festgesetzten Stunde, in Begleitung ihres Sohnes, des vielfach erwähnten „Siegesboten" Anatole, die Wiener Hofburg und das Weichbild der Stadt verlassen zu müssen. Tief gekränkt kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß der Polizei-Director von Haager urplötzlich abgesetzt und auf seine Güter geschickt worden sei, weil er einen ihm Tags zuvor von einem Bischofe gegebenen Wink unbenutzt gelassen und einen staatsgefährlichen Verschwörer, welcher sich für einen Grafen von Narbonne ausgegeben, nicht sofort arretirt habe. Besagter Herr von Narbonne, der, beiläufig erwähnt, eines der vielen Werkzeuge des großen Ränkeschmidts Talleyrand gewesen sein soll, war erst kurz vorher in

Wien eingetroffen, um allem Anscheine nach den König von Rom, damals kaum vier Jahre alt, nach Paris zu entführen und ihn dort unter der Vormundschaft Talleyrand's an die Spitze einer von Letzterm creirten Regentschaft zu setzen. Herr von Haager, der an dieses „Ammenmärchen", wie er's hieß, durchaus nicht glauben gewollt, hatte Herrn von Narbonne, welcher sich durch ein Pflaster vor dem rechten Auge und durch den Anschein eines blessirten linken Beines unkenntlich gemacht, ungestraft entschlüpfen lassen, was seinerseits jedenfalls etwas mehr als unvorsichtig gewesen war.

Wir kehren zu unserer Quelle zurück.

„Eine Nachricht (schreibt Baron Méneval), welche damals außerhalb Schönbrunn's, wo sie großes Interesse erregte, ziemlich spurlos vorüberging, war der Tod der Gräfin von Neipperg. Diese Dame (die von Tisch und Bett getrennte Signora Remondini, geborene Gräfin von Thurn und Valsassina), welche in Württemberg zurückgeblieben war, woher General von Neipperg herstammte, während er in Wien seine Talente geltend zu machen versuchte, war am 23. April 1815 urplötzlich nach zweitägiger Krankheit gestorben und hatte ihrem Gemahle vier Knaben hinterlassen.*)

*) Der Aelteste dieses vierblätterigen Kleeblatts ist der am 26. Januar 1807 geborene Graf Alfred von Neipperg, der,

Sie soll, wie versichert wird, sehr hübsch, aber nur höchst mittelmäßigen Verstandes gewesen sein. Graf von Neipperg hatte sie ihrem Manne entführt, der erst einige Monate vor ihrem Tode gestorben sein soll.*) Die Art und Weise, wie Marie Louise diesen Todesfall bald darauf ihren Tischgenossen mittheilte, zeigte nicht, daß das Ableben jener Dame ihr irgendwie leid gethan haben mag. Auch Graf Adam wußte sich schnell zu trösten. — Das von seinen Neidern hier und dort in Umlauf gebrachte Gerücht, daß General Neipperg seine erste Frau vergiftet haben soll, ist jedenfalls mehr als absurd.

Am 1. Mai 1815 geruhten sämmtliche Souveraine des Wiener Congresses (darunter auch Marie Louise und ihr Gemahl Graf von Neipperg) dem vom Kaiser Franz veranstalteten Banket im Pavillon des vom Kaiser Joseph II. in's Leben gerufenen Augartens beizuwohnen. Abends war prachtvolles Feuerwerk im Prater.

Die letzte Handlung Marie Louisens, von welcher Baron Méneval Zeuge gewesen, bevor er Wien ver-

vermählt seit dem 19. März 1840 mit der Prinzessin Marie von Württemberg, einer der Schwiegersöhne des unlängst verstorbenen Königs Wilhelm von Württemberg ist.

*) Weder ihn noch sie findet man in einem der unzählig vielen Bände des „Gotha'schen Kalenders."

lassen mußte, war ein Gottesdienst, an welchem sie am 5. Mai, Morgens 7 Uhr, in der Hofcapelle zu Schönbrunn im Beisein ihres kaiserlichen Vaters theilgenommen hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte Graf San-Vitale seine Function als Oberkammerherr bei ihr zum ersten Male ausgeübt.

Am 6. Mai erhielt Baron Méneval, nachdem er sich bei Marie Louise und, gleich darauf, beim Sohne seines Kaisers verabschiedet hatte, seinen Paß und die Erlaubniß, Wien verlassen und nach seiner Heimath zurückkehren zu dürfen. Bei seinem Abschiedsbesuche fiel ihm die ernst-schwermüthige Miene des Prinzen auf. „Der Prinz (berichtet Herr von Méneval) hatte jene lustige Kindlichkeit und Gesprächigkeit verloren, welche früher so anmuthig gewesen war. Er sah mich eintreten, ohne zu thun, als ob er mich noch kenne. Man hätte sagen können, daß dieser junge Mann, den eine große Lehre der Vorsehung bei seinem Eintritt in's Leben mit einer zwiefachen Krone geschmückt zu haben schien, um ein neues Beispiel der Eitelkeit menschlicher Größe zu geben, schon damals unglücklich gewesen sei. Er glich einem mit Blumen bekränzten Opfer. Er sah mich traurig und bedeutsam an, ohne eine meiner Fragen zu beantworten; er machte seine Hand leise von der Meinen los und zog sich schweigend in eine Fenster-

nische zurück. — Als ich mich zu ihm niederneigte, um ihm Lebewohl zu sagen, flüsterte er mir leise die Worte ins Ohr: „Herr Méva,*) sagen Sie meinem Vater, daß ich ihn immer noch recht lieb habe.“ — — — Es machte ihm Mühe und Kummer, seine „Maman Quiou,“ wie er seine Gouvernante Montesquiou hieß, die von ihm getrennt worden war, vergessen zu lernen. Als man aufgehört hatte, ihn Napoleon zu nennen, empfand er darüber großes Mißbehagen, weil ihm der Name Franz, den man ihm gegeben, häßlich und unbedeutend vorkam.“

Es ist hohe Zeit hier noch einige Worte über „Maman Quiou“ und deren Sohn Anatole de Montesquiou einzuschalten, weil sie für den Verlauf unserer Erzählung durchaus nicht überflüssig sind.

Als Gräfin Montesquiou in Begleitung ihres Sohnes über Prag und Dresden nach Frankreich zurückkehrten, machten Beide in letztgenannter Stadt die Bekanntschaft der Gräfin von Kielmannsegge, welche nach dem von Liesenberg ausgesprengten Gerüchte erst kurz vorher von ihrem heimlichen Besuche von der Insel Elba zurückgekehrt sein sollte. Gräfin Kielmannsegge hatte die Gräfin Montesquiou, die im Hôtel de Saxe

*) So nannte er Méneval etwas abgekürzt.

abgestiegen war, aufgesucht und ihr das von Isabey gemalte Bildniß des Königs von Rom, geziert mit dessen Locke, gezeigt, das der Kaiser ihr kurz vor der Schlacht bei Leipzig zum Andenken geschenkt und ihr dafür das Versprechen abgenommen hatte, dem Prinzen eine zweite Mutter sein und sich seiner immer liebevoll annehmen zu wollen, was sie dem Kaiser feierlich zugesagt hatte.

Fast gleichzeitig sprach sie auch Méneval.

— Wie verließen Sie unsern armen Prinzen? fragte sie voll aufrichtiger Theilnahme.

— Ich verließ ihn in blühender Gesundheit, entgegnete der Baron. Sein äußerst kräftiger Körperbau verspricht ein langes, von Kränklichkeiten verschontes Leben, wenn kein böser Zufall den Lauf desselben hemmt. Er ist schön, gut und liebenswürdig!

— Das freut mich, entgegnete die Gräfin, das Portrait des Prinzen küssend. Noch niemals habe ich ihn gesehen und dennoch, Baron, liebe ich ihn wie Fleisch meines Fleisches, denn er ist ja das einzige Kind des Kaisers, den ich liebe und ewig lieben werde, weil er das Ideal der Träume meiner Jugend, der letzte Stern in der langen Winternacht meines Lebens ist.

Méneval schied von ihr tief gerührt. Am 11. Mai langte er in Basel, am 14. in Paris an.

Der Prinz, der, wie schon oben erwähnt, durch

ein kaiserliches Edict vom 18. Juli 1818 den Titel eines Herzogs von Reichstadt nach einer seiner in Böhmen gelegenen Herrschaften erhielt, welche ihm erst nach dem Tode seiner Mutter oder nach dem Eintritt seiner Volljährigkeit als Apanage-Güter anheimfallen sollten, kam leider niemals in den Genuß derselben.

Dem Gouverneur des Herzogs von Reichstadt, dem Grafen Moritz von Dietrichstein, welchem die geistige Pflege desselben anvertraut war, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, nichts versäumt zu haben, um dessen Fähigkeiten möglichst schnell einer glänzenden Entwickelung entgegenzuführen. — Der Prinz ging alle militairischen Grade durch. Am 20. März 1823 — an seinem zwölften Geburtstage — ertheilte ihm sein Großvater das Fähndrich-Patent. Fünf Jahre später ward er Hauptmann im ersten Jäger-Regimente und 1830 als Major nach Prag versetzt, blieb aber in Wien, wo er gleich darauf ein Bataillon im Regimente Gyulay erhielt.

Wir kehren zu dessen Mutter zurück.

Niemand war untröstlicher, als Marie Louise, als ihr heimlich angetrauter, heißgeliebter, wenn auch bisweilen seines Zornes wegen sehr gefürchteter Gemahl urplötzlich und unerwartet schnell in den Mauern des Schlosses zu Parma und in den Armen der ehemaligen

Kaiserin der Franzosen am 22. Januar 1829, wie Einige sagen, an der Rose oder, wie Andere behaupten wollen, wie sein Vorgänger Napoleon, am Magenkrebse starb.*) Es bleibt immerhin merkwürdig, daß nicht nur der Kaiser allein, sondern auch einer seiner Brüder Lucian, Prinz von Canino**) und eine seiner Schwestern, Marie Karoline Annonciade, Gemahlin Joachim Murat's, König's von Neapel***) derselben Krankheit erliegen mußten.

*) Graf Neipperg hatte ein Alter von kaum fünfundfünfzig Jahren erreicht. Der „einäugige Cupido" war ein Mann von Schrot und Korn und ein echt ritterlicher Charakter. (Vergl. Ferdinando Maestri's „Elogio del Conte A. A. Neipperg," Parma 1829. 4°, wo auch sein Portrait zu finden ist.) Der einzige Sohn, welchen er mit Marie Louise in morganatischer Ehe erzeugt hatte, erhielt den ins Italienische übersetzten Namen seines Vaters und heißt seitdem Wilhelm Albrecht, Graf von Montenuovo. Geboren zu Parma um das Jahr 1820, ist er gegenwärtig k. k. Feldmarschall-Lieutenant, seit 18. Mai 1850 mit der ungarischen Gräfin Batthyany Strattmann vermählt und erst unlängst in den Fürstenstand erhoben worden.

**) Lucian Buonaparte, geboren zu Ajaccio am 15. März 1775, starb zu Viterbo am 30. Juni 1840.

***) Marie Karoline Annonciade, geboren zu Ajaccio 25. März 1782, vermählt 20. August 1800 mit Joachim Murat, Witwe seit 13. Oktober 1815, starb als Gräfin von Lipona auf ihrer Villa Campo Marzo bei Triest am 18. Mai 1819.

Der Herzog von Reichstadt war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er durch jenen großen Allerweltskuppler, welcher Zufall heißt, die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht hatte, deren frühlingfrische Schönheit ihn bald dergestalt bestrickte und entzückte, bezauberte und beglückte, daß er plötzlich ganz Feuer und Flamme zu sein schien.

Sie hieß Elsler und war Ballettänzerin. Fanny, geboren zu Wien im Jahre 1810, war einige Monate älter, als der blutjunge, goldgelockte, rosenrothe Zögling des Grafen von Dietrichstein, der seinem Schüler weit mehr Freiheit gönnte, als demselben dienlich zu sein schien.

Und so kam es, daß sich zwischen dem Herzoge von Reichstadt und jener sylphenschönen Ballerina Fanny Elsler sehr bald eines jener leichtgeknüpften und ebenso leichtgelösten Verhältnisse entspann, für welches die urgemüthliche Sprache der Wiener den äußerst treffenden, aber in keine von allen andern Sprachen übersetzbaren Ausdruck „Techtelmechtel" erfunden hat. Anfangs liebten sich Beide wie Kinder und bald darauf wie ganz erwachsene Leute. — Huldreich drückte man ein Auge zu und geruhte nachsichtig durch die weit geöffneten Finger zu gucken. Natürlich machte sie dies nur dreister, und endlich liebten sich die beiden jungen

Leute ganz wie alte Praktiker. Die natürliche Folge davon war, daß der junge Prinz sehr bald zu kränkeln begann. Der kerngesunde Mann wurde mager und bleich und durfte bald wie Paisiello's „schöne Müllerin" von sich die Arie singen:

„An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe Schuld."

Inmitten dieser anstrengenden Studien seiner ersten Liebe brach in Paris urplötzlich die Juli-Revolution des Jahres 1830 aus.

Drittes Kapitel.

In Folge der legiciden Ordonnanzen des volksfeindlichen Ministeriums Polignac hatte innerhalb dreier Tage die Pariser Bevölkerung drei Dynastien, die Dynastie des verhaßten Karl's X., seines nicht minder verhaßten Sohnes, des Herzogs von Angoulème, und seines dem Volke gleichgiltigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu dessen Gunsten Vater und Sohn gleichzeitig abdicirt hatten, in Trümmer geschlagen, aus diesen Trümmern einen neuen Thron aufgebaut und darauf die Dynastie Orléans erhoben. Und abermals war an die Stelle des weißen Banners der Bourbons die dreifarbige Fahne der Revolution, die Tricolore des erst vor fünfzehn Jahren durch die Macht fremder Bayonnette beseitigten Kaiserreichs von Neuem aufgepflanzt und Louis Philippe, der vielgeprüfte Sohn des am 6. November 1793 enthaupteten Herzogs von Orléans-Egalité, zum Könige der Franzosen ausgerufen worden. König Karl X. und seine bösen Sieben, die Minister Polignac, Peyronnet, Chantelauze, Guernon

de Ranville, d'Haussez, Montbel und Bourmont, mußten ihre letzte Rettung in der Flucht suchen. Der Nachfolger seines am 16. September 1824 gestorbenen Bruders Ludwig XVIII., der vom Pariser „Figaro" so getaufte „roi des concombres" floh nach Rambouillet und langte, begleitet von seiner ganzen Familie, am 11. August in Cherbourg an, von wo Karl X. und sein aus achtzehn Personen bestehendes Gefolge auf zwei nordamerikanischen Schiffen „Great Britain" und „Charles-Carrott", geführt vom damaligen Schiffs-Capitain und spätern Admiral Jules Sebastian César Dumont-d'Urwille, nach Portsmouth segelten, wo sie am 17. August eintrafen. Von dort ging es nach Holyrood.

Während Louis Philippe, der „roi-bourgeois" oder „Bürger-König" mit seinem damals sprichwörtlich gewordenen Regenschirme und Händedruck sich auf dem schwankenden Juli- oder, richtiger gesagt, August-Throne noch nicht festgesetzt hatte, war Gräfin Kielmannsegge in den ersten Tagen des Septembermonats 1830 unter dem angenommenen Namen einer Frau von Neusalza (so hieß eines ihrer schönsten Güter) nach Paris geeilt, hatte dort mehrere geheime Zusammenkünfte mit „Maman Quiou" und deren Sohne Anatole, mit dem Grafen und der Gräfin Bertrand, mit den Grafen Montholon und Las Cases,

sowie mit einigen andern Anhängern der Buonapartistischen Partei gehabt und war dann auffallend schnell, mit äußerst wichtigen Instructionen und guten Winken versehen nach Dresden zurückgekehrt, wo sie im Stillen sich beeilte, die nothwendigen Vorkehrungen zu einer von ihr ernstlich beabsichtigten Entführung des Herzogs von Reichstadt zu treffen. Der Augenblick schien ihr dergestalt günstig zu sein, daß sie fest entschlossen war, ihr dem verstorbenen Kaiser gegebenes Versprechen zu erfüllen, sich bei so passender Gelegenheit, wie diese, seines Sohnes anzunehmen und ihm zum Rückgewinn des für ihn verloren gegangenen Kaiserthrones Frankreichs, so weit es im Bereiche ihrer Kräfte und Anstrengungen lag, behilflich zu sein.

Zu diesem Behufe stellte sie sich an die Spitze einer von ihr ausgesonnenen, eben so originellen als abenteuerlichen Verschwörung.

Begleitet von nicht weniger als zwölf ihrer eben so jungen als unternehmenden Kammerjungfern und eines als Franziskanermönch verkleideten Franzosen, in welchem Einige den „Siegesboten" Anatole de Montesquiou, den Sohn der lieben „Maman Quiou", Andere dagegen den Grafen Bertrand oder Montholon erkennen wollten, begab sie sich in sieben, sich stundenweise nachfolgenden Wagen in der Mitte des Monats October

gene Verse machen müssen, hatte dazu beitragen sollen, sie mit der deutschen Sprache auszusöhnen. — Mehrere Erzherzoge, deren Oheime und ihre beiden ehemaligen Hofmeisterinnen, die Gräfinnen Colloredo und Laczanski, wurden zu dieser Vorlesung eingeladen; meine Unkenntniß der deutschen Sprache dispensirte mich davon. — Abbé Werner las sein Trauerspiel „Kunigunde.“ Er war ein Mann von etwas alterirter Einbildungskraft, dessen strenges Gesicht etwas ungemein Fanatisches besaß.

Marie Louise, die über Werner's Gesicht unwillkürlich in's Lachen gerathen war, gestand später dem Grafen Neipperg, sich, dieses unerlaubte Lachen abgerechnet, erklecklich gelangweilt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mit Ungeduld (fährt Baron Méneval fort) erwarteten wir den Ausgang des Congresses, welchen man uns täglich als nahe bevorstehend angekündigt hatte; die hohen Personen aber, welche dabei den Vorsitz führten, schienen zu sehr durch Feste in Anspruch genommen, um sich mit Geschäften zu befassen.“

Am 21. Januar 1815 ließ der französische Gesandte im Sanct-Stephans-Dome einen Gottesdienst zur Feier des an diesem Tage im Jahre 1793 guillo-

dern nach Wien gebracht werden müsse, um hier unter deren beständiger Aufsicht zu stehen. — Tags darauf erhielt Frau von Montesquiou die Weisung, den Prinzen nach Wien zu begleiten.

Am 4. Mai, nachdem Letzterer nach Wien geschafft worden war, erhielt Frau von Montesquiou von der Mutter des Prinzen die Weisung, sich Abends 8 Uhr zur Abreise bereit zu halten, ohne ihr die Gründe anzugeben, welche diese gänzlich unerwartete Maßregel herbeigeführt hatten. Noch an demselben Tage sah sich Gräfin Montesquiou genöthigt, zur festgesetzten Stunde, in Begleitung ihres Sohnes, des vielfach erwähnten „Siegesboten“ Anatole, die Wiener Hofburg und das Weichbild der Stadt verlassen zu müssen. Tief gekränkt kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß der Polizei-Director von Haager urplötzlich abgesetzt und auf seine Güter geschickt worden sei, weil er einen ihm Tags zuvor von einem Bischofe gegebenen Wink unbenutzt gelassen und einen staatsgefährlichen Verschwörer, welcher sich für einen Grafen von Narbonne ausgegeben, nicht sofort arretirt habe. Besagter Herr von Narbonne, der, beiläufig erwähnt, eines der vielen Werkzeuge des großen Ränkeschmidts Talleyrand gewesen sein soll, war erst kurz vorher in

Ex-König von Holland, der unserm Leser von Teplitz her gleichfalls schon bekannte Graf von Saint-Leu, eine nicht minder gehässige Flugschrift*) gegen Scott an's Licht treten lassen. Sir Walter würdigte Beide keiner Antwort. Seine Feinde legten dessen Schweigen für Feigheit, seine Anhänger hingegen für einen Akt unverdienter Nachsicht aus.

Als Gräfin Kielmannsegge, die ihm kurz vorher ihre aufrichtig gemeinte Huldigung in Abbotsford dargebracht hatte, sein „Leben Napoleon's" las, gerieth die noch immer fanatische Bewunderin des neuen auf Sanct-Helena gestorbenen Hannibal's dergestalt außer sich, daß sie in der Aufwallung ihres heißblütigen Zorns auch Walter Scott's von Madame Mirbel gemaltem und von J. T. Wedgwood meisterhaft in Kupfer gestochenem Brustbilde einen Platz in ihrer Privatgalerie neben der Trias der erbittertsten Feinde des Kaisers, neben Castlereagh, Wellington und Hudson Lowe, einzuräumen beschloß. Dort ließ sie sein Bildniß hängen, bis wenige Tage nach seinem am 21. September 1832 erfolgten Ableben zu Abbotsford, das er, beiläufig bemerkt, schon sieben Jahre zuvor seinem Schwiegersohne Lockhart überlassen hatte.

*) Réponse à sir W. Scott sur son „Histoire de Napoléon."

Walter Scott's letzten Worte waren die ersten drei Verse des aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührenden, in gereimtem Mönchslatein abgefaßten Kirchenliedes:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“ — —

— — — — — — — — — — — — — —

Zweites Kapitel.

Napoleon ruhte schon acht Jahre im Schooße der Alles gleichmachenden Erde, als Marie Louise, die niemals große Zuneigung zu ihm besessen und sowohl seine Trennung von ihm als seinen Tod auf Sanct-Helena schnell genug verschmerzt hatte, Trost und Beruhigung in den Armen eines Mannes fand, mit welchem sie bereits im Jahre 1812 im Schlosse zu Dresden, während der ihrem Gemahle zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten, bekannt geworden war.

Dieser Mann hieß Adam Albrecht Graf von Neipperg und war ein Sohn des geheimen Raths Leopold Joseph Grafen von Neipperg und dessen dritter Gemahlin, der Gräfin Marie Louise von Hatzfeld, die er am 4. Mai 1774 geheirathet hatte. Eilf Monate nach ihrer Hochzeit schenkte die Gräfin ihrem Gemahle einen Sohn, der — geboren am 8. April 1775 — frühzeitig in's österreichische Heer eingetreten, überraschend schnell bis zum Generalsrange emporgerückt war. — Am 4. Februar 1806 schloß Graf Adam Albrecht von

Neipperg in Mantua eine sogenannte Gewissensehe mit der Gräfin Therese Josephine Walpurgis von Thurn und Valsassina, der von Tisch und Bett getrennten Gemahlin eines Herrn Remondini aus Bassano, machte im Jahre 1809 den Feldzug im Armeecorps des Erzherzogs Karl mit, wurde zwei Jahre später als österreichischer Gesandter an den Hof König Karl's XIII. nach Stockholm geschickt, nahm 1813 Theil an der Schlacht bei Leipzig und ward vom Fürsten Schwarzenberg nach Wien gesandt, um dem kaiserlichen Hofe die erste Nachricht von dem glänzenden Siege der Alliirten zu überbringen. — Ein Jahr darauf war er so glücklich, am Dresdner Hof die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin Marie Louise zu machen, in deren Augen er schon damals großes Wohlgefallen fand, weil er, obgleich einäugig und durchaus nicht schön, ihr trotzdem zu imponiren schien. — Im Herbste des Jahres 1814 erhielt er Feldmarschall-Lieutenantsrang und wurde zum Ehrencavalier der nach Oesterreich zurückkehrenden Gemahlin Napoleon's ernannt. — Graf Neipperg wußte das liebeleere Herz der durch die Macht der politischen Verhältnisse vom Kaiser getrennten Herzogin von Parma durch die Schmieg- und Biegsamkeit seines sich überall rasch zurechtfindenden Geistes, durch den einnehmenden Zauber seines sympathischen Gesangs,

durch die glänzende Virtuosität seines Klavierspiels, sowie durch hundert größere und kleinere Gesellschaftstugenden, bald dergestalt für sich einzunehmen und auszufüllen, daß Beide bald nichts sehnlicher als den Tod der ihnen im Wege stehenden Signora Remondini herbeizuwünschen schienen. — Letztere starb endlich am 23. April 1815. Graf Neipperg, dessen Herz und Hand nun wieder gänzlich frei geworden war, sah sich gleich nach dem Ableben seiner ersten Frau zum Premier-Minister und ersten Mann im Herzogthume Parma erhoben durch die Huld der Ex-Kaiserin, die immer mehr Gefallen an ihm fand, und der er bald dergestalt unentbehrlich geworden war, daß sie — wenige Wochen nach dem Tode ihres auf Sanct-Helena gestorbenen Gemahls — mit ihrem „einäugigen Cupido", (wie ihn Herr von Talleyrand hieß) ohne Wissen und Einwilligung ihres kaiserlichen Vaters einen morganatischen Ehebund schloß, was gerade am 15. August 1821, am Geburtstage ihres verstorbenen Gemahls, geschehen sein soll. Seitdem residirten Beide im Schlosse zu Parma, lasen und zeichneten, musicirten und amusirten sich gegenseitig so gut, als es möglich war, dachten nicht mehr an die Vergangenheit, genossen der Gegenwart und schienen sich nur wenig oder gar nicht um die Zukunft zu bekümmern. — Marie Louise, welche von

Jugend auf etwas kalt und herzlos gewesen war, vergaß ihren in der Gefangenschaft gestorbenen Gemahl, der ihr stets gleichgiltig gewesen, noch weit früher und leichter, als ihren in Wien unter dem Schutze seines Großvaters zurückgebliebenen Sohn, den ehemaligen König von Rom, welchen Kaiser Franz durch ein Patent vom 18. Juni 1818 — also noch bei Lebzeiten Napoleon's — zum Herzoge von Reichstadt ernannt und ihm in der Person des rühmlich bekannten Dichters Matthias Edlen von Collin einen der tüchtigsten Lehrer, wie in der Person des Grafen Moritz von Dietrichstein einen eben so geistreichen als liebenswürdigen Obersthofmeister zur Leitung der Erziehung und zur Ausbildung der guten Anlagen des Herzogs gegeben hatte.

Im Jahre 1822 wohnte Marie Louise als Herzogin von Parma in Begleitung ihres Gemahls zur linken Hand dem Congresse zu Verona bei, auf welchem Graf Neipperg durch seine stolze Erscheinung und imponirende Haltung fast größeres Aufsehen als die Ex-Kaiserin der Franzosen erregte, die, durch seine Strenge gebessert, auf Alle den Eindruck der „bezähmten Widerspenstigen“ Shakespeare's zu machen, ein Musterbild weiblicher Folgsamkeit geworden zu sein und keinen andern Willen, als den ihres gestrengen Incognito-

Gemahls zu haben schien. Marie Louise gehörte zweifelsohne der großen Mehrzahl jener Frauen an, die weit leichter durch etwas barbarische Strenge, als durch ewig nachgiebige Sanftmuth zu leiten sind. Vor dem einen Auge Neipperg's pflegte sie aufrichtiger, als früher vor den beiden Augen Napoleon's und als später vor den hundert Argusaugen ihrer sie mißtrauisch beobachtenden Familie zu zittern. Sie war Sklavin seines unbeugsamen Willens und glich darin ganz und gar jenem gebesserten „Fränzchen", das zuletzt Alles, ja sogar Tabak rauchen muß, wenn der unerbittliche Mann ihrer Wahl es von ihr zu verlangen sich erlaubt. Mit Einem Wort: Marie Louise war eine Andere geworden. Sie liebte den Grafen von Neipperg und schien, diesem strengen Adam gegenüber, eine ewig nachgebende, niemals widersprechende, äußerst gehorsame Eva zu sein.

An Napoleon dachte man nicht mehr. Gräfin Brady sagt in Bezug darauf, gleichsam zu Marie Louisen's Entschuldigung: „L'inconstance, les impatiences, la brusquerie de Napoléon lui avaient sans doute aliéné l'esprít de sa femme; elle ne l'aimait déjà plus quand les alliés les séparèrent. Le comte de Neipperg avait perdu un oeil à la guerre, ce qui ne l'empêchait d'être beau, spirituel, aimable.

Pourtant on ne saurait justifier l'empressement que mit Marie-Louise à le traiter en époux lorsque vivait encore l'empereur, non plus que l'insouciance pour son fils".

Leider ist es nur allzuwahr und factisch erwiesen, daß Marie Louise sich wenig oder gar nicht um das Schicksal ihres einzigen Sohnes, um das Wohl des Herzogs von Reichstadt bekümmerte, welcher ihr fast eben so gleichgiltig als der Vater desselben geworden war.

Der ci-devant König von Rom hatte noch nicht sein viertes Jahr erreicht, als er im Schlosse zu Schönbrunn unter den Augen seiner Gouvernante, der Frau von Montesquiou, heranwuchs und von Tag zu Tage schöner ward. Er war ein blondgelockter, rosenrother Knabe, dessen frisches Gesichtchen, dessen regelmäßige Züge, (nach Aussage des Herrn von Méneval) durch schöne blaue Augen belebt wurden." Dieser Gewährsmann, der uns interessante Aufschlüße über die Jugendjahre des Prinzen giebt, erzählt u. A.:

„Er besaß einen frühreifen Verstand und war unterrichteter, als manches weit ältere Kind. Frau von Montesquiou, welche ihn den ganzen Tag, ja selbst Nachts nicht zu verlassen und ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt einer Mutter zu bewachen pflegte,

stand täglich um 7 Uhr auf und begann bald nach dem Gebete die Lehrstunden. Der Prinz las nicht blos geläufig, sondern wußte auch schon etwas Geschichte und Geographie. Ein Abbé Lanti, Almosenier der französischen Gesandschaft in Wien, kam fast täglich nach Schönbrunn, um mit ihm italienisch zu plaudern; sein Kammerdiener dagegen durfte nur deutsch mit ihm reden; bald wußte das hübsche Kind sich in beiden Sprachen verständlich zu machen, doch zeigte es großen Widerwillen gegen die deutsche Sprache, deren Aussprache ihm schwer und unangenehm zu sein schien.

Der heilige Dreikönigstag des Jahres 1815 (erzählt Baron Méneval) hatte die zum Congreß versammelten Souveraine zu einem großen Banket bei Hofe vereinigt. Ich habe den Namen Desjenigen vergessen, welcher das Glück hatte, Bohnenkönig zu werden. — An demselben Tage gab Marie Louise ihrem Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand und ihren Schwestern ein „Gouter" (Vesperbrot). Die ephemere Königswürde fiel ihrem Sohne zu, der leider sein ganzes Leben hindurch ein „roi de la fève" (ein Bohnenkönig) blieb.

Um dieselbe Zeit hatte Baron Erbeck, Gouverneur des Erzherzog-Thronfolgers Ferdinand, bei Hofe einen heftigen Anfall von Epilepsie bekommen, in Folge dessen Erbeck in rasenden Wahnsinn verfiel, der bald darauf

dessen Tod herbeiführte. Dies traurige Ereigniß hatte auf seinen erhabenen Zögling einen unverwischbar finstern Eindruck gemacht. Man sprach darüber Viel und Mancherlei, wie auch von seltsamen Worten, welche dem Gouverneur in seinem Wahnsinne entwischt sein sollen, und welche jedenfalls nur Aeußerungen einer verwirrten Einbildungskraft gewesen sein können. Er hatte, so viel ich mich zu erinnern weiß, von allerhand Drohungen mit Mord oder Angriffen auf die intellectuellen Fähigkeiten des jungen Prinzen gesprochen," (was wir unsererseits für durchaus unwahr halten müssen).

Die Anwesenheit des Abbé Werner,*) eines der ersten Kanzelredner und Dichter Deutschlands, hatten den Grafen von Neipperg veranlaßt, der Kaiserin Marie Louise das Vergnügen zu verschaffen, die Bekanntschaft dieser literarischen Berühmtheit zu machen. Der Eindruck, den schöne, mit Begeisterung vorgetra-

*) Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. zu Königsberg am 18. November 1768, war 1811 von der protestantischen Kirche zur katholischen Kirche übergetreten, hatte sich deshalb nach Rom begeben, um in die Hände des Papstes Pius des Siebenten seinen Glauben abzuschwören, und war dann nach Wien gekommen, wo er als Prediger am 17. Januar 1823 starb.

gene Verse machen müssen, hatte dazu beitragen sollen, sie mit der deutschen Sprache auszusöhnen. — Mehrere Erzherzoge, deren Oheime und ihre beiden ehemaligen Hofmeisterinnen, die Gräfinnen Colloredo und Laczanski, wurden zu dieser Vorlesung eingeladen; meine Unkenntniß der deutschen Sprache dispensirte mich davon. — Abbé Werner las sein Trauerspiel „Kunigunde." Er war ein Mann von etwas alterirter Einbildungskraft, dessen strenges Gesicht etwas ungemein Fanatisches besaß.

Marie Louise, die über Werner's Gesicht unwillkürlich in's Lachen gerathen war, gestand später dem Grafen Neipperg, sich, dieses unerlaubte Lachen abgerechnet, erklecklich gelangweilt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mit Ungeduld (fährt Baron Méneval fort) erwarteten wir den Ausgang des Congresses, welchen man uns täglich als nahe bevorstehend angekündigt hatte; die hohen Personen aber, welche dabei den Vorsitz führten, schienen zu sehr durch Feste in Anspruch genommen, um sich mit Geschäften zu befassen."

Am 21. Januar 1815 ließ der französische Gesandte im Sanct-Stephans-Dome einen Gottesdienst zur Feier des an diesem Tage im Jahre 1793 guillo-

dern nach Wien gebracht werden müsse, um hier unter deren beständiger Aufsicht zu stehen. — Tags darauf erhielt Frau von Montesquiou die Weisung, den Prinzen nach Wien zu begleiten.

Am 4. Mai, nachdem Letzterer nach Wien geschafft worden war, erhielt Frau von Montesquiou von der Mutter des Prinzen die Weisung, sich Abends 8 Uhr zur Abreise bereit zu halten, ohne ihr die Gründe anzugeben, welche diese gänzlich unerwartete Maßregel herbeigeführt hatten. Noch an demselben Tage sah sich Gräfin Montesquiou genöthigt, zur festgesetzten Stunde, in Begleitung ihres Sohnes, des vielfach erwähnten „Siegesboten“ Anatole, die Wiener Hofburg und das Weichbild der Stadt verlassen zu müssen. Tief gekränkt kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß der Polizei-Director von Haager urplötzlich abgesetzt und auf seine Güter geschickt worden sei, weil er einen ihm Tags zuvor von einem Bischofe gegebenen Wink unbenutzt gelassen und einen staatsgefährlichen Verschwörer, welcher sich für einen Grafen von Narbonne ausgegeben, nicht sofort arretirt habe. Besagter Herr von Narbonne, der, beiläufig erwähnt, eines der vielen Werkzeuge des großen Ränkeschmidts Talleyrand gewesen sein soll, war erst kurz vorher in

Wien eingetroffen, um allem Anscheine nach den König von Rom, damals kaum vier Jahre alt, nach Paris zu entführen und ihn dort unter der Vormundschaft Talleyrand's an die Spitze einer von Letzterm creirten Regentschaft zu setzen. Herr von Haager, der an dieses „Ammenmärchen", wie er's hieß, durchaus nicht glauben gewollt, hatte Herrn von Narbonne, welcher sich durch ein Pflaster vor dem rechten Auge und durch den Anschein eines blessirten linken Beines unkenntlich gemacht, ungestraft entschlüpfen lassen, was seinerseits jedenfalls etwas mehr als unvorsichtig gewesen war.

Wir kehren zu unserer Quelle zurück.

„Eine Nachricht (schreibt Baron Méneval), welche damals außerhalb Schönbrunn's, wo sie großes Interesse erregte, ziemlich spurlos vorüberging, war der Tod der Gräfin von Neipperg. Diese Dame (die von Tisch und Bett getrennte Signora Remondini, geborene Gräfin von Thurn und Valsassina), welche in Württemberg zurückgeblieben war, woher General von Neipperg herstammte, während er in Wien seine Talente geltend zu machen versuchte, war am 23. April 1815 urplötzlich nach zweitägiger Krankheit gestorben und hatte ihrem Gemahle vier Knaben hinterlassen.*)

*) Der Aelteste dieses vierblätterigen Kleeblatts ist der am 26. Januar 1807 geborene Graf Alfred von Neipperg, der,

Sie soll, wie versichert wird, sehr hübsch, aber nur höchst mittelmäßigen Verstandes gewesen sein. Graf von Neipperg hatte sie ihrem Manne entführt, der erst einige Monate vor ihrem Tode gestorben sein soll.*) Die Art und Weise, wie Marie Louise diesen Todesfall bald darauf ihren Tischgenossen mittheilte, zeigte nicht, daß das Ableben jener Dame ihr irgendwie leid gethan haben mag. Auch Graf Adam wußte sich schnell zu trösten. — Das von seinen Neidern hier und dort in Umlauf gebrachte Gerücht, daß General Neipperg seine erste Frau vergiftet haben soll, ist jedenfalls mehr als absurd.

Am 1. Mai 1815 geruhten sämmtliche Souveraine des Wiener Congresses (darunter auch Marie Louise und ihr Gemahl Graf von Neipperg) dem vom Kaiser Franz veranstalteten Banket im Pavillon des vom Kaiser Joseph II. in's Leben gerufenen Augartens beizuwohnen. Abends war prachtvolles Feuerwerk im Prater.

Die letzte Handlung Marie Louisens, von welcher Baron Méneval Zeuge gewesen, bevor er Wien ver-

vermählt seit dem 19. März 1840 mit der Prinzessin Marie von Württemberg, einer der Schwiegersöhne des unlängst verstorbenen Königs Wilhelm von Württemberg ist.

*) Weder ihn noch sie findet man in einem der unzählig vielen Bände des „Gotha'schen Kalenders."

lassen mußte, war ein Gottesdienst, an welchem sie am 5. Mai, Morgens 7 Uhr, in der Hofcapelle zu Schönbrunn im Beisein ihres kaiserlichen Vaters theilgenommen hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte Graf San-Vitale seine Function als Oberkammerherr bei ihr zum ersten Male ausgeübt.

Am 6. Mai erhielt Baron Méneval, nachdem er sich bei Marie Louise und, gleich darauf, beim Sohne seines Kaisers verabschiedet hatte, seinen Paß und die Erlaubniß, Wien verlassen und nach seiner Heimath zurückkehren zu dürfen. Bei seinem Abschiedsbesuche fiel ihm die ernst-schwermüthige Miene des Prinzen auf. „Der Prinz (berichtet Herr von Méneval) hatte jene lustige Kindlichkeit und Gesprächigkeit verloren, welche früher so anmuthig gewesen war. Er sah mich eintreten, ohne zu thun, als ob er mich noch kenne. Man hätte sagen können, daß dieser junge Mann, den eine große Lehre der Vorsehung bei seinem Eintritt in's Leben mit einer zwiefachen Krone geschmückt zu haben schien, um ein neues Beispiel der Eitelkeit menschlicher Größe zu geben, schon damals unglücklich gewesen sei. Er glich einem mit Blumen bekränzten Opfer. Er sah mich traurig und bedeutsam an, ohne eine meiner Fragen zu beantworten; er machte seine Hand leise von der Meinen los und zog sich schweigend in eine Fenster-

nische zurück. — Als ich mich zu ihm niederneigte, um ihm Lebewohl zu sagen, flüsterte er mir leise die Worte ins Ohr: „Herr Méva,*) sagen Sie meinem Vater, daß ich ihn immer noch recht lieb habe.“ — — — Es machte ihm Mühe und Kummer, seine „Maman Quiou,“ wie er seine Gouvernante Montesquiou hieß, die von ihm getrennt worden war, vergessen zu lernen. Als man aufgehört hatte, ihn Napoleon zu nennen, empfand er darüber großes Mißbehagen, weil ihm der Name Franz, den man ihm gegeben, häßlich und unbedeutend vorkam.“

Es ist hohe Zeit hier noch einige Worte über „Maman Quiou“ und deren Sohn Anatole de Montesquiou einzuschalten, weil sie für den Verlauf unserer Erzählung durchaus nicht überflüssig sind.

Als Gräfin Montesquiou in Begleitung ihres Sohnes über Prag und Dresden nach Frankreich zurückkehrten, machten Beide in letztgenannter Stadt die Bekanntschaft der Gräfin von Kielmannsegge, welche nach dem von Liesenberg ausgesprengten Gerüchte erst kurz vorher von ihrem heimlichen Besuche von der Insel Elba zurückgekehrt sein sollte. Gräfin Kielmannsegge hatte die Gräfin Montesquiou, die im Hôtel de Saxe

*) So nannte er Méneval etwas abgekürzt.

abgestiegen war, aufgesucht und ihr das von Isabey gemalte Bildniß des Königs von Rom, geziert mit dessen Locke, gezeigt, das der Kaiser ihr kurz vor der Schlacht bei Leipzig zum Andenken geschenkt und ihr dafür das Versprechen abgenommen hatte, dem Prinzen eine zweite Mutter sein und sich seiner immer liebevoll annehmen zu wollen, was sie dem Kaiser feierlich zugesagt hatte.

Fast gleichzeitig sprach sie auch Méneval.

— Wie verließen Sie unsern armen Prinzen? fragte sie voll aufrichtiger Theilnahme.

— Ich verließ ihn in blühender Gesundheit, entgegnete der Baron. Sein äußerst kräftiger Körperbau verspricht ein langes, von Kränklichkeiten verschontes Leben, wenn kein böser Zufall den Lauf desselben hemmt. Er ist schön, gut und liebenswürdig!

— Das freut mich, entgegnete die Gräfin, das Portrait des Prinzen küssend. Noch niemals habe ich ihn gesehen und dennoch, Baron, liebe ich ihn wie Fleisch meines Fleisches, denn er ist ja das einzige Kind des Kaisers, den ich liebe und ewig lieben werde, weil er das Ideal der Träume meiner Jugend, der letzte Stern in der langen Winternacht meines Lebens ist.

Méneval schied von ihr tief gerührt. Am 11. Mai langte er in Basel, am 14. in Paris an.

Der Prinz, der, wie schon oben erwähnt, durch

ein kaiserliches Edict vom 18. Juli 1818 den Titel eines Herzogs von Reichstadt nach einer seiner in Böhmen gelegenen Herrschaften erhielt, welche ihm erst nach dem Tode seiner Mutter oder nach dem Eintritt seiner Volljährigkeit als Apanage-Güter anheimfallen sollten, kam leider niemals in den Genuß derselben.

Dem Gouverneur des Herzogs von Reichstadt, dem Grafen Moritz von Dietrichstein, welchem die geistige Pflege desselben anvertraut war, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, nichts versäumt zu haben, um dessen Fähigkeiten möglichst schnell einer glänzenden Entwickelung entgegenzuführen. — Der Prinz ging alle militairischen Grade durch. Am 20. März 1823 — an seinem zwölften Geburtstage — ertheilte ihm sein Großvater das Fähndrich-Patent. Fünf Jahre später ward er Hauptmann im ersten Jäger-Regimente und 1830 als Major nach Prag versetzt, blieb aber in Wien, wo er gleich darauf ein Bataillon im Regimente Gyulay erhielt.

Wir kehren zu dessen Mutter zurück.

Niemand war untröstlicher, als Marie Louise, als ihr heimlich angetrauter, heißgeliebter, wenn auch bisweilen seines Zornes wegen sehr gefürchteter Gemahl urplötzlich und unerwartet schnell in den Mauern des Schlosses zu Parma und in den Armen der ehemaligen

Kaiserin der Franzosen am 22. Januar 1829, wie Einige sagen, an der Rose oder, wie Andere behaupten wollen, wie sein Vorgänger Napoleon, am Magenkrebse starb.*) Es bleibt immerhin merkwürdig, daß nicht nur der Kaiser allein, sondern auch einer seiner Brüder Lucian, Prinz von Canino**) und eine seiner Schwestern, Marie Karoline Annonciade, Gemahlin Joachim Murat's, König's von Neapel***) derselben Krankheit erliegen mußten.

*) Graf Neipperg hatte ein Alter von kaum fünfundfünfzig Jahren erreicht. Der „einäugige Cupido" war ein Mann von Schrot und Korn und ein echt ritterlicher Charakter. (Vergl. Ferdinando Maestri's „Elogio del Conte A. A. Neipperg," Parma 1829. 4⁰, wo auch sein Portrait zu finden ist.) Der einzige Sohn, welchen er mit Marie Louise in morganatischer Ehe erzeugt hatte, erhielt den ins Italienische übersetzten Namen seines Vaters und heißt seitdem Wilhelm Albrecht, Graf von Montenuovo. Geboren zu Parma um das Jahr 1820, ist er gegenwärtig k. k. Feldmarschall-Lieutenant, seit 18. Mai 1850 mit der ungarischen Gräfin Batthyany Strattmann vermählt und erst unlängst in den Fürstenstand erhoben worden.

**) Lucian Buonaparte, geboren zu Ajaccio am 15. März 1775, starb zu Viterbo am 30. Juni 1840.

***) Marie Karoline Annonciade, geboren zu Ajaccio 25. März 1782, vermählt 20. August 1800 mit Joachim Murat, Witwe seit 13. Oktober 1815, starb als Gräfin von Lipona auf ihrer Villa Campo Marzo bei Triest am 18. Mai 1819.

Der Herzog von Reichstadt war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er durch jenen großen Allerweltskuppler, welcher Zufall heißt, die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht hatte, deren frühlingfrische Schönheit ihn bald dergestalt bestrickte und entzückte, bezauberte und beglückte, daß er plötzlich ganz Feuer und Flamme zu sein schien.

Sie hieß Elsler und war Ballettänzerin. Fanny, geboren zu Wien im Jahre 1810, war einige Monate älter, als der blutjunge, goldgelockte, rosenrothe Zögling des Grafen von Dietrichstein, der seinem Schüler weit mehr Freiheit gönnte, als demselben dienlich zu sein schien.

Und so kam es, daß sich zwischen dem Herzoge von Reichstadt und jener sylphenschönen Ballerina Fanny Elsler sehr bald eines jener leichtgeknüpften und ebenso leichtgelösten Verhältnisse entspann, für welches die urgemüthliche Sprache der Wiener den äußerst treffenden, aber in keine von allen andern Sprachen übersetzbaren Ausdruck „Techtelmechtel" erfunden hat. Anfangs liebten sich Beide wie Kinder und bald darauf wie ganz erwachsene Leute. — Huldreich drückte man ein Auge zu und geruhte nachsichtig durch die weit geöffneten Finger zu gucken. Natürlich machte sie dies nur dreister, und endlich liebten sich die beiden jungen

Leute ganz wie alte Praktiker. Die natürliche Folge davon war, daß der junge Prinz sehr bald zu kränkeln begann. Der kerngesunde Mann wurde mager und bleich und durfte bald wie Paisiello's „schöne Müllerin" von sich die Arie singen:

„An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe Schuld."

Inmitten dieser anstrengenden Studien seiner ersten Liebe brach in Paris urplötzlich die Juli-Revolution des Jahres 1830 aus.

Drittes Kapitel.

In Folge der legiciden Ordonnanzen des volksfeindlichen Ministeriums Polignac hatte innerhalb dreier Tage die Pariser Bevölkerung drei Dynastien, die Dynastie des verhaßten Karl's X., seines nicht minder verhaßten Sohnes, des Herzogs von Angoulème, und seines dem Volke gleichgiltigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu dessen Gunsten Vater und Sohn gleichzeitig abdicirt hatten, in Trümmer geschlagen, aus diesen Trümmern einen neuen Thron aufgebaut und darauf die Dynastie Orléans erhoben. Und abermals war an die Stelle des weißen Banners der Bourbons die dreifarbige Fahne der Revolution, die Tricolore des erst vor fünfzehn Jahren durch die Macht fremder Bayonnette beseitigten Kaiserreichs von Neuem aufgepflanzt und Louis Philippe, der vielgeprüfte Sohn des am 6. November 1793 enthaupteten Herzogs von Orléans-Egalité, zum Könige der Franzosen ausgerufen worden. König Karl X. und seine bösen Sieben, die Minister Polignac, Peyronnet, Chantelauze, Guernon

de Ranville, d'Haussez, Montbel und Bourmont, mußten ihre letzte Rettung in der Flucht suchen. Der Nachfolger seines am 16. September 1824 gestorbenen Bruders Ludwig XVIII., der vom Pariser „Figaro" so getaufte „roi des concombres" floh nach Rambouillet und langte, begleitet von seiner ganzen Familie, am 11. August in Cherbourg an, von wo Karl X. und sein aus achtzehn Personen bestehendes Gefolge auf zwei nordamerikanischen Schiffen „Great Britain" und „Charles-Carrott", geführt vom damaligen Schiffs-Capitain und spätern Admiral Jules Sebastian César Dumont-d'Urwille, nach Portsmouth segelten, wo sie am 17. August eintrafen. Von dort ging es nach Holyrood.

Während Louis Philippe, der „roi-bourgeois" oder „Bürger-König" mit seinem damals sprichwörtlich gewordenen Regenschirme und Händedruck sich auf dem schwankenden Juli- oder, richtiger gesagt, August-Throne noch nicht festgesetzt hatte, war Gräfin Kielmannsegge in den ersten Tagen des Septembermonats 1830 unter dem angenommenen Namen einer Frau von Neusalza (so hieß eines ihrer schönsten Güter) nach Paris geeilt, hatte dort mehrere geheime Zusammenkünfte mit „Maman Quiou" und deren Sohne Anatole, mit dem Grafen und der Gräfin Bertrand, mit den Grafen Montholon und Las Cases,

sowie mit einigen andern Anhängern der Buonapartistischen Partei gehabt und war dann auffallend schnell, mit äußerst wichtigen Instructionen und guten Winken versehen nach Dresden zurückgekehrt, wo sie im Stillen sich beeilte, die nothwendigen Vorkehrungen zu einer von ihr ernstlich beabsichtigten Entführung des Herzogs von Reichstadt zu treffen. Der Augenblick schien ihr dergestalt günstig zu sein, daß sie fest entschlossen war, ihr dem verstorbenen Kaiser gegebenes Versprechen zu erfüllen, sich bei so passender Gelegenheit, wie diese, seines Sohnes anzunehmen und ihm zum Rückgewinn des für ihn verloren gegangenen Kaiserthrones Frankreichs, so weit es im Bereiche ihrer Kräfte und Anstrengungen lag, behilflich zu sein.

Zu diesem Behufe stellte sie sich an die Spitze einer von ihr ausgesonnenen, eben so originellen als abenteuerlichen Verschwörung.

Begleitet von nicht weniger als zwölf ihrer eben so jungen als unternehmenden Kammerjungfern und eines als Franziskanermönch verkleideten Franzosen, in welchem Einige den „Siegesboten" Anatole de Montesquiou, den Sohn der lieben „Maman Quiou", Andere dagegen den Grafen Bertrand oder Montholon erkennen wollten, begab sie sich in sieben, sich stundenweise nachfolgenden Wagen in der Mitte des Monats October

des glorreichen Jahres 1830 hinter dem Rücken ihres Freundes Grassi, der ihr ernstlich davon abgerathen hatte, auf den Weg nach Wien, um dort den Herzog von Reichstadt nicht durch Gewalt, sondern einzig und allein durch schlau combinirte Frauenlist nach Frankreich zu entführen und ihn dort, mit Hilfe des großmächtigen Anhangs seines in der Erinnerung neu aufgelebten und heiß zurückersehnten Vaters, zum Kaiser der Franzosen ausrufen zu lassen, Louis Philippe, den sogenannten „Napoléon des Friedens" ohne Geräusch zu beseitigen und an dessen Stelle „Napoléon den Zweiten" auf Frankreichs Thron zu heben. Der Plan war kühn und abenteuerlich, aber die Möglichkeit nicht ganz so unwahrscheinlich, als sie Manchem von uns jetzt erscheinen mag.

Im ersten dieser sieben, höchst einfachen, durchaus nicht auffälligen Reisewagen sagte Jungfer Lisette Fröhlich zur Jungfer Babette Wohlgemuth:

— Ist es nicht mehr als närrisch, daß die liebe, gute, aber leider etwas überspannte oder, richtig gesagt, halb übergeschnappte Gräfin so viel Geld hinauswirft, um einen Menschen, der sie gar nichts angeht, aus seinem Kerker zu entführen und ihn mir nichts, dir nichts von Wien nach Paris zu schleppen, um ihn dort, — falls es ihr wirklich glücken sollte! —

zum Kaiser der Franzosen ausrufen zu lassen. Glaubt sie, daß dies so leicht sei? fragte Lisette.

— Allerdings ist dies durchaus nicht schwer, entgegnete Babette, vorausgesetzt, daß man etwas Muth und recht viel Geld im Beutel hat. Mit Geld, Lisette, erreicht man Alles!

— Du magst wohl ganz Recht haben, meinte Jungfer Fröhlich. Aber wenn Jede von Euch nicht mehr Courage als meine Wenigkeit besitzt, dann ist es — Essig.

— Was heißt Essig? fragte Jungfer Wohlgemuth.

— Essig nennt man Alles, was nicht Honig ist. Verstehst Du mich?

— Ganz und gar nicht! gestand Babette.

— Dann, Babette, bist Du eine Gans!

— Und Du, Lisette, Du bist eine in Essig geschmorte Ente, lächelte Jungfer Wohlgemuth.

Im zweiten Wagen plauderte Jungfer Josephine Schwarz mit Jungfer Eulalie Weiß.

— Weißt Du noch, Finchen, was die Gräfin im Augenblicke der Abreise uns versprochen hat? Kinder, sagte sie, wenn es Euch gelingen sollte, das Maul zu halten und nichts von Allem, was ich Euch anvertraut habe, auszuschwatzen, dann bekommt Jede von Euch

einen Mann und außerdem noch eine Aussteuer von zwölfhundert Thalern." Darum schweige ich wie ein Vorlegeschloß, denn wenn ich nur einen Mann bekomme, dann will ich herzlich gern Verzicht auf die Aussteuer leisten.

— Wie dumm Du bist, gute Eulalie! Auch ich habe mir vorgenommen, das Maul zu halten; doch wenn ich nur die Aussteuer bekomme, dann kann die gute Gräfin den Mann dreist für sich behalten; denn ich hoffe auch ohne Mann durchzukommen.

Wir überlassen dem Scharfsinne des Lesers, zu entscheiden, welche von Beiden wohl die Klügere war.

Im dritten Wagen schwatzte Jungfer Rosa Dreifuß mit Jungfer Lila Viereck.

— Ich kann das Reisen nicht vertragen, sagte Rosa zu Lila. Wenn ich ein Weilchen gefahren bin, dann wird mir immer gleich schlimm.

— Dann gehe doch lieber zu Fuße, sagte Lila zu Rosa, die gleich darauf weiß wie eine Nachtviole ward. Unser Eine verträgt das Fahren viel besser, als das langweilige Gehen.

— Dann fahre zu, Du alter Nachtschatten! sagte Rosa zu Lila, welche zu lachen anfing, als Jene Miene machte, den heiligen Ulrich anzurufen.

Im vierten Wagen schlief Bertha Helm neben der schnarchenden Fanny Schwert.

Im fünften suchte Jungfer Euphrosine Schnabel die Ansprüche ihres Magens durch Braunschweiger Wurst zu befriedigen, während Thekla Maul ihren großen Mund mit westphälischem Schinken barricadirte.

Im sechsten Wagen trank die gleichfalls übel werdende Jungfer Aurora Apfel einen Kirschbranntwein, während Jungfer Artemisia Süß, in Ermangelung eines Bessern, einen einfachen Bittern zu sich nahm.

Im letzten Wagen, in welchem die deutsche Gräfin an der Seite des verkleideten Franzosen saß, fragte die Dame ihren Cavalier:

— Glauben Sie, daß unser Plan gelingen wird?

— Und warum denn nicht, theure Gräfin? Nur dem Kühnen lächelt das Glück!

— In's Lateinische übertragen heißt dies: „Fortuna favet fatuis."

— Liebe Gräfin, dies verstehe ich nicht, gestand der französische Ignorant.

— Desto besser, meinte Frau von Kielmannsegge. Wie aber, liebster Graf, wenn unser Plan mißlänge?

— Dann wären wir Beide gänzlich verloren, gestand der einäugige Poltron.

— Beruhigen Sie sich, mein lieber Graf! Wenn

Leute, wie wir, sich auch dann und wann verlieren, so finden sie sich dennoch wieder.

— Allemal! erwiderte ihr Begleiter, dessen ziemlich rohe Stimme an jene des bewußten Biedermanns und Ex-Tischlers Liesenberg erinnern mußte.

War Er's oder war Er's nicht? Auch dies ist leider eine jener vielen Gewissensfragen, welche nur Liesenberg selbst oder die Gräfin beantworten konnte, die aber wohlweislich darüber zu schweigen verurtheilt war.

Die österreichische Polizei, an deren Spitze der damals sattsam bekannte Präsident Graf Joseph Sedlnitzky und der nicht minder bekannte Polizeidirector Joseph Edler von Persa stand, welcher sich gleich darauf — Gott weiß warum? — in seiner Amtswohnung am Sanct-Peter aus dem Fenster stürzte, war von dem abenteuerlichen Plane dieses höchst gefährlichen Kammerjungfer-Complots noch frühzeitig genug unterrichtet worden, um dagegen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, diese hochverrätherische Verschwörung schon an der Böhmischen Grenze anzuhalten und pflichtschuldigermaßen unschädlich zu machen. Sedlnitzky wollte alle vierzehn Theilnehmer dieses staatsgefährlichen Complots erst lebenslänglich einsperren und dann, wenn sich's thun ließe, nachträglich aufhängen

oder köpfen lassen. Fürst Metternich aber rieth, wie fast immer, zur Milde.

— Nur bei Leibe keine Märtyrer machen! sagte er zum Grafen, welcher die Tiefe und Wahrheit dieses Grundsatzes nicht zu begreifen schien.

Ein Theil erzählt nun, daß Gräfin Kielmannsegge, deren Entführungsplan durch Verrath eines ihrer Mitverschworenen entdeckt und vereitelt worden (vielleicht war jener verkleidete Franzose oder Biedermann Liesenberg der Judas Ischariot) und daß sie in Folge dieses schändlichen Verraths in Georgswalde, einem böhmischen Landstädtchen, eine Stunde von ihrem Gute Neusalza entfernt, beim Ueberschreiten der österreichisch-böhmischen Grenze „auf Allerhöchsten Befehl" unhöflich festgenommen, ohne Weiteres verhaftet und erst nach zwölfstündigem Verhör und nach vierundzwanzigstündiger Gefängnißstrafe bei Wasser und Brot wieder freigelassen und mit sämmtlichen Equipagen und Bagagen der zwölf schlafenden Jungfrauen (mit Ausnahme des in Georgswalde zurückbehaltenen „Franzosen") bis an die sächsische Grenze zurückescortirt worden sei. — Nach der Aussage Anderer, welche in diesem Punkte besser unterrichtet zu sein vorgeben, soll Gräfin von Kielmannsegge und deren dreizehnköpfiges Gefolge auf ausdrücklichen Gegenbefehl des Fürsten von Metternich,

keineswegs festgehalten, sondern nur durch ein von der benachbarten Festung Theresienstadt an die Grenze hinbeordertes Detachement Militair an ihrer Weiterreise verhindert und, nachdem man sowohl sie selbst, als ihre Jungfrauenschaar streng untersucht hatte, nach Sachsen zurückgewiesen worden sein.

So hatte diese tragi-komische Schürzen-Verschwörung, die der Unternehmerin derselben zwar sehr viel Geld gekostet, aber blutwenig Ruhm eingetragen hatte, wenigstens ohne blutige Catastrophe ihren Schlußact erreicht, und die Komödie war zu Ende.

Aeußerst betrübt und niedergeschmettert kehrte die Gräfin mit ihren dreizehn Unterröcken nach Dresden und von dort, mit Lisette Fröhlich und Babette Wohlgemuth, nach ihrer Villa Reisewitz bei Plauen zurück.

Während dieser Verschwörung, von welcher weder der Herzog von Reichstadt, noch sein Gouverneur, Graf von Dietrichstein, die geringste Ahnung gehabt zu haben schien, war Ersterer — ein neuer Tanhäuser — immer tiefer und tiefer in die losen Maschen seiner heidnischen Göttin Venus hineingerathen, so daß sie endlich sein erstes Du und zweites Ich geworden war, was wohl Jeder, der diese Fanny persönlich gekannt hat, dem Sohne Napoleon's herzlich gern verzeihen wird,

weil Mademoiselle Elsler in der That ein Engel an Anmuth, eine Peri an Liebreiz war.

Als Fanny und ihre ältere Schwester Therese im Dezember des Jahres 1830 zum ersten Male auf der Berliner Hofbühne in dem von Guerra componirten und vom Grafen Wenzel Robert von Gallenberg in Musik gesetzten Ballet „Ottavio Pinelli" aufgetreten waren, hatte der Verfasser dieses Buch's — damals zweiundzwanzig Lenze zählend — über das reizende Schwesterpaar eine höchst enthusiastische Kritik geschrieben, die mit den Worten begann: „Fanny (Streckfuß) und Therese (Langbein) sind zwei wieder auferstandene Grazien, welche die dritte dieser Grazien schwesterlich unter sich getheilt haben: Therese ist eine graziöse Tänzerin, Fanny eine tanzende Grazie. Therese ist ein Schmetterling, welcher Blumen umgaukelt, Fanny ein Zephyr, der mit Rosenknospen spielt." — Diesem liebenswürdigen Schwesterpaare zu Ehren schrieb er damals in seinem „Figaro" eine seiner tausend und einen unsterblichen, „T. F." betitelten Novellen, die ein dramatischer Winkelpfuscher (wir glauben, er heißt Nepomuk Elmenreich) natürlich mit geflissentlicher Geheimhaltung seiner Quelle, in ein gleichnamiges Lustspiel „T. F." (Therese und Fanny als Travaux forcés ausgelegt) höchst ungeschickt umge-

modelt hat. — Diesen Zwillingsgrazien zu Ehren schrieb er am Abende ihrer Abschiedsvorstellung deren Reisepaß, der am Schluße des Ballets in Tausenden von buntgedruckten Exemplaren auf die Scheidenden herniederflog. Das Signalement lautete wie folgt:

Augen: Siehe Heine's Buch der Lieder, Seite 226.
Lied LXII. *).
Mund: Ausnehmend-einnehmend,
Zähne: Panama-Perlen,
Arm: seelig,
Hand: greiflich,
Fuß-Spitzen,
Besondere Kennzeichen: sind hinreißend.
(gez.) Terpsichore.

Als beide Schwestern, mit Gold und Ruhm beladen, im Januar des Jahres 1831 nach Wien zurückkehrten, wurden ihre Feenfüße von ganz Wien auf Händen getragen und in den Himmel gehoben, als Dioskuren-Paar, als Fanny-Castor und Therese-Pollux. Ganz Wien lag zu ihren Füßen und unter den Hunderttausenden, die für Fanny zu schwärmen sich erkühnten, befand sich damals nur Einer, der den Duft ihrer ersten Blüthe genießen durfte, und dieser

*) „Du hast Diamanten und Perlen".

Glückliche war der einzige Sohn des auf Sanct-Helena wie Christus am Kreuze gestorbenen Kaisers Napoleon I.

Unwillkührlich fallen mir bei Fanny Elsler die sechs Heine'schen Verse ein:

„Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne;
Ich lieb' sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine,
Sie selber aller Liebe Bronne
Ist Rose und Lilie und Taube und Sonne."

Der unglückliche und dennoch überseelige Herzog, von Reichstadt starb an der Schwindsucht, im stillverschwiegenen Schlosse zu Schönbrunn, in den Armen seiner erst vier Wochen vorher aus Parma herbeigeeilten Mutter, Marie Louise, am 22. Juli 1832 im Alter von einundzwanzig Jahren, im Lenze seines Lebens, im Honigmonate seiner ersten und gleichzeitig letzten Liebe.

Ob sein letztes Wort „Fanny" oder ein Anderes gewesen sein mag, darüber schweigt unsere Chronik. Seine irdische Hülle ward zu Wien in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt.

Aber Fanny und Therese leben noch. Die erste, die bis jetzt noch ledig geblieben ist und auf die wir

gleich zurückkommen, hat einen Sohn, der jetzt einer der tapfersten Offiziere im ruhmbedeckten Heere des gottgesegneten Oesterreichs ist. Die ältere Schwester Therese aber, von welcher wir hier Abschied nehmen, ist schon seit vielen Jahren die morganatisch angetraute Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, welche König Friedrich Wilhelm IV. (gesegneten Andenkens) zur Frau von Barnim erhoben hat.

Vom Herzoge von Reichstadt aber vermögen wir uns nicht loszureißen, ohne uns und unsern Leser an eine der schönsten Balladen unseres unvergeßlichen Freundes M. G. Saphir zu erinnern, also lautend:

„Im Garten zu Schönbronnen
Da schläft der König von Rom." *)

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jenen Hunderttausenden, die gleichzeitig mit dem Herzoge von Reichstadt für die „divina Fanny" ge=

*) Der Componist, der dieses schöne Lied so wunderschön in Musik gesetzt hat, ist Karl Almenräder (geb. 3. October 1786, gest. zu Nassau am 14. September 1843). Freund Saphir, geboren zu Pesth am 8. Februar 1794, starb zu Baden bei Wien am 5. September 1858. Er ruhe im Schooße der Götter und seiner von ihm in den „Wilden Rosen" so herrlich besungenen Hertha=Poppauer.

schwärmt hatten, war auch Hofrath von Gentz beizuzählen, der sich nach dem eclatanten Treubruch der Polin Lodoiska zum strengsten Platonismus bekehrt hatte. Nachdem die Kunde ihres Hinscheidens auf Sanct=Thomas nach Europa und auch zu seiner Kenntniß gelangt war, soll der gutmüthige Hofrath trotz der vielfachen Kränkungen, die sie ihm zugefügt hatte, ihr eine Thräne aufrichtigen Mitleids geschenkt und sechsmonatliche Trauer um sie angelegt haben; daß ein Wesen ihrer Art gerade an der Giraffenkrankheit gestorben war, schien ihm ein äußerst boshafter Zufall gewesen zu sein. Schade, daß die Grabschrift, die er seiner ungetreuen Freundin gedichtet, von der Art gewesen ist, daß es uns an Muth gebricht, sie unserm Leser mitzutheilen.

Erst vier Jahre nach dem Tode seiner schmerzlich vermißten Lodoiska hatte Herr von Gentz die reizende Bekanntschaft der schönen Fanny gemacht und sich, obgleich ihr Verhältniß zum Herzoge von Reichstadt auch ihm kein Geheimniß geblieben war, dadurch keinesweges abschrecken lassen, sich dem zahllosen Phalanx ihrer Anbeter anzuschließen; aber seine Liebe zu ihr soll, wie allgemein behauptet wird, rein platonischer Art gewesen und niemals in Sinnlichkeit ausgeartet sein, was uns um so leichter begreiflich erscheint, weil

Herr von Gentz, als in Paris die Juli-Revolution ausgebrochen, um welche Zeit er Fanny's nähere Bekanntschaft gemacht hatte, ein Mann von sechsundsechszig Jahren und schon ziemlich abgelebt und hinfällig war. Trotz seines hohen Alters schwärmte er für die Einmaleins-Reize seiner jugendlichen Schönen in so verzweifelt hohem Grade, daß er ihr fast täglich feurige Liebesbriefe schrieb, die Jemand nach dessen Tode sorgfältig gesammelt hat und indiscret genug der Oeffentlichkeit übergab. *)

Das Verhältniß, in welchem Herr von Gentz zu Fanny Elsler stand, ist in mancher Beziehung in fast eben so viele dunkle und undurchschauliche Schleier gehüllt, wie das Liebesverhältniß des Prinzen Hamlet zu seiner Ophelia oder wie die Neigung Emilia Galotti's zum Prinzen von ***. In Bezug auf das erste dieser beiden bisher noch immer unenträthselten Geheimnisse bemerkt ein junger, sehr talentvoller Schriftsteller, Otto Walster, in einer seiner allerliebsten Novellen: „Sie lieben sich" eben so treffend als wahr:

*) Sie erschienen unter dem Titel: „Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. F. W. Wolff. In der Ursprache in vierhundert Exemplaren gedruckt. Zweite Auflage. (Berlin 1841, 12).

„Ein impertinenter Mensch ist dieser Shakespeare! Je mehr man ihn studirt, desto unverständlicher erscheint er uns. Aus Hamlet kann Niemand klug werden. Alles, was die Commentare darüber sagen, ist nur kindisches Geschwätz. Ich lese diese Tragödie heute schon zum neunundneunzigsten Male und verstehe sie jetzt erst recht nicht. Warum sagt er zu Ophelien: „Geh in ein Nonnenkloster"? Was mag zwischen Beiden vorgefallen sein? Hat sie seine Liebe erwiedert oder nicht? Nur Ophelia, nur sie allein, und ihr Verhältniß zu Hamlet, würde uns den Schlüssel zu diesem Charakter geben können, denn gerade in diesem Punkte läßt uns Shakespeare völlig im Unklaren. Sage mir, was Ophelia ist, dann will ich Dir sagen, was Hamlet ist." — Nicht minder zweifelhaft und unklar hat Lessing die Liebe Emilia Galotti's zum Prinzen hingestellt. Liebt sie ihn oder liebt sie ihn nicht??? — Diese Frage dürfte unserer Ansicht nach wohl eben so lange unentschieden bleiben, als jene: ob Fanny Elsler den alten Hofrath von Gentz wirklich geliebt und erhört hat, oder ob sie sich nur lieben ließ, ohne ihn ernstlich und aufrichtig wiedergeliebt zu haben. Das dunkle Geheimniß, das darüber schwebt, vermöchte nur Fanny, nur sie allein, zu lösen und wie jener oben genannte Schriftsteller frage auch ich: Was mag zwischen

Beiden vorgefallen sein? Hat sie seine Seufzer erhört oder nicht? Man sage mir, was Fanny gefühlt, dann sage ich Euch, was Gentz empfunden haben mag; ob er eben so glücklich wie der Herzog von Reichstadt, oder eben so unglücklich wie die große Masse ihrer übrigen Anbeter gewesen ist.

Auf sein früheres Leben zurückkehrend, dürfen wir nicht vergessen hinzuzufügen, daß er während seines Aufenthaltes in Paris (Juli bis Dezember 1815) ein Concurrent des französischen Publicisten de La Besnardière *) gewesen war, der den Pariser Friedenstractat verfaßt hatte und dafür durch Ludwig XVIII. am 28. August 1815 in den Grafenstand erhoben worden war. Auch Herr von Gentz hätte es durchaus nicht ungern gesehen, wenn man auch seine Person gegraft hätte, denn bei all seiner Klugheit schien er in nicht geringem Grade eitel, titel- und ordenssüchtig zu sein.

Herr von Gentz, der den Congressen zu Aachen (1818), zu Laibach (1821) und endlich auch jenem zu

*) Napoleon, der mit diesem Manne gern zu arbeiten pflegte, hielt große Stücke auf ihn. „On prétends, (sagte der Kaiser) que le bonhomme (c'est ainsi que l'appelait) est l'élève de Talleyrand; mais moi, je crois que c' est Talleyrand qui est l'élève du bonhomme.“ Letzterer starb zu Paris am 30. April 1843.

Verona (1822) beigewohnt hatte und auf jedem dieser drei Congresse Protokollführer gewesen war, schien nach dem Ausbruch der Juli-Revolution, die ihn mit Angst und Schreck erfüllt hatte, urplötzlich allen Muth und alle Lust zum Leben verloren zu haben. Er wurde ernst, mürrisch und kopfhängerisch. Einer der wärmsten Vertheidiger des Königthums, mußte ihn der Geist der Juli-Revolution mit tausend Schreckbildern und den trübsten Ahnungen erfüllen.

„Seit einigen Monaten, (schrieb er seiner Berliner Freundin Rahel, der geistreichen Gemahlin des Legationsraths Karl Varnhagen von Ense) fühle ich mich krank an Herz und Geist, und dieses Uebel macht rasche Fortschritte. Es ward hervorgerufen durch die Zeitereignisse, die mehr und mehr die Sphäre meiner Thätigkeit beschränken. Ich habe die Ueberzeugung, daß sich dagegen nichts mehr thun läßt, daß ich von Tag zu Tage der neuen Form der Dinge fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt und die Frucht von vierzig Jahren mühseliger Arbeit so gut wie verloren ist."

In den letzten Jahren seines Lebens hatte er der Politik den Rücken zugekehrt, sich nur mit Literatur und Kunst und vorzugsweise mit dem Theater beschäftigt. Seine ganze Bibliothek bestand aus einem Exemplare der Bibel, den ersten 52 Bänden der von Louis Ga-

briel Michaud herausgegebenen „Biographie universelle ancienne et moderne (Paris 1811—1828) den drei Bänden des vom Marquis de La Maisonfort verfaßten „Dictionnaire biographique et historique des hommes marquans de la fin du XVIII.e siècle“ (Londres, eigentlich Brunswick 1800) und aus Ovid's „Amatoria“ (Helmstädt 1802, 2 Bände 8°).

Seine letzte Liebe war Fanny Elsler. „Nous l'avons vu mourir (schrieb der Vicomte de Châteaubriand, Autor des „Congrès de Verone) au son d'une voix, qui lui faisait oublier celle du temps.“ Diese Stimme war jene Fanny Elsler's.

Gentz starb, achtundsechszigjährig, zu Wien am 9. Juni 1832, dreiundvierzig Tage vor dem Ableben des Herzogs von Reichstadt. Noch eine Stunde vor seinem Tode hatte er ein Paar Augenblicke in Ovid's „Heilmitteln der Liebe" gelesen und war dann, die Worte „Semper idem“ ausrufend, ruhig und schmerzlos ins ungewisse Jenseits hinübergeschlummert. *)

*) Daß er kurz vor seinem Ende die bekannten Verse:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab." —

Semper idem! —! —! — Auf ihn paßte dies durchaus nicht, denn zu Anfange seiner politischen Laufbahn außerordentlich freisinnig, hatte er in der Mitte derselben die Lehre der absoluten Gewalt bis an die äußersten Grenzen befolgt und vertheidigt, weil diese Politik ihm mehr Geld eingebracht, als seine liberalen Grundsätze, welche er früher vertheidigt hatte. Herr von Gentz war ein Chamäleon. —

Bald nach dem Tode des Herrn von Gentz und des Herzogs von Reichstadt begab sich Fanny Elsler, die den Verlust Beider und namentlich den des Letztgenannten aufrichtig zu betrauern schien, in Begleitung ihrer Schwester Therese nach Paris, wo sie gleich darauf in der großen Oper debutirte, auch hier fanatische Bewunderung erregte und im Jahre 1835 die Egeria des Dr. Numa Pompilius Véron, des damaligen Directors der Académie de musique, zu werden geruhte.

Gegenwärtig lebt sie wieder in Wien.

deklamirt haben soll, ist jedenfalls nichts Anderes als eine von seinen Gegnern absichtlich in Cours gesetzte Verleumdung, welche nicht den geringsten Glauben verdient.

Viertes Kapitel.

Nachdem die Mehrzahl der Hauptpersonen unserer Erzählung im Verlaufe derselben theils natürlichen, theils unnatürlichen Todes verblichen sind, leben noch die Hauptfigur derselben, Gräfin Auguste von Kielmannsegge, so wie der getreuste und ausdauerndste ihrer Paladine, der Geheime Legationsrath Professor Grassi, mit welchen wir uns nunmehr viel angelegentlicher als bisher zu beschäftigen haben.

Unsere Gräfin führte in ihrem abgelegenen, einsam-düstern, ja fast unheimlichen Schlosse zu Reisewitz, dessen Fensterläden bei Tage eben so fest als Nachts verschlossen waren, ein so stilles, zurückgezogenes, einförmiges, freudeleeres, ja beinahe ascetisches Leben, daß sie in der Nachbarschaft frühzeitig genug in den Geruch einer alten Hexe gerieth, von welcher die bösen Klatschzungen tausend abenteuerliche Neuigkeiten zu erzählen wußten, von denen die Eine noch weit unglaublicher als die Andere klang, und daß die Summe all' jener unheimlichen Gerüchte, zusammengemischt, die voll-

ständigste Anthologie oder Blumenlese der ausgesuchtesten Lügen und Verleumdungen genannt werden darf. Die gute Nachbarschaft erschöpfte sich in Vermuthungen, die, fast sämmtlich in den Bereich des Strafgesetzbuchs gehörend, ganz und gar geeignet waren, die arme, vielgeprüfte, menschenscheue Witwe von Reisewitz, die Gemahlin zweier Männer, die angebetete Flamme Kaiser Napoleon's und Gott weiß wie vieler Anderen, zu einem Gegenstande allgemeinen Hasses und allgemeiner Verwünschung herabzuwürdigen. — Jedem, welcher Rossini's unsterblichen „Barbier von Sevilla" und Don Basilio's klassische „Verleumdungs-Arie" kennt, wird bekannt sein, daß es keine zweite Macht auf Erden gibt, welche mehr Unheil angerichtet hat, als die dem Pfuhle der Hölle entsprungene Macht der Verleumdungssucht. Die böse Welt glaubt gern das Allerschlimmste und scheint, genau betrachtet, keinen höhern Genuß, keine schönere Beschäftigung zu kennen, als den guten Ruf gewisser Leute, die ihr — Gott weiß weshalb? — verhaßt sind, unbarmherzig in Charpie zu zerpflücken, und damit die eiternden Wunden ihres eigenen Gewissens, wenn auch nicht gänzlich auszuheilen, wenigstens doch theilweise zu beruhigen. Von allen Künsten, womit die Hölle und Satanas I. uns beschenkt hat, ist die Kunst der Verleumdung die aller-

älteste, denn schon damals, als, einem biblischen on dit zu Folge, auf der ganzen weiten Erde sich erst zwei armselige Menschenkinder umhertrieben, verleumdete Adam seine gute Eva, indem er dreist behauptete, sie sei ein Cotelette, ein Stück seiner Rippe, während, umgekehrt, auch Eva ihren guten Adam zu verleumden bemüht war, indem sie ihm aufbrachte, daß er sich von einer Schlange habe verführen und schmählich dupiren lassen. Es unterliegt daher wohl nicht dem geringsten Zweifel, daß die Verleumdung eben so alt als die Welt und eben so wenig auszurotten ist als die Sünde und der Tod, und daß diese unheilige Drei ewig fortleben wird bis an's Ende der Welt und bis zum Tage des jüngsten Gerichts und der allgemeinen Auferstehung, bei welcher es ebenfalls wohl nicht ohne alle Verleumdung abgehen wird. — Wenn es heutzutage noch, wie im alten Rom, Sitte und Gebrauch wäre, jedem Menschen, der einen Andern verleumdet hat, den Buchstaben K. (Kalumnia) als Kainszeichen in die Stirnhaut einzubrennen, dann liefen jetzt weit mehr Gebrantmarkte umher als damals, wo die Welt noch weit naiver und gutmüthiger und viel weniger verleumdungssüchtig gewesen war, wie heutzutage, wo unter zehn sogenannten Menschen mindestens eilf abscheuliche Verleumder, scham- und gewissenlose Ehrabschneider, mo-

ralische Erzgauner sind, die schon hundert Mal Galgen und Rad verdient haben, bisher aber immer noch ungestraft durchgeschlüpft sind, weil nach dem lateinischen Grundsatze „Clericus clericum non decimat“ eine Krähe die Andere schont und nur in höchst seltenen Ausnahmsfällen Monsieur Mandrin seinen Collegen Cartouche oder, umgekehrt, Monsieur Cartouche seinen Genossen Mandrin bestiehlt und brandschatzt. So lange es also noch überhaupt Menschen gibt, werden zu allen Zeiten und in allen Ländern dieser schönen Erde auch mehr oder minder viele Verleumder mit oder ohne Halsband und Kainszeichen herumlaufen.

Aber heutzutage, wo Cultur und Civilisation sich bereits zu schwindelnder Höhe emporgegipfelt haben, ist Verleumdung keine freie Kunst mehr, sondern geradezu Wissenschaft, eine neue Art Weltweisheit und Lebensklugheit geworden, deren Macht und Einfluß Niemand, stünde er noch so hoch und unerreichbar da, sich entziehen kann.

Unter je zehn Verleumdern gibt's neun Praktikanten und glücklicherweise oft nur Einen ausstudirten Rath. Die Praktikanten dieser Calumniologie gehören in der Regel dem zähen Geschlechte der Esel an, während der ausgelernte Rath oder Professor emeritus

in den meisten Fällen ein Maulthier, d. h. der Bastard eines Esels und einer Stute, zu sein pflegt.

Man hat sehr leicht sagen:

„Was ein Esel von mir spricht,
Das acht' ich nicht!"

Das aber, was gerade solch' ein Esel spricht, wird aus Esprit de Corps bald von allen Eseln wiederholt, und Jeder, der auch nur einen annähernden Begriff von der Unmasse von Eseln hat, welche unbesteuert auf dem ganzen Erdkreise umherlaufen, wird begreifen können, daß so viele Eselsmäuler nicht so leicht zu stopfen sind. Jeder Mensch also, welcher mit sich und der lieben Welt in Frieden und Freundschaft leben will, muß vor allen Dingen die Weisheit des altspanischen Sprichworts beherzigen, welches uns Allen den nicht genug zu beachtenden Rath ertheilt:

„Freund, had're mit dem Esel nicht,
Er schlägt den Schweif Dir in's Gesicht."

Und aus diesem Grunde schon habe ich, um der grundgütigen Verleumdung wo möglich aus dem Wege zu gehen, zu allen Zeiten die Maxime befolgt, vor jedem Esel, ohne Unterschied des Standes und der Religion, ehrfurchtsvoll meinen Hut zu ziehen und ihm niemals irgend Etwas in den Weg zu legen, weil Ein feindlich gesinnter Esel uns oft mehr als eine ganze

Menagerie anderer wilden Thiere und reißenden Bestien zu schaden vermag dadurch, daß er uns geschickt den Schweif der Verleumdung in's Gesicht und unsere Ehre damit eselhaft zu Boden schlägt, denn wohl nicht Jeder von uns wird so viele Kraft und so vielen Muth besitzen, um sich über eselhafte Verleumder und verleumderische Esel so ruhig hinwegsetzen zu können wie Gräfin von Kielmannsegge, welche alle Verleumdungen mit auffallender Gemüthsruhe und wahrhaft philosophischem Stoicismus zu ertragen verstand.

Was hatte man ihr Alles angedichtet? Die Profanation ihrer jungfräulichen Ehre in einem der gemeinsten Schlupfwinkel der öffentlichen Schmach und Schande! Die schmähliche Vergiftung ihres ersten Gemahls! Die Verleugnung ihres im Schooße der Abgeschiedenheit zur Welt gebrachten Kindes, dessen Vater kein Anderer als Napoleon oder Talma sein sollte! Dies Alles und weit mehr noch, was wir aus Rücksicht für sie und ihre hochachtbare Familie verschweigen wollen, ertrug sie mit der Ruhe eines reinen, unbefleckten Gewissens, mit dem ganzen Stolze einer unverdient gekränkten, lieblos verurtheilten Märtyrerin. Nur höchst selten vertheidigte sie sich: stets verhielt sie sich jenen Angriffen gegenüber ruhig und leidenschaftslos. Alles ließ sie über sich ergehen. Die tausendköpfige

Schlange böswilliger Verleumdung, die niemals müde zu werden schien, ihr ansteckendes Gift auf sie auszuspeien, lachte darüber und sah nicht die zahllos blutigen Thränen, welche die arme Gräfin in Stunden tiefster Entmuthigung, in der grabesbangen Einöde ihrer Klause zu Reisewitz vergoß. Ihre zahllosen Feinde und Verleumder hörten nicht die stillen inbrünstigen Gebete, welche sie Tag und Nacht zum Throne des Allbarmherzigen emporsteigen ließ, um den „Gott der Gnade" anzuflehen, ihre Leiden bald zu enden und sie aus den Fesseln dieses jammervollen Daseins zu befreien. Das, was sie quälte, war Reue.

„Reue fühlt sie, tiefe Reue,
Reue fühlt sie früh und spät;
Ihre bleichen Lippen murmeln
Ihrer Reue Nachtgebet:
Gott der Gnade, Gott der Milde,
Lichte meines Geistes Nacht,
Schirme Den mit Deinem Schilde,
Den so elend ich gemacht." —

Wen aber hatte sie elend gemacht? — Leider bleibt auch dies eine jener noch immer offenen Fragen, die wir nicht beantworten können, ohne in einen Sumpf von Vermuthungen zu gerathen, aus welchem nur sie allein uns herauszuziehen vermöchte, wenn sie selbst

uns in diesem mystischen Dunkel etwas Licht und Aufklärung gegönnt hätte, was aber leider nicht der Fall gewesen ist. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr fünfzehn Jahre nach der Scheidung der Gräfin Kielmannsegge von ihrem zweiten Gemahle langte in Dresden (es war am 24. Juni 1830) ein junger, namen-, heimath- und legitimationsloser Mensch an, der in Dresden gebürtig zu sein vorgab, sich behufs der Ausstellung eines Reisepasses bei der hiesigen Polizeibehörde anmeldete und von derselben eine Aufenthaltskarte, giltig auf drei Tage, erhielt, mit der Weisung, die hiesigen Kirchenbücher nachschlagen zu lassen, um nähere Erkundigungen über seine in tiefes, undurchdringliches Dunkel gehüllte Geburt einzuziehen. Der arme Junge, welcher damals sechszehn Jahre alt zu sein schien, rannte unruhig von einer Kirche in die andere, ohne die gewünschte Auskunft zu erhalten. Um jeden Preis wollte er hier endlich zu erfahren suchen, wer sein Vater oder — falls sich dieses aus den Kirchenbüchern nicht ermitteln ließe — wenigstens hinter das Geheimniß kommen, wer seine Mutter gewesen sei. Er erfuhr aber weder das Eine noch das Andere: er rannte zwei Tage und zwei Nächte obdachlos in ganz Dresden umher wie Capitain Marryat's

„Japhet, der seinen Vater sucht". — Aus Mangel an landesüblicher wie an anderer Münze trieben ihn Hunger und Durst, auf offener Straße, am Altmarkt und Eingange zur Scheffelgasse, in welcher sich damals die Polizei-Direction befand, seine Zuflucht zu dem Polizeiwachtmeister Haferkorn zu nehmen, dem er seine Geldnoth offenbarte, und den er gleichzeitig um Rath befragte, was er in dieser hilflosen Lage anfangen solle. Haferkorn, der sich mit rückwärts gekreuzten Armen zufällig mit einem seiner alten Bekannten unterhielt, hörte, wie dieser, das Klagelied des jungen Vagabunden Anfangs nur mit halbem Ohre an; der Andere aber, in welchem wir sofort einen alten, unterdessen gichtbrüchig gewordenen Bekannten erkennen — wir meinen den kreuzbraven, aber lendenlahmen Tischlermeister Liesenberg — stutzte beim Anblicke dieses armen Teufels: er betrachtete ihn aufmerksam und erschrak, allem Anscheine nach über eine frappante Aehnlichkeit, welche in seinem Geiste urplötzlich aufgedämmert zu sein schien. Er zog den Polizeiwachtmeister ein Paar Schritte bei Seite und flüsterte ihm geheimnißvoll einige Worte in's Ohr, durch welche Haferkorn's Aufmerksamkeit dergestalt erregt worden war, daß er den jungen Landstreicher mit breit aufgerissenen Augen und angelweit aufgesperrtem Maule zu betrachten und

die Züge des jungen Menschen mit wachsender Neugier zu verschlingen geruhte.

— Du meinst also wirklich? fragte Haferkorn, den Schluß der angefangenen Phrase seinem Freunde Liesenberg leise in's Ohr raunend.

— Ich bin meiner Sache ganz gewiß, erwiderte der Ex-Spion so laut, daß der arme Teufel, welcher nur fünf Schritte weit von Beiden entfernt stand, es deutlich genug zu hören vermochte.

— Komme mit mir, mein lieber Sohn! sagte mit auffallender Freundlichkeit der Polizeiwachtmeister zu dem jungen Vagabunden, der ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt zu haben schien. Deine hilflose Lage dauert mich so sehr, daß ich mich Deiner annehmen will. Begleite mich, Kind, auf die Polizei! Sie wird Dich in Schutz nehmen, tröstete Haferkorn.

— Auf Wiedersehen! sagte Liesenberg und ging.

Sie bogen in die Scheffelgasse ein. Liesenberg sah ihnen so lange nach, bis Beide in's Polizei-Gebäude eintraten. Der junge Vagabund folgte dem Alten.

Und was machte man dort mit ihm?

Nach einem langen, ungefähr dreistündigen Vorverhöre wies man dem armen, namen- und hilflosen, paß- und obdachlosen Individuum eine miethfreie Wohnung an, in welcher er sogleich und mit großem Ent-

setzen ein Polizei-Gefängniß erkannte. Es war zum ersten Male in seinem jungen Leben, daß er ein Quartier dieser Art betreten hatte.*)

Aus Mangel an jeder Art von Legitimation glaubte der damalige Polizei-Director, Herr von Oppeln, sich berechtigt zu halten, den jungen Unbekannten vom 26. Juni bis zum 9. September 1830 in ziemlich hartem Arrest festzuhalten bis zu dem Augenblick, in welchem die Volkswuth das in der Scheffelgasse gelegene Polizei-Gebäude, worin der heimathlose Mensch gefangen saß, demolirte und ihn gegen seinen Wunsch und Willen daraus befreite.

In seinem Kerker erhielt der junge Landstreicher nicht nur die gewöhnliche Gefängnißkost, sondern, nach dem urchristlichen Principe „Utile cum dulci“ etwas auch nebenbei, Religions-Unterricht.

*) In einer in späterer Zeit an die zweite Ständekammer gerichteten Beschwerdeschrift beklagte er sich über die harte Art und Weise, wie er daselbst behandelt worden sei: man habe ihn, schrieb er, in Ketten gelegt, zwei Mal auf die Polizei-Prügel-Strafbank gebunden und einige andere Tortur- und Inquisitions-Verfahren angewendet, um ihm gewisse Geständnisse abzunöthigen, was uns, aufrichtig gesagt, mehr als unwahrscheinlich erscheint, weil derlei Dinge in einem so civilisirten Staate, wie unser Königreich Sachsen zu sein die Ehre hat, geradezu unmöglich sind.

Nach dreimonatlichem Religions-Unterrichte wurde dieser unglückliche Mensch, welcher keine Heimath, weder Vater noch Mutter, weder Anverwandte noch Freunde besaß, am 6. März 1831 in der Kreuzkirche vom Pastor Böttiche getauft und sein ungewisses Alter von der Polizei auf neunzehn Jahre festgesetzt (nach welcher Angabe er schon im Jahre 1812 zur Welt gekommen sein müßte!!!)

Der junge Findling, welchem man in der Taufe willkürlich die Namen Ernst Graf beigelegt hatte, und der, unter uns gesagt, zwei bis drei Jahre jünger zu sein schien, erhielt von dem damals regierenden Könige Anton und dem damaligen Prinz-Mitregenten Friedrich August in Folge eines von der neueingesetzten Sicherheitsbehörde erstatteten Berichts ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 20, wiederhole zwanzig Thalern, und gleichzeitig ein rührend-schönes Belobigungsschreiben seines rühmlichen Verhaltens am Tage jener Revolution, an welchem das Polizei-Gebäude demolirt und der Gefangene in Freiheit gesetzt worden war.

Bald darauf wurde der so getaufte Ernst Graf, da er sowohl im Lesen wie im Schreiben ziemlich fleißig geübt zu sein schien, von der neuen Polizei als Diätarius zu verschiedenen Arbeiten, wie Abschreiben,

Gängelaufen u. s. w. verwendet. Aber da ihm diese polizistische Laufbahn wenig oder gar nicht zuzusagen schien, verlangte er bald darauf seinen Abschied und fristete seitdem sein ärmliches Dasein auf andere Weise: unser Ernst Graf wurde — Lohndiener!!!

In dieser neuen Eigenschaft war ihm bald Gelegenheit geworden, mit Menschen aus allen Schichten der Dresdner Bevölkerung, wie mit einer Menge von Fremden, die seiner Dienste bedurften, allmälig mehr und mehr in nähere Berührung und Verbindung zu kommen.

Um diese Zeit hatte er unter Andern in einer der zahllos vielen Restaurationen der Altstadt (wenn wir nicht irren, so war's in der Webergasse gewesen) die für ihn durchaus nicht uninteressante Bekanntschaft des sehr ehrenwerthen, äußerst gichtbrüchigen Ex-Tischlers und Ex-Spions Liesenberg gemacht, der an Ernst Graf ganz besonders Wohlgefallen zu finden schien und manchen Abend mehr als Ein Töpfchen einfachen Bieres für ihn bezahlte, um auf diese Weise nach und nach Graf's ganzes Vertrauen zu gewinnen, was ihm denn auch frühzeitig genug gelungen war.

Eines Abends, als Beide sich wie gewöhnlich in ihrer Stammkneipe trafen, sagte der pfeifenrauchende Ex-Spion zu dem cigarrenschmauchenden Ex-Polizeier:

— Du, armer Kerl, Du jammerst mir!

— Und warum denn? fragte Ernst Graf.

— Weil Du weder Vater noch Mutter hast, antwortete Liesenberg.

— Das ist freilich auch mir sehr unangenehm. Aber was ist dagegen zu machen? Aeltern kann man sich nicht stehlen.

— Das ist wohl wahr, alter Junge! Aber weißt Du, was die Bibel sagt?

— Die Bibel habe ich nie gelesen . . .

— Das ist sehr dumm von Dir! Denn hättest Du sie wenigstens nur einmal durchstudirt, dann würdest Du Dir gewiß wohl gemerkt haben, daß darin Jedem der gute Rath gegeben wird: „Suche, und Du wirst finden, klopfe an, und es wird Dir aufgethan." Diesen Rath, Bruderherz, solltest auch Du befolgen!

— Was soll ich thun? fragte Ernst.

— Dir, in Ermangelung eines Herrn Vaters, vorläufig wenigstens eine Frau Mutter suchen. Dann findet sich auch der Vater!

— Wie aber soll ich dies anfangen? Ich kann doch nicht jede Frau auf der Straße aufhalten und sie fragen: Madame, sind Sie vielleicht meine Mutter?

— Nein, Lieber, das schickt sich nicht! Doch

gibt's noch tausend andere Mittel, um mit der Zeit hinter das Geheimniß zu kommen, wer unsere Mutter und wer unser Vater gewesen ist . . .

— Rathet mir, was ich thun soll, sprach der gutmüthige Findling.

— Setze vorläufig eine Annonce in den „Anzeiger" ungefähr folgenden Inhalts: „Einen Thaler acht Groschen Belohnung Demjenigen, der dem Unterzeichneten je eher desto lieber seinen rechtmäßigen Vater oder seine rechtschaffene Mutter so nachzuweisen im Stande ist, daß er Beide gerichtlich belangen und zwingen kann, ihn als ihren Sohn anerkennen zu müssen."

— Das hieße Geld zum Fenster hinauswerfen; denn wer würde sich dazu hergeben?

— Wohl wahr, mein lieber, herziger Sohn! Doch weiß ich noch ein anderes Mittel, das weniger kostspielig und dabei weit sicherer ist. Ich an Deiner Stelle würde mir einen gedruckten Zettel auf den Bauch kleben mit der Inschrift: „Hier werden Vater und Mutter gesucht."

— Das würde die Polizei nicht erlauben . . .

— Ei, warum denn nicht, gutes Kind? Am Ende muß ja auch ihr viel daran gelegen sein, daß jedes Geschöpf doch mindestens Vater oder Mutter haben muß, denn was sollte zuletzt daraus werden, wenn alle Kin-

der, die geboren würden, als Waisen umherlaufen und der Welt zur Last fallen müßten, wie Du, dreimal armer Teufel! Bei Gott, Du thust mir leid!

— Das haben mir schon Viele gesagt. Aber vom Mitleid allein kann Niemand satt werden. Wenn ich Euch, Vater Liesenberg, wirklich so leid thun sollte, so beweist es mir dadurch, daß Ihr mir auf acht Tage zehn Silbergroschen borgt, denn ich habe keinen Heller Geld, dafür aber desto mehr Hunger als mir eigentlich lieb und angenehm ist.

— Niemals habe ich auf Zinsen geborgt, predigte Liesenberg.

— Wer hat denn von Zinsen gesprochen? fragte Ernst ziemlich heiter.

— Wer aber leiht Geld ohne Zinsen???

— Ich glaubte, Ihr würdet so großmüthig sein...

— Kind, bilde Dir keine Schwachheiten ein! Doch statt des Geldes will ich Dir wenigstens einen sehr klugen Rath geben . . .

— Ich bin ganz Ohr! . . . sagte Graf.

— Kennst Du den Garten zu Reisewitz? fragte Liesenberg, sich die zweite Pfeife stopfend.

— Erst Sonntags bin ich draußen gewesen . . .

— Und was hast Du dort gesucht? fragte der

Ex-Tischler, den Tabak im Pfeifenkopfe mit dem Daumen seiner Rechten niederpressend.

— Zerstreuung habe ich gesucht, gestand Graf.

— Und hast Du sie dort gefunden? fragte Liesenberg, die neugestopfte Pfeife anzündend.

— Dazu hat's mir an Geld gefehlt, erklärte der arme Teufel.

— Ohne Geld ist man ein Lump! Geld, ehrwürdiger Jüngling, ist die Hauptsache! Ein Mensch ohne Geld ist eine Pfeife ohne Tabak, ein Bierglas ohne Bier, ein Mensch ohne Seele. Schaffe Dir Vater oder Mutter an . . . das Geld, das findet sich dann! Noch einmal sage ich es Dir! Armer Schlucker, gehe morgen nach Reisewitz!

— Und was soll ich denn da?

— Frage dort, wo Gräfin Kielmannsegge wohnt. Kannst Du den Namen Dir merken? . . .

— Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, rühmte sich der Findling.

— Desto besser für Dich! meinte Liesenberg, ihm dicke Rauchwolken in's Gesicht blasend. Es gibt zwar böse Menschen genug, welche behaupten wollen, daß Gräfin Kielmannsegge eine Menschenfeindin sei, welche das Mitgefühl mit den Leiden ihrer Nebenmenschen, „die süße Wollust der Thräne", wie ich erst

unlängst irgendwo gelesen habe, nur dem Namen nach zu kennen scheint, denn noch keiner von allen Bettlern, welche vertrauensvoll an die Thür der steinreichen Frau angeklopft haben sollen, darf sich rühmen, aus jener mitleidlosen Hand jemals ein Almosen, wäre es noch so klein und dürftig gewesen, empfangen zu haben. Nicht alle Menschen haben gute Herzen, winselte der Biedermann, dem dabei die Pfeife ausgegangen war. Aber Dir gegenüber, sagte der Heuchler, seinen Stänker von Neuem anbrennend, wird die Gräfin wahrscheinlich wohl eine Ausnahme machen.

— Und warum denn nur mir gegenüber? wünschte Ernst Graf, dessen Neugier dadurch aufgestachelt war, zu erfahren.

— Weil Du ihr sehr nahe stehst . . .

— Ich verstehe Euch nicht, erklärte Graf.

— Das glaube ich Dir, mein Sohn! Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, sagt ein gewisser Lessing, von denen Eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt; Dinge, mein Junge, die so unglaublicher Art und dessenungeachtet so unleugbar wahr sind, daß Unser Einem dabei Hören und Sehen vergeht, und daß der menschliche Verstand zerknickt wie ein vergessener Regenschirm stehen bleibt. Höre, mein Sohn, staune, mein Kind! sprach Liesenberg und beeilte sich,

seine trocken gelegte Kehle durch einen herzhaften Schluck einfachen Halbbieres anzufeuchten. Erfahre, was die Leute sich erzählen! Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge, die, getrennt von ihrem Gemahle, seit einer Reihe von Jahren wie eine Einsiedlerin in ihrer Spelunke zu Reisewitz lebt und dort — unter uns gesagt — das übervolle Maaß ihrer Sünden abbüßt, soll, wie die böse Welt sich erzählt, Deine Mutter sein.

— Meine Mutter? wiederholte der Findling hochentzückt.

— Dummer Junge, schrei' doch nicht so! Dies sind ja hochwichtige und sehr einträgliche Geheimnisse, die nicht jeder „Schaafkopf" zu erfahren braucht.

— Und kennt Ihr auch meinen Vater? fragte Ernst Graf, außer sich vor Freude.

— Ob ich ihn kenne? rief Liesenberg. Fast besser noch, als Dich selbst!

— Und lebt er denn noch?

— Er starb vor ungefähr zehn Jahren . . .

— Hier in Dresden? fragte der Findling.

— Er starb auf fremder Erde, in grausamer Verbannung, weit über zweitausend Meilen von jener kleinen Insel entfernt, die er dadurch, daß dort seine Wiege stand, groß gemacht hat.

— Armer Vater! stöhnte der Findling, in dessen

Auge die erste Thräne süßer Wehmuth trat. Und wißt Ihr vielleicht seinen Todestag? fragte Graf nach kurzer Pause.

— Ganz Europa kennt diesen unvergeßlichen Trauertag!

— Nennt ihn mir, damit auch ich ihn kenne, bat Ernst Graf mit einem Stolze, der seine gramgefurchte Stirn verklärte.

— Dein Vater starb am 5. Mai . . .

— 1821? fragte der Findling voll Bedeutung.

— Ei, wer hat Dir das gesagt? fragte Liesenberg, welcher die Miene des höchsten Erstaunens anzunehmen verstand.

— Ein Fremder hat es mir gesagt, vor sieben Jahren, als ich in der Schweiz (im Canton Thurgau) angehender Bajazzo bei einer armseligen Kunstreitertruppe gewesen war, die sich eines Abends auch im Schlosse Arenenberg vor der Ex-Königin Hortense produciren durfte. Damals war ich kaum zwölf Jahre alt und viel hübscher und sauberer als jetzt! Eine ihrer Hofdamen zog, entzückt von der Bravour meiner Jugend, mich auf ihren Schooß, streichelte mein Haar, drückte einen langen, herzhaften Kuß auf meine Stirn und flüsterte der Königin Hortense, welche dicht

neben ihr saß, geheimnißvoll die Worte zu: „Er ist das Ebenbild seines Vaters!“

— Du ahnest also, wer Dein Vater war?

— Mein Vater ist ein unsterblicher Held und sein Name ist — Napoleon Buonaparte! rief der Findling, sich stolz erhebend, sein bis dahin unberührt gebliebenes Glas erhebend und es mit Einem Zuge ausleerend.

— Die Todten sollen leben! rief Liesenberg.

— Vive l'empereur! jubelte hochbegeistert der Findling.

— Die beeden Kerle müssen betrunken sein, rief der im Hintergrunde versteckte, in dichte Tabakswolken eingehüllte Schuhflicker und Leichenbitter Harald Simpel aus Pirna.

— Nu eben! bekräftigte der bis dahin nicht minder unbemerkt gebliebene Horndrechsler und Nachtwächter-Substitut Jeremias Pimpel aus Meißen.

— Wenn ich Polizeier wäre, bemerkte der dabei ausspuckende Nadelheld Themistokles Fürchtegott Trimpel aus Pulsnitz, uff der Stelle arretirte ich gleich alle Beede, weil der Eene von ihnen — er is man blos een Lohndiener! — „Vive Lampenröhr“! gerufen hat. Weeß er denn nich, daß des seit anno Tobak hier in Dräsen streng verboten is? Un darum juste-

ment schreit er so! Das is keen guter Patriote nich! erklärte die speichelvergeudende Schneiderseele.

— Nu eben, nu eben! wiederholte Pimpel.

Liesenberg und Graf verließen die Kneipe. Der Spion hing sich in den Arm des Lohndieners, gab ihm unterweges noch manche gute Lehre und begleitete ihn bis an das Hausthor seiner Wohnung in der kleinen Frohngasse. Dann sagte er mit feierlicher Salbung:

— Gute Nacht, Prinz Ernst Napoleon Buonaparte! Gute Nacht, Kaiserliche Hoheit, gute Nacht!

Fünftes Kapitel.

— Wie geht es Ihnen, guter Philidor? fragte der Geheime Legationsrath und Professor Grassi den ehemaligen Diener und Vertrauten des Baronets Horace Cunningham, welcher ihm in seinem Testamente einen nicht unbedeutenden Theil seines großen Vermögens vermacht und auf diese Weise großmüthig für dessen Zukunft gesorgt hatte.

— Ich befinde mich, Gottlob, ziemlich wohl! erwiederte Philidor, der, so oft Grassi ihm die Ehre seines Besuches erwies, sich dadurch ungemein geschmeichelt zu fühlen schien, weil er ihn als Künstler, wie als Ehrenmann, in gleich hohem Grade zu schätzen verstand.

Bald, nachdem Monsieur Philidor die Erbschaft seines Herrn angetreten, welcher beiläufig erwähnt, neun Theile seines Vermögens dem Londoner Bedlam, dem Kings-Beech und Newgate-Gefängnisse, wie auch andern öffentlichen Stiftungen zum Wohle der Armen zugewendet hatte, war Philidor, der bis dahin Hage-

stolz geblieben, auf die äußerst unglückliche Idee gerathen, sich in eine „deutsche Jungfrau" zu verlieben, die, kaum halb so alt wie er, ihn durch die Sanftmuth ihres Charakters, wie durch die Bescheidenheit ihrer Ansprüche in kurzer Zeit dergestalt für sich einzunehmen und ihn dermaßen zu bethören verstand, daß Monsieur Philidor auf seine alten Tage die wirklich mehr als unverzeihliche Thorheit beging, sie bald darauf — horribile dictu! — zu heirathen. Sie hieß Flora Zeisig, war eine von Berlin nach Dresden übergesiedelte und daselbst schon ziemlich abgelagerte Putzmacherin, die alle Springfedern ihrer königlich=preußischen Koketterie in Bewegung gesetzt hatte, um den alten eiteln Franzosen, (von welchem sie erfahren, daß er von seinem für die Gräfin von Kielmannsegge leider nur allzufrühzeitig vom Pferde auf das Straßenpflaster herabgestürzten Herrn ziemlich viel Geld — es hieß nahe an 12,000 Pfund Sterling — geerbt), zuerst in ihren Laden und später in ihr Netz zu locken, um sich auf diese Weise endlich unter die Haube zu bringen.

Flora Zeisig, die als Geliebte, wie als Braut, ein wahres Musterbild weiblicher Sanftmuth und Herzensgüte gewesen zu sein schien, hatte gleich nach der Hochzeit ihre Farbe gewechselt und sich dergestalt geändert,

daß aus der sanftmüthigen, bescheidenen und anspruchslosen Grisette urplötzlich eine keifende Xantippe, eine wahre Mißtreß Kaudle, eine unausstehliche Moralpredigerin geworden war, unter deren Pantoffel-Regiment der arme, schwer getäuschte und höchst beklagenswerthe Monsieur Magloire Philidor mehr noch als weiland Sokrates und der englische Kanzler Thomas Morus auszustehen schien. Aber da er trotz ihrer ewig wiederkehrenden Gardinenpredigten (weil die Franzosen kein Wort dafür haben, pflegte Philidor sie in Ermangelung eines passenderen Ausdrucks „oraisons domesticales“ zu nennen) fest entschlossen war, sich dadurch durchaus nicht aus der Fassung und dem Gleichgewichte bringen zu lassen, war er auf den urkomischen Einfall gerathen, das Beispiel eines Lüneburger Buchhändlers zu befolgen und sämmtliche Gardinenpredigten seiner ci-devant Modistin und nunmehrigen Frau Flora Zeisig, nicht wie jener Herold, in's Französische und, den Umständen nach, auch in's Lateinische zu übersetzen, sondern zur Bereicherung seiner mangelhaften Sprachkenntnisse auf frischer That in's Englische und Italienische zu übertragen, in's Englische, wenn jene „Oraisons domesticales“ gemäßigter, in's Italienische, das ihm noch weniger geläufig war, wenn sie, hefti-

gerer Natur, wie Lava-Ausbrüche eines feuerspeienden Kraters zu explodiren pflegten. Zu diesem Behufe hatte sich Monsieur Philidor wenige Wochen nach seiner unglückseeligen Vermählung daran gewöhnt, in der rechten Tasche seines großblumigen Damast-Schlafrocks ein deutsch-englisches, in der linken ein deutsch-italienisches Handwörterbuch zu tragen, um für jedes deutsche Wort, das ihm bis dahin fremd geblieben war, das gleichbedeutende Wort im englischen oder italienischen „Dictionnaire de poche“ nachschlagen und das Originalwort mit gewissenhafter Treue in einem dieser beiden Idiome wiedergeben zu können.

Grassi, welcher Monsieur Philidor oft und gern zu besuchen pflegte, weil es ihm Zerstreuung gewährte, mit dem Franzosen eine Partie Schach zu spielen, worin derselbe wie sein Namensvetter ungewöhnlich große Fertigkeit besaß, hatte in Folge dieser ziemlich häufigen Besuche frühzeitig genug die traurige Wahrnehmung gemacht, daß Flora Zeisig-Philidor eine kleine, äußerst zähe und durch Nichts zu besänftigende Xantippe, ihr armer Gemahl hingegen ein sich in Geduld maaßlos erschöpfender Sokrates, ein Opferlamm ihrer ewig wiederkehrenden Zornausbrüche und lavaähnlichen Gardinenpredigten war.

— Was treiben Sie da? fragte Graffi.

— Ich ordne die Papiere des Seeligen, antwortete der Märtyrer der Ehe.

— Was? rief Meister Graffi hocherstaunt. Baronet Horace Cunningham hat Papiere hinterlassen?

— Und was für Papiere! rief Philidor. Schriften, welche beweisen, daß er ein Mann von ungewöhnlich großen Geistesanlagen und unbezweifelt einer der vollendetsten Gentlemen seiner Nation wie seines Jahrhunderts gewesen ist. In der letzten Zeit seines jungen Lebens war er mit der Abfassung eines Werkes beschäftigt, welches, nach meiner Ansicht weit klassischer als Cicero's vielgerühmtes Werk „de officiis,“ „von den Rechten und Pflichten des Gentleman“ oder „Blaue Briefe an eine weiße Dame“ betitelt, eine wahre Fundgrube des feinsten Humors und der geistreichsten Satire, Ironie und Persiflage ist.

— Sie machen mich neugierig, lieber Philidor, unterbrach ihn Graffi.

— Gestatten Sie mir, Ihnen gleichsam zum Belege meiner Behauptung nachfolgendes Bruchstück, das mir so eben in die Hände gerathen ist, vorlesen zu dürfen.

— Thun Sie dies, mein braver Freund! bat der Geheime Legationsrath.

Philidor schob seine Brille zurecht, räusperte sich und las mit ziemlich wohlklingender Baß-Stimme: „Kapitel 34. Woran man einen Philister erkennen lernt.“

„So oft ich, weißer Schutzgeist meines schwarzen Daseins, in einen Postwagen*) einsteige, sondire ich den ganzen Kasten, um zu erfahren, wie wenige unter meinen Reisegefährten Gentlemen und wie viele darunter Philister sind. Wodurch ich dies erfahre, fragen Sie? O, nichts leichter als dies, Madame! — Nachdem ich meinen Ecksitz — Gentlemen sitzen niemals in der Mitte — eingenommen und die Häupter meiner Lieben gezählt — es waren ihrer nur fünf — fragte ich kurz und brüsk:

— Wer von Ihnen hat ein Schwefelholz?

— Ich! riefen Vier von den Fünfen wie aus Einem Munde und reichten mir mit wahrhaft rührender, höchst philisterhafter Bereitwilligkeit das, was ich von ihnen kurz und bündig begehrt hatte.

Ich biß meiner Havannah — Gentlemen rauchen niemals andere Cigarren-Sorten — die zart gedrehte Spitze ab, pustete sie ungenirt auf den Plaid meines Gegenübers nieder und zündete mir an dem Feuer,

*) Damals gab's noch keine Eisenbahn-Waggons.

das mir von vier Seiten zugleich angeboten war, meine Cigarre an.

Zehn Minuten später zog ich mein Notizbuch aus der Tasche und fragte in demselben kurz angebundenen Tone wie vorhin:

— Hat Niemand von Ihnen einen Bleistift?

— Hier! riefen Drei und reichten mir mit wahrhaft empörender Zuvorkommenheit ihre Bleistifte.

— Ich brauche vorläufig nur Einen, erklärte ich in durchaus nicht verbindlichem Tone, wies die andern zwei Stifte zurück und schnallte die Miene an, als ob ich irgend etwas Wichtiges aufzunotiren hätte.

Gleich darauf fragte ich meine Reisesippschaft:

— Hat Keiner von Ihnen eine Priese?

— Hier! riefen Zwei von ihnen und hielten mir mit vorsündfluthlicher Artigkeit ihre äußerst alterthümlichen Dosen hin, von welchen die Eine von Perlmutter, die Andere von Neusilber zu sein schien.

Ich griff in jene meines Nachbars zur Rechten, that, als ob ich von der Priese, die ich zwischen meinen Fingern hielt, den altherkömmlichen Gebrauch zu machen entschlossen sei, warf sie aber, da ich, wie Ihnen hinlänglich bekannt sein wird, niemals schnupfe — denn Solches pflegen nur Philister zu thun — auf den Reiseshawl-Reservoire meines Gegenübers und

erkünstelte mit echt gentleman'scher Ungebundenheit einen unverschämt gut gelungenen Nieser.

— Zur Genesung! schrie der ganze Kasten bis auf Einen, der ein goldenes, achtzehn- bis zwanzig-karätiges Schweigen beobachtete.

Jetzt war ich meiner Sache gewiß. Unter den fünf meiner Postwagen-Gefährten befand sich — außer mir! — nur Ein Gentleman.

Dieser Eine — er saß in der entgegengesetzten Ecke — hatte kein Schwefelholz, keinen Bleistift, keine Dose für mich, und nachdem ich unverschämt genießt hatte, war er der Einzige gewesen, dem es nicht eingefallen war, mir Genesung zu wünschen. Dieser Tacitus beharrte in seinem beredsamen Schweigen: er hüllte sich in das Bewußtsein seines Paletots, wie in den Paletot seines Bewußtseins, und war eben nur für sich allein und durchaus nicht für irgend einen Andern da. Jeder der Uebrigen aber — meine Persönlichkeit selbstverständlich ausgenommen! — war ein semitischer, makellos-reiner, unverfälschter Ur-Vollblut-Philister, ein in der tiefsten Notenlage umhertaumelnder, vier Mal durch den Hals und Ein Mal durch den Kopf gestrichener Erzspießbürger, ein präadamitischer, zur Zeit der Erzväter ausgegrabener und seitdem in mindestens

fünfjahrtausendaltem Weingeist aufbewahrter Ichthyosaurus oder Ur-Ur-Ur-Philister.

Mit Philistern aber, hostienweiße Frau, läßt sich ein Gentleman meiner Gattung niemals in Gespräche ein; er betrachtet sie auf der Reise, wie im Leben, einzig und allein als Mittel zum Zweck: sie sind seine Schwefelholz-, seine Bleistift-, seine Tabaksdosen-Lieferanten; sie sind seine Reisetasche, sein Mantelsack, sein Reise-Necessaire, mit Einem Wort: sie sind die unentbehrlichen Requisiten für das kleine und große Einmaleins aller Bedürfnisse seines gentleman'schen Ichs. — Da es also durchaus infashionable oder, wie wir Engländer zu sagen pflegen, „very improper“ war, mit dieser Menagerie von Erz-Ur-Spießbürgern irgend eine, wenn auch noch so gleichgiltige Unterhaltung anzuknüpfen, drückte ich mich in meine Ecke, sprach keine Sylbe mehr und versank in einen dreiviertelmeiligen Schlaf. Als ich erwachte, Madame, befand ich mich in Dresden.“ — Nun, Herr, was sagen Sie dazu? fragte der Diener seines Herrn.

— Ich finde diese Bagatelle ganz allerliebst, meinte Grassi.

— Hören Sie auch den nachfolgenden Brief!

Kapitel 35. Was man heutzutage unter „Louis“ versteht.

„Wissen Sie, was ein Louis ist? Sie schütteln, schöne Frau, Ihr Haupt und schweigen. Ich will es Ihnen sagen, Madame!

Louis, meine Angebetete, ist der specifisch-anrüchig gewordene Sammelname einer jetzt leider nur allzusehr verbreiteten Menschen-Race, welche sich gegen ein gewisses Honorar zu gewissen Dienstleistungen gebrauchen läßt, von denen Mancher unter uns nicht die blasse Ahnung zu haben scheint.

Louis ist der Spitzname einer Sippe von Menschen, die gleichviel, ob sie Peter oder Paul, Hinz oder Kunz, Christian oder Itzig heißen, von Geburt gemeine Lumpenkerle oder, um mit Freund Shakespeare zu reden, „zweibeinige Brechpulver" sind, welche „nie nich" Geld haben und deshalb genöthigt sind, vom Gelde ihrer Nebenmenschen leben zu müssen.

Louis ist das in Blanco ausgefertigte Ehren-Diplom einer Klasse moderner Industrieritter, Schwindler und Beutelschneider, die kein Mittel verschmähen, wäre dieses Mittel an und für sich noch so schlecht und ehrlos, das sie früher oder später zu ihrem heißersehnten Ziele führt.

Louis ist der Christoph Columbus eines nagelneuen Nahrungszweiges. Louis ist der Napoleon einer perfiden Politik, die das, was die ehrliche Welt unter

Gewissen versteht, kaum dem Namen nach zu kennen scheint.

Das hervorragendste Kennzeichen dieser Louis-Gattung ist ein angeborener Hang zum Mausen, das diese Louis unter sich, beschönigend, Annexion zu nennen gewohnt sind. Diese Louis annectiren Schnupftücher, Seelen, Tabaksbeutel, Wahl- und Steuer-Zettel, wie überhaupt Alles, was ihnen in ihre langfingerigen Hände fällt.

Die Heimath dieser höchst respectablen Louis ist das „göttliche" Paris. Sie sind die Heloten jener modernen Spartaner, welche an den Ufern der tugendhaften Seine, an Sonn- und Festtagen in Auteuil und andern Umgegenden des Seine-Babels zu grassiren pflegen; außerdem gibt's aber auch derlei Louis in jeder andern Stadt und in Potschappel beinahe eben so gut als in der Residenz- und Hauptstadt Dresden.

Der Louis, Madame, ist ein kosmopolitisches Geschöpf, das sich gegen ein mäßiges Honorar zu Allem herleiht, wozu sich, außer Ihm, sonst wohl Niemand gebrauchen läßt.

Der Louis ist ein Wesen, das eine ziemlich anständige Haltung, eine ziemlich anständige Kleidung und in der Regel einen sauber gewichsten Schnurbart hat. Letztern trägt er hauptsächlich darum, um die Leute

glauben zu machen, daß er Haare auf den Zähnen habe. Außerdem besitzt er einen (häufig nur geborgten) Regenschirm, sehr viel Schlauheit und einen gewissen Grad persönlichen Muthes, der oft sogar bis an Frechheit heranstreift; er hat keinen Funken von Gewissen, und, trotz aller Courage, die er zur Schau trägt, eine ihm angeborene Scheu vor Prügeln, weshalb er bei jeder Gelegenheit, in welcher man ihm ernsthaft die Zähne zeigt, seinen Kopf noch bei Zeiten vorsichtig aus der Schlinge zu ziehen und mit diplomatischer Finesse seinen Rückzug zu decken versteht. — Das Größte an ihm ist sein Maul. Sein ganzer Heldenmuth und seine ganze Heldenstärke beruht einzig und allein in der Nachsicht und Schwäche der Andern und in dem schlauen Geheimnißkniff, diese Andern unter sich geschickt zu entzweien, um deren gegenseitige Feindschaft nach besten Kräften zu eigenem Vortheil auszubeuten. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Louis heißt vorzugsweise jeder auf Zeit gemiethete Beschützer schwacher, namentlich weiblicher Geschöpfe, die an öffentlichen Orten ohne männlichen Schutz zu erscheinen wagen. Louis ist der nach Stunden bezahlte Vater, Bruder, Schwager, Cousin, Liebhaber oder Gemahl der Koketten, Loretten und Grisetten, welche sich unter die Flügel seines

Schutzes und unter das seidene, mitunter auch blos baumwollene Dach seines Parapluie geflüchtet haben, um wenigstens nicht vom Regen unter die Traufe zu gerathen.

Jeder Louis ist ein sogenannter Allerwelts-Kurmacher, aber nicht aus angeborener Neigung, sondern einzig und allein aus — Selbsterhaltungstrieb. Jeder Louis gehört in der Regel dem ledigen Stande an; nur mitunter ist er heimlich vermählt, was ihn jedoch durchaus nicht abhält, öffentlich die Rolle eines Richardson'schen Lovelace fortzuspielen. Der heimlich vermählte Louis ist, wie ein deutscher Vaudevillist ihn sehr treffend bezeichnet hat, ein „Don Juan aus Familienrücksichten", welcher Sonntags Weiß, Montags Schwarz, Dienstags Grün, Mittwochs Roth, Donnerstags Blau, Freitags Gelb und Sonnabends abwechselnd Violett oder Aschgrau heißt und gleichsam einen blut- und fleischgewordenen Regenbogen bildet, dessen ureigentlichste Grundfarbe aber immer Louis bleibt.

Der geborgte Louis ist ein überaus würdiges Seitenstück zu der auf Zeit gemietheten Frauensperson, welche sich — gleichfalls nur gegen Geld! — dazu hergibt, alleinstehende späte Mädchen — ganz besonders aber Damen vom Circus und Ballet — pflicht-

schuldigst zu bemuttern. Die Miethsmutter heißt in der Regel Fanny und nur in höchst seltenen Ausnahmsfällen — namentlich bei französischen Theaterdamen — Aglaë, Clementine oder auch Olympia.

Das, was für die gemiethete Mutter die seidene Mantille, der persische Shawl und der Hausschlüssel ist, das pflegt für unsern Louis der geborgte Hut, der geborgte Frack und der geborgte, bisweilen auch annectirte Regenschirm zu sein.

Die Sippe dieser Louis zerfällt in zwei Haupt-Species:

1. in den platonischen Louis (Louis platonicus) und

2. in den unplatonischen oder verliebten Louis (Louis aplatonicus, sive amorosus).

Der Letztere verhält sich zu Ersterem, der weit beliebter und gesuchter ist, wie ein sogenannter Pechvogel zu einem sogenannten Glückspilz. Der Glückspilz-Louis ist solch' ein Louis, welchem Alles, was er unternimmt, eine Zeit lang zu glücken pflegt, der deshalb sehr häufig übermüthig wird und sich in seiner Einbildung geradezu für unbesiegbar hält. Mancher Dummkopf staunt ihn als einen großen unsterblichen Mann an, doch in der Regel so lange nur, als Louis sich ruhig verhält, anständig aufführt, keine Prügel bekommt

und nicht kaltgestellt oder fortgejagt wird. Eventus stultorum magister, sagt das Sprichwort. So lange solch' ein Louis sich auf dem Gipfel seines Ruhmes erhält, so lange gilt er in den Augen der kurzsichtigen Menge für ein Genie; wird er aber einmal früher oder später fortgejagt, dann schreit alle Welt: „Der arme Louis war ein Esel!" — — — — —

Nun? fragte Monsieur Philidor seinen andächtigen Zuhörer, wie gefällt Ihnen dieser harmlose Scherz?

— Noch viel besser als der vorhergegangene, erklärte der Geheime Legationsrath Grassi, der diesen „harmlosen Scherz" vollständig zu begreifen schien.

— Dann bitte ich Sie, auch die dritte Bagatelle anzuhören, sagte Meister Philidor:

Kapitel 36. „Welch' ein Unterschied zwischen Schuster und Schneider herrscht!"

— Darauf bin ich wirklich sehr gespannt, erklärte Grassi.

— Hören Sie, Herr Legationsrath, und urtheilen Sie selbst, wie viel in dieser Uebertreibung dennoch Wahres liegt.

„Ihr unwissender Verehrer, (schrieb mein seliger Herr und Gebieter an seine weiße Dame, die, wie Sie längst errathen haben, wohl keine Andere als Gräfin Kielmannsegge gewesen sein kann), ist allmälig

zu der Ueberzeugung angelangt, daß die allergrößten Gelehrten in der Regel die allerdümmsten Einfaltspinsel sind.

Die alten Naturforscher z. B. haben das ganze Menschengeschlecht, seiner Hautfarbe nach, in vier Haupt-Racen eingetheilt.

Nach meiner Ansicht aber ist diese hochgelahrte Ansicht, beim Lichte gesunder Kritik betrachtet, dumm, erzdumm, pyramidal-dumm.

Schärfer in's Auge der Vernunft gefaßt, gibt's ureigentlich nur zwei Menschen-Racen. Diese Racen heißen — Schuster und Schneider.

Jede Klasse zerfällt in zwei Sippen.

Die Klasse der ehrenwerthen Schuster umfaßt:

1. den Schuster-Schuster oder Ur-Schuster (Sutor sutorius) und

2. den schneiderhaften Schuster (Sutor sartorius).

Die ehrenhafte Klasse der Schneider umfaßt:

1. den Schneider-Schneider oder Ur-Schneider (Sartor sartorius) und

2. den schusterhaften Schneider (Sartor sutorius).

Der schneiderhafte Schuster ist eine Mischung, hervorgegangen aus der Vereinigung eines

Vaters, welcher Schuster, und einer Mutter, welche Schneider war.

Der schusterhafte Schneider ist, umgekehrt, der Absenker einer gleichfalls gekreuzten Race, erzeugt von einem Vater Schneider und einer Mutter Schuster.

Schneider ist jeder Staatsbürger, dessen äußere Erscheinung dürr und schmächtig wie ein Zwirnsfaden, schlank und gebrechlich wie eine Nähnadel, weich und geschmeidig wie sogenanntes Jungfern-Wachs ist.

Schuster hingegen ist jeder Staatsbürger, dessen ganzer Habitus kurzstämmig wie sein dreibeiniger Thronschemmel, derb und knotig wie ein Hammer, zähe und trocken wie das Pech zu sein scheint, womit er sich zu befassen pflegt.

Der Schuster hat in seinem ganzen Wesen etwas Männlicheres als der Schneider, dem mehr oder weniger etwas Weibisches anzukleben pflegt.

Der Schneider hat sanguinisches, der Schuster dagegen cholerisches Temperament.

Der Schneider ist größtentheils blond, während unter je zehn Schustern mindestens eilf beinahe eben so schwarz als ihr Pech sind.

Der Schneider ist in der Regel gutmüthig

und nachgiebig, der Schuster hingegen halsstarrig und jähzornig.

Der Schneider behauptet fast immer einen gewissen Grad von Nüchternheit, während der Schuster gewöhnlich einen ziemlich ausgesprochenen Hang zur Trunkenboldigkeit zu haben pflegt.

Der Schneider ist meistentheils reformatorischer Freigeist, der Schuster dagegen meist grübelnder Mystiker.

Aus der Reihe der überaus ehrenwerthen Schneider ist u. A. Johannes von Leyden, das Alpha der Anabaptisten oder Wiedertäufer, und Wilhelm Weitling, das Omega der Socialisten und Communisten; aus dem Phalanx der nicht minder respectablen Schuster ist der urmystische Jacob Böhme und Master Joë Smith, der Erfinder der urgemüthlichen Mormonen-Bibel, hervorgegangen.

Der Schneider hat weit mehr Neigung zum weiblichen Geschlechte als der Schuster. Fast jeder Schneider ist ein Schürzenjäger, während der Schuster (wie Newton und Tilly) mehr Anlage zum Weiberfeinde hat, woher es wohl auch kommen mag, daß es, wenigstens bei uns in Deutschland, Kur-Schneider, aber — Dank dem Himmel! — keine Kur-Schuster gibt.

Der Schneider züchtigt seine lieben Nachkommen; der Schuster prügelt lieber seine Frau.

Der Schneider schwärmt für (italienische) Oper und Ballet; der Schuster zieht Melodram und Trauerspiel vor.

Der Scheider interessirt sich für Feenmärchen und politische Leitartikel, der Schuster für Zschocke's „Stunden der Andacht" und für Pitaval's „Causes célèbres", wie auch für neuere Criminalgeschichten.

Der Schneider liebt Rossini, der Schuster verachtet Kotzebue.

Der Schneider zieht Mehl-, der Schuster dagegen Fleisch-Speisen vor.

Der Schuster schnupft, der Schneider raucht, aber pafft nie.

Der Schneider hat sehr häufig Frostbeulen und nur höchst selten Hühneraugen; der Schuster dagegen trägt sich, umgekehrt, fast immer mit Hühneraugen und nur ausnahmsweise auch mit Frostbeulen.

Der Schneider ist ein ungläubiger Thomas; der Schuster hingegen glaubt an Träume und Ahnungen, an Hexen und Gespenster, an die Leipziger „Kindermuhme" und sogar an die „Augsburger Allge-

meine" (was Manchem geradezu unbegreiflich erscheinen wird).

Der Schuster trägt Sonntags, wenn er mit seiner Ehehälfte, die er häufig seine „Alte" nennt, in's Freie geht, einen Regenschirm, selbst dann, wenn es nicht regnet. Der Schneider fürchtet, wenn er mit seinem „geliebten Schatten" promenirt, weder Sonnenschein noch Regenguß, hat aber große Furcht vor Gewitter und Blitzeinschlägen.

Ueberhaupt hat ein Schuster in der Regel mehr Courage, als drei und ein halber Schneider.

Der Schuster sehnt sich in die alten Zeiten des Faustrechts zurück; der Schneider hingegen ist ein Anhänger der Civilisation und hat eine ausgesprochene Abneigung gegen Duell und Prügelstrafen.

Der Schneider liebt es, Revolutionen einzufädeln; der Schuster dagegen ist ein Anhänger des Status quo und eine Stütze des Thrones . . . quand même etc.

Beide Racen stimmen nur in Einem Punkte überein: nur ungern bezahlen sie ihre Abgaben.

Der Schuster liebt seine bequeme Häuslichkeit; der Schneider zieht Tabagie und Tanzboden vor.

Der Schneider bleibt lieber die Miethe als

etwas Anderes, der *Schuster* hingegen viel lieber *alles Andere* als den „nichtsnutzigen" Miethzins schuldig.

Der *Schneider* trägt, wenn er Geld braucht, lieber die Kleider seiner Kunden als seine eigenen auf's Leihhaus; der *Schuster* aber verklopft weit lieber sein eigenes Leder als fremdes.

Ein *Schneider* verbraucht (nach Justus von Liebig's Theorie) mehr Seife als vier und ein achtel *Schuster*.

Der *Schuster* setzt die Füße *ein-*, der *Schneider* setzt sie *auswärts*.

Des *Schneiders* Organ ist in der Regel ein *sorgfältig ausgebügelter Diskant*, der des *Schusters* ein *nachlässig vorgeschuhter* Baß.

Der *Schneider schwört*, der *Schuster flucht* gern.

☞ Hauptmerkmal des *Schneiders*: er *mahnt höflich*; ☞ Hauptmerkmal des *Schusters*: *er mahnt grob*.

Hast Du vorstehenden Scherz noch einmal mit Ernst und Andacht durchgelesen, dann, geneigter und ungeneigter Leser, pflanze Dich vor Deinen Spiegel, greife prüfend in Dein Inneres und frage Dich ruhig und aufrichtig:

Bin ich Schuster oder bin ich Schneider?“

Und damit schloß Philidor seine Vorlesung.

— Nach dieser wenigstens nicht unoriginellen Charakteristik, sagte Grassi, sich im großen Wandspiegel prüfend, muß ich ein höchst wahrscheinlicher Schuster sein.

— Ich dagegen, gestand sich Monsieur Philidor, bin ein prononcirter Schneider.

— Sie haben vollkommen Recht, liebster Schneider, bestätigte der Schuster.

Wüthend stürmte jetzt Flora Zeisig-Philidor, welche die Vorlesung ihres Gatten außerhalb der Thür belauscht zu haben schien, in's Zimmer mit der ihrem Gemahle äußerst keck in's Gesicht geschleuderten Frage hinein:

— Mann Gottes, bist Du endlich fertig?

Philidor übersetzte diese Phrase in's Englische.

— Wann, Dummkopf, fuhr unsere kleine Xantippe fort, wirst Du endlich aufhören, dem äußerst geduldigen Herrn Grassi so viel albernes, einfältiges, blödsinniges Zeug vorzulesen?

Philidor übertrug dies abwechslungshalber in's Italienische, aber da ihm unglücklicherweise entfallen war, wie albern, einfältig, blödsinnig auf Italienisch heißt, so sah er sich genöthigt, in seine linke Schlafrocktasche zu greifen, um daraus das deutsch-italienische

Wörterbuch hervorzuholen und darin schleunigst nachzuschlagen. Statt dessen ergriff er aber den deutsch-englischen Dictionnaire, was ihn dergestalt aus dem Concepte zu bringen schien, daß er zum ersten Male in seiner nicht allzuheitern Ehe das Gleichgewicht verlor und, nicht minder aufgebracht als sie, ihr die Worte zurief:

— Kind, schämst Du Dich denn nicht?

— Und warum sollte ich mich schämen? fragte der kleine, niedliche, aber, wie gesagt, etwas zähe Hausdrache. Weißt Du, Philidor, was Du bist? fragte Flora Zeisig, ihre beiden Arme an die schlanke Hüfte stemmend.

— Nun, liebes Kind, was bin ich? fragte Philidor mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit.

— Du bist ein langweiliger, unausstehlicher Spaßvogel!

Flugs übersetzte er dies in's Englische. Aber da er im Augenblick keinen passenden Ausdruck für das banale Wort „Spaßvogel“ fand, griff er in seine rechte Schlafrocktasche und fischte daraus unglückseligerweise dieses Mal das deutsch-italienische Wörterbuch hervor, eine äußerst fatale Rocktaschen-Verwechslung, die ihn leider nur noch heftiger consternirte, so daß der gute Philidor all seinen Aplomb verlor und zum ersten Male

nicht nur heftig, sondern sogar grob zu werden sich erkühnte.

— Schweige, entlarvter Hausdrache! rief er aus.

Dieses Wort brachte Flora in Harnisch. Ihre beleidigte Ehre ergoß sich jetzt in einen Platzregen von Beleidigungen, die wie erbsendicke Hagelkörner auf ihn herniederprasselten und ihn dergestalt in die Enge trieben, daß er sich hinter die spanische Wand zurückzuziehen gezwungen sah.

Grassi wagte, sich in's Mittel zu legen. Er gab der niedlichen Xantippe tausend liebe, gute, honigsüße Worte, um die Eruption ihres unweiblichen Zornes niederzukämpfen.

— Schonen Sie doch gefälligst Ihre Gesundheit! ersuchte er sie eben so artig als zeitgemäß. Wie kann eine so ruhige, äußerst vernünftige und beispiellos anständige Dame, wie Madame Philidor, eines harmlosen Scherzes wegen so ganz und gar außer sich gerathen? Es war ja nicht so böse gemeint! Beruhigen Sie sich, Frau von Philidor!

Diese drei letzten Worte machten überraschende Wunderwirkung. Das Wörtchen „von" besänftigte sie vollständig.

— Ach, lieber Herr von Grassi, ach, guter Philidor, bat die wieder beruhigte Flora, verzeihen Sie

mir meine große Ungezogenheit. Auch ich habe Dich, lieber Magloire, nicht kränken wollen, süßer Mann, betheuerte Flora von Philidor, die nun wieder beinahe ganz so sanft und nachgiebig geworden zu sein schien, als sie in der ersten Zeit vor ihrer Verheirathung gewesen war.

— Ich verzeihe Dir! sagte unser Sokrates.

— Ich verspreche Dir, mich zu bessern, gelobte dessen Xantippe.

— Ich bitte, es nicht zu vergessen, sagte Grassi und empfahl sich.

Die „entente cordiale“ war scheinbar wieder hergestellt.

Wer aber darf den Weibern trauen?

Am Abende desselben Tages, als sich Monsieur Philidor, etwas früher als gewöhnlich, zu Bette begeben hatte, schlich sich die cidevant Modistin Flora Zeisig auf den Zehen ihrer niedlichen Füße leise zum Schlafrock ihres harmlos schnarchenden Gemahls heran, entwendete ihm nicht allein das deutsch-englische, sondern — hört, hört! — auch das deutsch-italienische Wörterbuch und warf sie Beide . . . in's lachende Kaminfeuer.

Als Herr von Philidor am andern Morgen erwachte, fand er wohl seinen langen Schlafrock, aber

die Hilfsquellen seiner geistigen Beruhigung nicht mehr. Mit jenen beiden Dictionnairen hatte ihm Flora gleichzeitig auch den moralisch-linguistischen Trost geraubt, ihre Gardinenpredigten in's Englische und Italienische übersetzen zu können, bis zu dem dreimal gebenedeiten Tage, an welchem er endlich beschlossen hatte, sich zwei neue Wörterbücher anzuschaffen.

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage nach jener Zusammenkunft des Findlings Ernst Graf und des erzpfiffigen Ex-Tischlers Liesenberg in der bewußten Schafkopf-Kneipe finden wir Erstgenannten jener Beiden auf dem Wege nach Reisewitz, um dort die persönliche Bekanntschaft seiner eben so reichen als vornehmen Mutter zu machen und sich derselben als ihren eben so armen, wie ungerathenen Sohn vorzustellen.

Graf träumte goldene Berge und Luftschlösser. Eine Stimme seines kindlichen Herzens sagte ihm, wie diese Mutter hoch erfreut sein würde, ihren, allem Anscheine nach seit langer Zeit gänzlich verloren geglaubten Sohn urplötzlich wiedergefunden zu haben und nunmehr die unaussprechliche Freude, das unbezahlbare Glück genießen zu können, diesen neuen Myrtill an ihr tiefbewegtes Mutterherz zu drücken und ihn als „Fleisch ihres Fleisches" umarmen zu dürfen.

Dies Alles malte sich seine neunzehnjährige Phantasie mit so frischen und herrlichen Farben aus, daß

er den Augenblick, zu den Füßen seiner Mutter niedersinken und deren Knie umklammern zu dürfen, kaum erwarten konnte.

Mais l'homme propose et Dieu dispose! Die grundgütige Vorsehung hatte beschlossen, ihm dort eine ganz andere Aufnahme als jene, welche er geträumt hatte, zu Theil werden zu lassen.

Nachdem er ein Stündchen gelaufen und bereits müde geworden war, hatte er den Garten von Reisewitz erreicht. Hier fragte er nach Gräfin Kielmannsegge. Ein Arbeiter zeigte ihm ihr Haus mit den Worten:

— Dort wohnt die Hexe, die Ihr sucht!

— Und warum nennt Ihr sie Hexe? fragte der junge Mensch, den diese Aeußerung sehr zu verdrießen schien.

— Hier nennt sie fast Jeder so! antwortete der Steinklopfer.

— Aber warum denn? fragte der Fremde.

— Weil sie eine Menschenfeindin ist, die allen Armen mitleidlos die Thür weisen läßt und noch Keinem von Allen etwas geschenkt haben soll.

Ernst Graf schüttelte ungläubig den Kopf.

— Man scheint ihr Unrecht zu thun, sagte er zu sich und schritt auf ihre Villa zu. Wie mir mein

armes Herz schlägt! fuhr er fort. Kaum kann ich es erwarten, meine Mutter zu sehen! Gewiß wird auch sie nicht ewig erstaunt und entzückt sein, wenn ich vor sie hintreten und, mit Thränen in den Augen, zu ihr sagen werde: „Frau Gräfin, ich bin Ihr Sohn!"

Da der Eingang in ihr Haus bei Tage wie bei Nacht verschlossen war, sah er sich genöthigt, anzuschellen. Er that dies mit großer Bescheidenheit. Ungeduldig wartete er ein paar Augenblicke.

Während dieser Zeit saß Gräfin Kielmannsegge in Trauerkleidern in ihrem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Betzimmer und ließ ihr Auge auf dem Bilde ruhen, das ihr an einem für sie unvergeßlichen Tage der Kaiser im Palais Marcolini geschenkt hatte.

— Heute ist der neunte Mai. Heute sind's genau zehn Jahre, daß auf Sanct-Helena, an der von einer Trauerweide beschatteten und von blühenden Geranien eingefaßten Quelle von Huts-Gate, die irdische Hülle meines unsterblichen Freundes dem mütterlichen Schooße der Erde übergeben worden war. Der Kaiser (so erzählt einer seiner Biographen) schläft den ewigen Schlaf in einem Sarge von weißem Blech, ausgeschlagen mit weißem Atlas, auf Kissen gleichen Stoffes. In zwei silbernen vom kaiserlichen Adler überragten Gefäßen stehen Herz und Eingeweide des großen Todten zu

Füßen der Leiche. Münzen, von Gold und Silber, die unter Napoleon's Regierung in Frankreich geprägt worden sind, hat man in den Sarg hineingelegt. Dieser zugelöthete Sarg ist in einen zweiten Sarg von Blei gesenkt. Diese beiden Särge umhüllt ein dritter von Mahagonyholz, über dem ein Leichentuch von schwarzem, mit goldgestickten Bienen übersäeten Sammet und der blaue Mantel von Marengo ausgebreitet liegt. — Ich erinnere mich noch jeder Einzelheit, sprach die Gräfin zu sich selbst. Während Abbé Vignali die Todtenmesse las und alsdann die Gebete sprach, stellten sich sämmtliche Mannschaften des 60. Linien-Regiments, welches, zwölf Monate zuvor, das 53. abgelöst hatte, unter Waffen und sämmtliche Schiffe, die im Hafen zu James-Town lagen, hißten die Trauerflagge auf. Die Hausgenossen des Kaisers, der Gouverneur Hudson Lowe, verwünschten Andenkens, der Contre-Admiral Sir Pulteney Malcolm, der Adjutant des Gouverneurs, der abscheuliche Kapitain Thomas Readham, die Spitzen aller Civil- und Militairbehörden der Insel folgten dem Trauerwagen, der von vier Schimmeln gezogen ward. Graf Bertrand, General Charles Tristan Montholon *) Marchand und Napo-

*) Erst im Jahre 1847 ließ Graf Montholon seine „Récits de la Captivité de Napoléon à Sainte-Hélène“ in Druck

leon Bertrand, (Sohn des Generals) trugen die Enden des kaiserlichen Leichentuchs. Vierundzwanzig englische Grenadiere senkten den dreifachen Sarg in die Gruft. Abbé Vignali sprach dann das Todtengebet. Zwölf Artillerie-Salven sämmtlicher Forts und des Admiralschiffs verhallten im Ocean. Zwanzig Schritte hinter dem Gouverneur stand der Vice-Admiral Plampin und vergoß eine stille, heiße, theilnahmsvolle Thräne. — Eine einfache weiße Marmorplatte, ohne Namen und Inschrift, deckt dort den Staub des einstigen „Weltbeherrschers." — Der Erste, welcher die Kunde vom Ableben des Kaisers nach London gebracht hatte, war der Schiffskapitain Thomas Crocket, der zwei Stunden nach dem Tode Napoleon's an Bord des „Heron" Longwood verlassen hatte, das als Calvarienberg des neuen Heilands eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat, sprach die Gräfin und drückte einen Kuß auf das Miniaturbild, welches sie beständig auf ihrem Herzen trug.

Ernst Graf, welcher schon zehn Minuten vergebens geschellt hatte, schien endlich die Geduld verloren

erscheinen, geordnet nach den Notizen seines während der sechs Jahre freiwilligen Exils geführten Tagebuchs. Montholon, geb. 1782 zu Paris, starb daselbst am 22. August 1853.

zu haben und riß jetzt so heftig an dem Klingelzuge, daß endlich einer der vielen Diener der Gräfin herbeieilte, um den Eingang zu öffnen.

— Zu wem will man? fragte er.

— Ich will zu der Frau Gräfin, erklärte der Fremde.

Der Diener maß ihn verächtlich vom abgegriffenen Hut bis zu den defecten Stiefeln herab und sagte dann in äußerst wegwerfendem Tone:

— Sie ist für Niemanden zu sprechen . . .

— Und warum nicht? fragte Ernst Graf.

— Was geht denn Euch das an? fragte der dienstbare Geist mit bodenloser Patzigkeit.

— Ich muß die Gräfin durchaus sprechen, sagte Graf, der zwischen die kaum zum zehnten Theile geöffnete Thür seinen rechten Fuß hineingeklemmt hatte.

— Das ist heute durchaus nicht erlaubt, erklärte der Diener und war eben im Begriff, dem Zudringlichen dicht vor der Nase die Thür zuzuschlagen, woran er sich aber durch den hineingeschobenen Fuß desselben verhindert sah.

— Und warum nicht? fragte der Bursche.

— Weil sie heute zu fasten geruht, erwiderte der hochnäsige Livréeheld.

— Und warum fastet sie gerade heute?

— Naseweis, was geht dies Euch an? entgegnete der Diener und versuchte von Neuem, die Thür zuzudrücken und, nöthigenfalls, den Fuß des zudringlichen Fragers einzuklemmen.

— Hört, guter Freund, werdet nicht grob! sagte Graf, die geballte Faust durch die Spalte des geizig geöffneten Hausthors hineinsteckend. Oeffnet mir augenblicklich, sage ich Euch!

— Und wenn ich dies bleiben lasse? fragte die Livrée.

— Dann werde ich Euch zwingen dazu! erklärte Ernst Graf und drängte mit solcher Gewalt und Kraft das Hausthor zurück, daß das auf schwachen Beinen stehende Großmaul rücklings auf die Erde fiel, wodurch der Eingang nun plötzlich frei geworden war.

Ernst trat in den Hofraum ein. Sogleich stürzten zwei andere Livréelümmel, die dem Niedergefallenen zu Hilfe geeilt waren, dem Eindringling mit der Frage entgegen:

— Was hat er hier zu suchen?

— Ich will augenblicklich die Gräfin sprechen! Tummelt Euch nun, mich sofort anzumelden, verlangte Graf.

— Na nu, wer ist er denn? fragte der Zweite.

— Siehst Du nicht, sprach der Erste, welcher sich mit großer Mühe erhoben hatte und sich den Sand abzuklopfen bemüht war, daß dieser Patron ein Vagabund ist, der die gnädige Frau nur anbetteln will?

— Hier wird nichts gegeben! erklärte Jener.

— Ich mag nichts von Euch Lumpengesindel! erklärte Ernst Graf. Ich verlange nur, daß Einer von Euch mich Eurer Herrschaft anmelden soll, hört Ihr's?

— Und wenn wir's aber nicht thun? fragten die beiden Flötze.

— Dann, Gott Strambach, setzt es Ohrfeigen! drohte der Vagabund mit der rechten Hand ausholend.

Die Diener schienen Furcht zu haben.

— Er muß vielleicht doch vornehm sein, raunte der Zweite dem Ersten zu, welcher noch immer damit beschäftigt war, sich sorgfältig abzustauben.

— Und warum denn? fragte der Erste.

— Weil er gar so niederträchtig grob und unverschämt ist, meinte der Zweite.

— Du magst nicht Unrecht haben, Jean! Frage ihn doch, wie er heißt?

— Wen soll ich anmelden? fragte Jean.

— Die Leute nennen mich Ernst Graf . . .

— Lieber Mann, so kann Jeder heißen. Wir wollen wissen, was er ist?

— Ich bin ein ganz blutarmer Teufel . . .

— Ja, das sehen wir, meinte Jacques.

— Dummköpfe, warum fragt Ihr also noch?

— Er muß doch auch etwas Anderes sein? fragte Jean.

— Sagt der Gräfin, ich sei Lohndiener.

— Und sonst seid Ihr weiter nichts? fragte der terrassirte Jacques.

— Ich bin mehr als Ihr seid! erklärte der Lohndiener, sich stolz in die Brust werfend und, wie Napoleon, zwei Finger seiner Rechten in die abgeplatzten Knöpfe seines fadenscheinig gewordenen Rocks steckend. Ich bin der Sohn der Gräfin! erklärte er feierlich.

— Was sagt Ihr? fragten Beide hohnlachend.

— Die Frau Gräfin ist meine Mutter! erwiderte Ernst Graf mit anscheinend gerechtfertigtem Stolze. Geht, Schlingel, und meldet ihr das!

Beide rissen erstaunt die Mäuler auf. Sie betrachteten sich wie zwei Hammel, die sich von einem Blitzstrahl getroffen fühlten.

— Warum steht Ihr wie Schöpse da? fuhr Ernst Graf sie an. Wird's bald? fragte er drohend ausholend.

— Sogleich! riefen Beide, ausreißend wie Schaafsleder.

Der Eine von Beiden, — (wir haben nicht erfahren können, ob es Jean oder Jacques gewesen war), beeilte sich nun, den „groben Lümmel", wie er ihn im Stillen hieß, der Gräfin anzumelden.

— Ew. Gnaden wünscht Jemand zu sprechen, sagte der Diener.

— Sein Name? fragte die Gräfin, das Bild des Kaisers in ihr Busentuch verbergend.

— Er heißt Graf Ernst oder Ernst Graf.

— Ich kenne weder den Einen noch den Andern dieses Namens; was ist er denn? fragte die stolze Herrin.

— Lohndiener, gnädige Frau! lautete die Antwort.

— Und was will er? fragte sie.

— Sie allem Anscheine nach wahrscheinlich anbetteln . . .

— Weise ihm ohne Weiteres die Thür! Ich bin heute für Niemand zu sprechen, erklärte die Gräfin.

— Das haben wir ihm bereits gesagt! Er aber ist darauf grob geworden . . .

— Dann werft ihn zum Thore hinaus.

— Er ist im höchsten Grade unverschämt: er läßt sich durchaus nicht abweisen . . .

— Weshalb macht Ihr Umstände mit ihm?

— Weil er . . .

Der Diener fing zu lachen an.

— Warum lachst Du? fragte die Gräfin.

— Der Lohndiener behauptet allerhand dummes Zeug . . .

— Was behauptet er? fragte sie ernst.

— Er behauptet, Ihr Sohn zu sein! erklärte der Diener mit Hohngelächter.

Sie erschrak und zitterte wie Espenlaub.

— Mein Sohn? wiederholte sie auffallend bestürzt. Wie, sagtest Du, nennt er sich? fragte sie mit krampfhaftem Zittern.

— „Die Leute nennen mich Ernst Graf“, erklärte er, sich unverschämt in die Brust werfend.

— Ich habe keinen Sohn dieses Namens. Geh', geh', und sage ihm dies!

Er wollte gehen . . . sie hielt ihn zurück.

— Glaubst Du, daß er arm sei?

— Ich möchte schwören darauf, Frau Gräfin.

— Dann schenke ihm meinetwegen zwei Thaler. Doch sehen mag ich ihn nicht!

— Und wenn er sich nicht abweisen läßt?

— Dann braucht Gewalt, meine lieben Kinder!

— Er ist stark . . . wir fürchten uns . . .

— Dann laßt die Hunde auf ihn los!

— Das soll geschehen! sagte der Diener und eilte in den Hof hinunter.

Dort wartete Ernst Graf ungeduldig auf Antwort.

— Warum kommt der Schlingel nicht zurück? fragte er sich aufgebracht. Will meine Mutter mich nicht annehmen? Das wäre sehr schlecht von ihr! antwortete er sich und gerieth darüber dergestalt in Zorn, daß seine Stirnader anschwoll. Ich bin zwar nur ein armer Teufel, ein heimathloser Vagabund und vor der Hand blos ein elender Lohndiener, aber darum bleibe ich doch immer ihr Sohn, wie sie, wenn sie auch noch so kalt und gefühllos wäre, mich abweisen zu lassen, immer doch meine Mutter bleibt.

Da erst kehrte der Diener zurück. Er erschien in Begleitung fünf Anderer.

— Die beiden Flötze kommen nicht allein . . . Das ist fürwahr kein gutes Zeichen, sagte der Vagabund empört zu sich selbst. — Nun? fragte er das Dienstgesindel keck und barsch, will die Frau Gräfin mich annehmen?

— Nein! erklärten alle Sechs fast einstimmig.

— Und warum nicht? fragte Ernst Graf.

— Weil Ihr nicht ihr Sohn seid!

— Meine Mutter will mich also verleugnen? fragte der Findling tief betrübt.

— Das weiß ich nicht, lieber Mann! erklärte einer ihrer Diener.

— Hat sie Euch keinen Auftrag gegeben?

— Gut, daß Ihr mich daran erinnert! Die gnädige Frau Gräfin hat mich beauftragt, Euch — der patzige Spitzbube halbirte die Summe — Einen Thaler zu schenken. Hier ist er! sagte er, griff mit zwei Fingern in seine galonnirte Westentasche und holte ein blankes Thalerstück heraus, das er dem Lohndiener vor die dickbestaubten Füße warf.

— Und dies ist Alles? fragte Ernst.

— Ist dies nicht etwa schon genug?

— Behalte das Almosen für Dich, Schlingel! rief Ernst Graf tief empört.

— Wer von uns ist Euer Schlingel? fragten jetzt alle Sechs zugleich.

— Ihr Alle seid's, Taugenichtse, Tagediebe, Lumpenpack! schrie der gereizte Vagabund.

Der Muthigste dieses feigen Gesindels hatte sich in dessen Nähe gedrängt, um ihn bei der Brust zu fassen. Der Lohndiener aber, der keinen Scherz zu verstehen schien, gab dem dreisten Angreifer ein Paar tüchtige Maulschellen.

Nun mischten sich die Andern hinein. Während es unter ihnen zum Handgemenge kam und Ernst Graf wie ein aufgebrachter Löwe rechts und links um sich schlug und sich muthig gegen Fünf vertheidigte, rief der Sechste dieser Kerle:

— Mache, Lump, daß Du endlich fortkommst, sonst lasse ich, wie die Frau Gräfin befohlen hat, unsere Kettenhunde auf Dich los!

— Hat meine Mutter dies wirklich befohlen? fragte er, halb außer sich, einhaltend und fast zusammenbrechend.

— Ja, ja! erklärten alle Sechs einstimmig.

— Dann, Flötze, sagt der Frau Gräfin, daß ihr Sohn, ihr rechtmäßiger Sohn, welchen sie nicht anerkennen will, — weil sie ihn außer der Ehe gezeugt — viel zu stolz ist, um ihr noch einmal die Ehre seines Besuches zu schenken. Sagt ihr, daß ich alles Uebrige, was ich gegen sie auf meinem schwer gekränkten Herzen trage, ihr schriftlich mittheilen und, sowahr ich Ernst Graf Napoleon Buonaparte heiße, nicht eher ruhen werde, bis meine leibliche Mutter mich vor Gott und aller Welt als ihren rechtmäßigen Sohn und Erben ihrer Güter anerkannt haben wird. Das Alles sagt meiner herzlosen Mutter! Und wer von Euch den Muth haben sollte, mich noch einmal anzugreifen, der mache

sich darauf gefaßt, ein Kind des Todes zu sein! erklärte Graf, machte Kehrt und ging ruhig seine Wege.

Alle Sechs schienen ihm verwunderungsvoll nachzusehen. Graf kehrte nach der Stadt zurück. Die Gräfin geruhte Jean zu rufen.

— Ist der Verrückte fort? fragte sie.

— Wir haben ihn zum Thore hinausgeworfen, sagte der goldbetreßte Prahler.

— Ihr habt nur Eure Schuldigkeit gethan! Hast Du ihm Zwei Thaler gegeben?

— Ja, gnädige Frau! entgegnete das Lügenmaul.

— Und er, er hat sie angenommen??

— Ei freilich, erklärte die reichgalonnirte Lüge.

— Und was sagte er? fragte sie.

Jean erzählte ihr Alles ohne Umschweife.

— Er ist verrückt, erklärte die Gräfin.

— Das glaub' auch ich, meinte Jean.

— Seine Briefe, Jean, werde ich abweisen . . .

— Ich finde dies in der Ordnung . . .

— Und sollte er jemals sich erdreisten, wiederzukommen . . .

— Dann lassen wir die Hunde los! erklärte der brave Jean.

— Abgemacht! Nun mag ich nichts mehr hören,

sagte die Gräfin. Lasse jetzt augenblicklich anspannen; ich will sogleich nach der Stadt.

Der Diener beeilte sich, den Befehl seiner Herrin vollziehen zu lassen.

Bald darauf fuhr der Wagen vor. Die Gräfin begab sich nach der Stadt, um zuerst ihrem Freunde Grassi und sodann einem ihrer drei oder vier Rechtsanwalte — wir wollen ihn Dr. Storchschnabel nennen — einen Besuch abzustatten und mit Letzterm wegen der ihm anvertrauten Verwaltung eines Theiles ihres damals noch ziemlich bedeutenden Vermögens Rücksprache zu nehmen.

Unterweges sagte sie zu sich selbst:

— Dieser gänzlich unerwartete Vorfall hat mich mehr erschüttert, als ich Anfangs geglaubt hatte. Wer um Alles in der Welt muß dem armen hirnverbrannten Teufel die verteufelt kluge Idee in den Kopf gesetzt haben, sich für meinen Sohn auszugeben? Gewiß kein Anderer als Mephisto Liesenberg, der mir ewige Feindschaft geschworen, weil ich ihn vor Jahren schnöde abgewiesen, und der mir niemals verzeihen wird, daß ich von seinen Diensten, die er mir damals angetragen, niemals — Dank meiner Vorsicht! — Gebrauch gemacht habe. Doch warum ängstige ich mich denn? Weder Er noch irgend ein Anderer ist im Stande, den

juridischen Beweis zu führen, daß er mein Sohn ist. Sich leichtsinnig dafür ausgeben kann Jeder! Aber beweisen kann es, Gottlob, Niemand! — Darum will ich ruhig Alles abwarten, zu größerer Sicherheit aber doch Rückſprache mit einem meiner Advokaten nehmen, um ihn zu fragen, wie ich mich dabei zu verhalten habe; denn Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagt das Sprichwort, und darum heißt es, vor allen Dingen klug sein, um sich nichts zu vergeben, sagte Frau von Kielmannsegge, die nun wieder vollständig beruhigt zu sein schien.

Da sie Herrn Grassi leider nicht zu Hause fand, fuhr sie von ihm geraden Weges zu ihrem Rechtsconsulenten.

Dr. Amandus Habakuk Storchschnabel, der — Gott weiß warum — unter dem Spitznamen „Drillhaase" bekannt war, gehörte jener auch in Dresden leider nicht allzuselten vertretenen Sippe von Advokaten an, die unter der täuschend ähnlichen Maske eines in jeder Beziehung vollkommen makellosen Ehrenmannes ein dreimal abgefeimter Schurke war, der, ein äußerst pfiffiger Rabulist und Rechtsverdreher, schon mehr als ein Mal Gelder, welche man ihm anvertraut, äußerst gewandt unterschlagen und sich bisher immer unbestraft durchgeschwindelt hatte, weil Dr. Drillhaase vor Allem

ein Erz-Pfiffikus, nebenbei retrograder Mucker, außerdem ein durch Heirath reich gewordener „Mann bei der Spritze" und ein durch Protectionen aller Art in den hochweisen Schooß des Raths hineingeschmuggelter Stadtverordneter, wie auch Vorsteher vieler wohlthätigen Anstalten war und in dem Geruche bodenloser Rechtlichkeit stand. Wenn er trotzdem fast in jedem Prozesse, den er bisher für seine ziemlich zahlreiche Klientschaft geführt, mehr als eine falsche Behauptung aufzustellen sich erlaubt hatte, so war Letzteres hauptsächlich wohl nur darum geschehen, weil er eine Perücke trug, die, genau betrachtet, eben auch nichts Anderes als eine Haartour oder falsche Behauptung war. Im Uebrigen pflegte er mit frommer Pünktlichkeit seine Abgaben zu bezahlen und auffallend fleißig die Kirche zu besuchen; er war deshalb schon oft genug ganz nahe daran gewesen, sich zum Mitgliede der zweiten Kammer erwählt zu sehen, wenn nicht gewisse Kleinigkeiten dazwischen gekommen wären, welche seinen Lieblingswunsch einstweilen vereitelt hätten. Drillhaase trug eine schwarze Perücke, eine rothe Halsbinde und eine goldene Brille und war durch die zufällige Zusammenstellung dieser drei Farben bei einigen Schwachköpfen des hochweisen Raths in den Ruf eines Demagogen oder Großdeutschen gekommen, was ihm auf einer

Seite eben so viel zu schaden als auf der andern zu nützen schien. Genau genommen, gehörte er zu keiner Partei und hielt es deshalb mit jeder, welche sich zufällig eben am Ruder befand.

— Was verschafft mir die seltene Ehre Ihres mich hochbeglückenden Besuchs? fragte die kohlrabenschwarze Perücke.

— Ich wünsche Ihren Rath zu erfahren, erwiderte die Gräfin, welche uneingeladen auf den braunledernen Divan Platz nahm.

— Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, erklärte die zinnoberrothe Cravatte.

— Sie sind, wie notorisch bekannt, ein Mann von eben so großem Geiste, als allgemein anerkanntem Rechtlichkeitsgefühl, begann die Schmeichlerin.

— Bitte recht sehr, entgegnete der sich dankbar verbeugende, augenverdrehende Goldene-Brillen-Träger.

— Vor einer Stunde erhielt ich den Besuch eines Unbekannten, welcher sich Ernst Graf nennt, seines Zeichens Lohndiener ist und die unverschämte Frechheit besitzt, sich — fast schäme ich mich, es ihnen zu sagen! — für meinen Sohn auszugeben. ~~wagt.~~

— Ei, das ist ja ganz allerliebst! entgegnete der

augen- und rechtsverdrehende Mucker, sich vergnügt die vielberingten Fäuste reibend.

— Allerliebst? wiederholte die Gräfin. Ich finde es frech und unverschämt!

— Oft, meine hochverehrte Frau Gräfin, kommt allerliebst und unverschämt fast auf Eines heraus, entgegnete der Rabulist. Sage ich allerliebst, so verstehe ich darunter dann und wann impertinent, und sage ich zuweilen impertinent, so verstehe ich darunter manchmal fast eben so viel als allerliebst. Wie, meine Gnädige, heißt jener Patron?

— „Die Leute nennen mich Ernst Graf," erklärte er, sich stolz in die Brust werfend.

— Sie selbst haben mit ihm gesprochen? fragte Dr. Storchschnabel, genannt Drillhaase.

— Nein, aber meine Diener sagten es mir . . .

— Wissen Sie, wie alt er ist? fragte der Anwalt, seiner Klientin eine kleine, allerliebste oder unverschämte Falle legend.

— Ei, woher sollte ich dies wissen? fragte die auf Alles schnell gefaßte Gräfin.

— Ich glaubte, er habe es gesagt . . .

— Es hat ihn Niemand darum gefragt, erklärte Frau von Kielmannsegge.

— Er will also Ihr Sohn sein?

— Ja! antwortete sie trocken und kalt.

— Wer könnte ihm dies wohl verdenken? glossirte Drillhaase-Storchschnabel. Sie sind vornehm ... Sie sind reich! Alle Welt, ja ich selbst, möchte gern Ihr Sohn sein, fügte der mund- und augenverdrehende Tartufe hinzu. Kennt er aber auch seinen Vater? fragte Drillhaase weiter.

— Da ich selbst ihn nicht gesprochen habe, so weiß ich es nicht. Doch sagte mir einer meiner Diener, durch welchen ich den unbekannten Abenteurer hinauswerfen ließ, gerade in dem Augenblick, als ich in den Wagen einstieg, sothaner Ernst Graf habe sich die eben so fixe als lächerliche Idee in den Schädel gesetzt, daß der Urheber seines dunklen Daseins kein Geringerer als der vor zehn Jahren auf Sanct-Helena gekreuzigte Ex-Kaiser der Franzosen Napoleon Buonaparte I. gewesen sei.

— Sie kannten Seine Majestät? fragte der Anwalt mit äußerst harmlos-unschuldiger Miene.

— Diese Frage scheint mir durchaus unnöthig, meinte die Gräfin, anscheinend etwas ungeduldig mit der Spitze ihres rechten Fußes auf den Teppich klopfend.

— Mir hingegen scheint sie äußerst nothwendig, entgegnete der sehr ehrenwerthe Stadtverordnete und Armenbezirks-Vorsteher.

— Allerdings kannte ich ihn, gab sie zu.

— Und hatten Sie Umgang mit ihm?

— Ich finde diese Frage etwas unpassend, erwiderte die Gräfin, ihre trocken gewordene Unterlippe anfeuchtend.

— O, durchaus nicht! duplicirte der Advocat. Wenn Sie, meine Gnädige, im Nothfall beschwören könnten, mit dem Allerhöchstseeligen niemals nähern Umgang gehabt zu haben, dann würde sothaner Lohndiener Ernst Schaf oder Graf, wie man ihn zu nennen geruht, allenfalls der Sohn der Gräfin Kielmannsegge, unter keinen Umständen aber der Sohn des verstorbenen Kaisers sein können.

— Er ist eben so wenig sein als mein Sohn und allem Anscheine nach nur ein mystificirter und dupirter, leichtgläubiger Tropf, der sich — ich ahne auch wohl durch wen — jenen hochromantischen Floh in's Ohr setzen ließ, um sich über den armen Teufel und gleichzeitig auch über mich lustig zu machen.

— Und wer, glauben Sie, sei der Urheber dieser fein ausgesponnenen Intrigue? wünschte der schlaue Habakuk zu erfahren.

— Ich vermuthe, daß es Liesenberg ist, meinte die Gräfin.

— Und wer ist denn dieser Liesenberg? fragte der neugierige Inquirent.

— Ein Biedermann erster Klasse mit Eichenlaub . . .

— Und was heißt dies, meine Gnädige?

— Das heißt ein Schurke letzter Gattung. Früher Tischler, war er später Spion gewesen . . .

— I, das ist ja ganz allerliebst, niederträchtig wollte ich sagen, meine Gnädige! Aussagen solcher Leute gelten gar nichts!

— Ganz so, Doctor, denke auch ich! Was aber rathen Sie zu thun?

— Vorläufig, meine Gnädigste, noch gar nichts! Ich werde beide Menschen rufen lassen, erklärte der Anwalt.

— Wann? fragte sie ernst und kalt.

— Schon in einigen Tagen, meine Allergnädigste!

— Und warum nicht schon heute oder morgen?

— Nun ganz wie Sie es befehlen, meinte Drillhaase.

— Wann darf ich mir Antwort holen? fragte die Gräfin, die sehr pressirt zu sein schien.

— Uebermorgen früh ganz um diese Zeit!

— Nun denn auf Wiedersehen, Herr Doctor! sagte unsere Heldin und entfernte sich eiligst.

Als Dr. Amandus Habakuk Storchschnabel, genannt Drillhaase, wieder mit sich allein und seinem „eben so großen Geiste als allgemein anerkanntem Rechtlichkeitsgefühle" war, sagte er zu sich, mit dem Zipfel seines Rockes (Drillhaase trug im Jahre vier Röcke: einen pfirsichgelben Rock im Frühling, einen veilchenblauen Frack im Sommer, eine spinatgrüne Joppe im Herbst (denn er war ein leidenschaftlicher Jäger) und einen zimmetbraunen Paletot im Winter) die blauen Brillengläser reinigend und dann listig prüfend hindurchschauend:

— Jeder Advokat, der aus diesem dankbaren Rohre sich keine nutzbringende Pfeife zu schneiden versteht, muß entweder ein großartiger Esel oder ein höchst bedauerlich uneigennütziger Rechtsbeistand sein. Da ich aber das Eine eben so wenig wie das Andere bin, so werde ich, wie weiland Girolamo Scotto, aus diesem alltäglichen Blei Gold, aus diesem Quecksilber Geld kneten und dabei (sich seelenvergnügt die behaarten Hände reibend) vollständig meine Rechnung finden, so wahr ich Amandus Habakuk Storchschnabel heiße

und meiner Ansicht nach ein Ehrenmann im reinsten Sinne dieses arg mißbrauchten Ehrentitels bin. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin fuhr direct nach Reisewitz. Unterweges begegnete sie ihrem Freunde Grassi. Sie lud ihn ein, freundlichst einzusteigen. Er beeilte sich, das Anerbieten anzunehmen.

— Woher kommen Sie? fragte der Legationsrath.

— Vom Doctor Storchschnabel, sagte die Gräfin und erzählte ihm ihre neue Leidensgeschichte.

— Und Sie wollen diesen Menschen verklagen? fragte ihr Freund.

— Allerdings! erwiderte die Gräfin, welche fest dazu entschlossen schien.

— Thun Sie dies nicht! rieth Grassi.

— Und warum, wenn ich fragen darf?

— Gewisse Dinge muß man niemals aufrühren . . .

— Ich brauche mich nicht zu fürchten, erklärte Frau von Kielmannsegge.

— Trotzdem aber erlaube ich mir, Ihnen den wohlgemeinten Rath zu geben, die Sache lieber stillschweigend fallen zu lassen, als sie zur Freude Ihrer Feinde an die große Glocke aufzuhängen.

— Und weshalb sollte ich darüber schweigen?

— Weil aus Quark niemals Chocolade wird.

— Sie mögen Recht haben, sagte sie.

— O, hätten Sie mir stets gefolgt! stöhnte Grassi.

— Dann wäre Manches ganz anders gekommen, gestand sich die Schuldbewußte und — schien wiederum in den Schlamm mißmuthiger Gedanken hineinzugerathen.

Siebentes Kapitel.

Noch am Abende desselben Tages schrieb sie ihrem Rechtsanwalte ein lakonisches Billet folgenden Inhalts:

„Thun Sie nichts in jener Sache. Wir wollen sie lieber fallen lassen.

Die Gründe sage ich Ihnen mündlich.

Gräfin Kielmannsegge, geb. von Schönberg.“

Achtes Kapitel.

In der Schank- und Speisewirthschaft „zur blauen Pomeranze" saßen am Abende desselben Tages die vier Schafköpfler Liesenberg, Simpel, Pimpel und Trimpel bei einem Glase Bier und erwarteten den Fünften, von welchem der Erstgenannte jenes Viergespanns den andern Drei so viel Neues und Interessantes zu erzählen wußte, daß sie es kaum erwarten konnten, die persönliche Bekanntschaft jenes Fünften zu machen, der natürlich kein Anderer, als Seine Kaiserliche Hoheit, Prinz Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte, der angebliche Sohn des Kaisers der Franzosen und der Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge war.

— Der arme Junge thut mir leid, sagte Liesenberg zu seiner Schafkopf-Partie. Er, der wie alle Welt behaupten will, der leibhafte Sohn Kaiser Napoleon's sein soll, ist durch die Lieblosigkeit seiner Mutter, die ihn natürlich nicht anerkennen will, zu dem traurigen Loose verurtheilt, sich als Lohndiener sein

Brot mühselig verdienen zu müssen, was aber nicht so leicht ist, als Ihr Euch einbilden mögt, denn es gibt der Lohndiener und Lohnkellner hier leider schon so viele, daß man damit ganz bequem die Elbe und Weiseritz zustopfen und die Schäferstraße pflastern kann. Und so kommt es, daß Seine Kaiserliche Hoheit, der leider kein Unterkommen finden kann, oft keinen Pfennig Geld hat und manche Nacht mit nüchternem Magen zu Bett gehen muß. Und nur darum, weil er mir so ungeheuer leid thut, hatte ich ihm vorgestern den wohlgemeinten Rath ertheilt, sich an seine Frau Mutter zu wenden, ihr seine große Noth zu klagen und sie himmelhoch zu bitten, daß sie sich huldreich seiner annehmen und — falls sie ihn durchaus nicht anerkennen wolle — ihm wenigstens eine kleine Unterstützung aussetzen möchte, um ihn, der doch immer ihr Kind ist und bleibt, wenigstens vor Mangel und Elend zu schützen. War das recht von mir oder nicht? fragte der schlaue Ex-Spion.

— Versteht sich, war es recht von Dir, erklärte der Schuhflicker-Leichenbitter Harald Simpel aus Pirna.

— Een Sächser verläßt keenen Andern nich! meinte der Schneider Fürchtegott Themistokles Trimpel aus Pulsnitz.

— Nu eben! bestätigte der nachtwachende Horndrechsler Jeremias Pimpel aus Meißen.

— Kaiserliche Hoheit, sagte ich zu ihm, rücken Sie Ihrer Mutter auf den Hals und gehen Sie ihr dann erst vom Leibe, wenn Gräfin Kielmannsegge — denn nur sie ist seine Mutter! — Ew. Kaiserliche Hoheit entweder vollständig als ihren Sohn anerkennt oder Ihnen schriftlich eine feste regelmäßige Unterstützung zusichert. War das recht oder nicht? fragte Liesenberg.

— Sehr recht! wiederholten die andern Drei.

— Gestern Früh war er bei ihr . . .

— Und was sagte die Frau Mutter? fragte der Pirna'sche Harald.

— Nichts, gar nichts, sagte die Gräfin. Sie ließ sich nicht einmal sehen . . .

— Nu seht emal! rief Themistokles ausspeiend.

— Nu eben! bemerkte der Meißener Jeremias.

— Ihre Dienerschaft mußte ihn schnöde abweisen . . .

— I, Herrje! riefen alle Drei hochempört.

— Die Gräfin ließ Seine Kaiserliche Hoheit ohne Umstände — hört, hört, Ihr Bürger! — rücksichtslos zum Thore hinaus auf die Landstraße werfen.

— I da schlag ein Donnerwetter rein! fluchte der Leichenbitter.

— Das ist ja geradezu himmelschreiend-niederträchtig! wüthete der speichelverschwendende Schneider.

— Nu eben! setzte der Horndrechsler hinzu.

— Wißt Ihr, was sie noch that? fragte der Aufhetzer.

— Nu? fragten Simpel, Pimpel und Trimpel.

— Sie ließ Seiner Kaiserlichen Hoheit durch einen Diener sagen, sie werde auf Hochdenselben, falls er's noch einmal wagen sollte, sie mit seinem Besuche zu belästigen, ihre Bullenbeißer hetzen und ihn in Fetzen zerreißen lassen.

— Herrjeh, hat sie das werklich gesagt? fragte Simpel.

— Habe ich Euch jemals belogen? declamirte Liesenberg.

— Nie nich! gestand der speichellassende Schneider.

— Nu eben! meinte die urgemüthliche Nachtwächterseele.

— Aber das Allerschlimmste kommt erst noch! Die Gräfin hat ihrer Herzlosigkeit gegen den armen Wurm, den sie unter ihrem Herzen trug, dadurch die Krone aufgesetzt, daß sie den abscheulichen Versuch gemacht, die gerechten Ansprüche des von ihr verstoßenen Sohnes mit einem lumpigen Thaler abzuspeisen.

— Eenen eenzigen Thaler? wiederholte Harald der Schuhflicker.

— Und hat er ihn denn angenommen? fragte Fürchtegott Themistokles, der ausspeiende Nadelheld.

— Nein, er hat ihn nicht angenommen, erklärte Liesenberg mit gerechtem Stolze.

— Das war sehr dumm von ihm! meinte Simpel.

— Nu eben! erklärte beistimmend Jeremias Pimpel.

— Seine Kaiserliche Hoheit geruhten den mütterlichen Thaler dem frechen Domestiken-Gesindel vor die Füße zu werfen mit den Worten: Theilt ihn unter Euch, Ihr Lumpenpack!

— Ich an seiner Stelle, ich hätte mir gar keen Gewissen nich daraus gemacht, den Thaler zu behalten, gestand der Leichenbitter.

— Ich ooch nich! erklärte der Ausspuckende,

— Nu eben! bemerkte der horndrechselnde Nachtwächter.

— Seine Kaiserliche Hoheit hatte Skandal gemacht. Die Gräfin, welche darüber empört gewesen war, hatte in der ersten Hitze beschlossen, ihn augenblicklich verklagen zu lassen, und war deshalb gleich darauf zu ihrem Advokaten Namens Storchschnabel, (Ihr kennt doch wohl Dr. Drillhaasen?) gefahren.

— Ei, wer kennt denn den nich? fragte Trimpel, diesmal ausnahmsweise rechtzeitig ausspeiend.

— Unterbrich mich nicht, Trimpel! sagte Liesenberg. Sie war also zu Drillhaasen gefahren, um ihm den Auftrag zu geben, sofort gegen Seine Kaiserliche Hoheit eine Klage einzuleiten . . .

— Und von wem weeßt Du das? fragte Simpel.

— Schafskopf! erwiderte Liesenberg, von ihm selbst! Drillhaase versprach, den Prinzen rufen zu lassen, was er aber wohlweislich unterließ, weil ein paar Stunden später ein Brief der Gräfin ankam, worin sie Drillhaasen bei allen Wunden des Heilands beschwor, den Prozeß lieber fallen zu lassen. Wenn Ihr nun nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen seid, dann frage ich Euch einfach: Was beweis't die Zurücknahme ihrer Klage?

— Daß sie keen reenes Gewissen hat! commentirte der speichelvergeudende Pulsnitzer.

— Nu eben! setzte der Meißener hinzu.

— Ob dieser Schafskopf wohl jemals etwas Anderes als „Nu eben" sagt, bemerkte der Pirnaer Staatsbürger.

— Das geht Dich gar nichts an, bemerkte der Schneider zur Rechtfertigung des Horndrechslers.

— Nu eben! wiederholte der gekränkte Nachtwächter.

— Ruhe, meine Herren Schafsköpfe! Ruhe ist die allererste Bürgerpflicht! ermahnte Liesenberg, der allen Dreien sehr imponirte, weil er allein mehr Grütze als das ganze Trifolium besaß.

Worauf alle Dreie das Maul hielten.

— In Folge jener rasch zurückgezogenen Klage, durch welche sich die angebliche Mutter Seiner Kaiserlichen Hoheit selbst in Euren Augen höchst verdächtig gemacht haben muß, hat Prinz Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte — wie er mir heute früh erzählt — sich nun entschlossen, seiner mehr als liebenswürdigen Frau Mutter einen fulminanten Brief zu schreiben.

— Was heeßt das fulminant? fragte Simpel.

— Weiß der nicht, was fulminant ist! Fulminant, verdolmetschte ihm Liesenberg, heißt so viel als niederschmetternd, donnernd, blitzeschleudernd.

— Kann er denn ooch Blitze schleudern? fragte Trimpel, der, hoch überrascht, wieder etwas Speichel fahren ließ.

— Warum denn nicht? Das kann Jeder, welcher Courage hat, erklärte hochtrabend Meister Liesenberg.

— Nu eben! bestätigte der furchtsame Pimpel.

— Diesen Brief will er uns vorlesen, fuhr der Ex-Spion fort.

— Wenn denn? fragte das neugierige Kleeblatt.

— Noch heute Abend, wie er mir versprochen hat. Ei seht doch, da kommt er! Guten Abend, Kaiserliche Hoheit! rief ihm der Ex-Tischler entgegen, welcher sich rasch von seinem wackeligen Stuhle erhoben und den Eingetretenen mit meisterhaft erheuchelter Ehrfurcht begrüßt hatte.

Die andern Drei folgten seinem Beispiele.

— Guten Abend, Liesenberg, guten Abend, meine Herren, sagte Ernst Graf, mit einer Herablassung, die schon klafterweit die nicht genug anzuerkennende Leutseligkeit des Prinzen hindurchschimmern ließ. Wie geht es Ihnen, lieber Freund? fragte der Sohn seiner Mutter.

— Ich danke für gütige Nachfrage, erwiderte Liesenberg. Wie befinden sich Ew. Kaiserliche Hoheit? fragte er mit wahrhaft rührendem Respect.

— Den Umständen nach ganz passable-miserable!

— Er spricht ooch Englisch, flüsterte der ausspeiende Trimpel dem tabakkauenden Pimpel zu.

— Nu eben! bemerkte Letzterer pflichtschuldigst verwundert.

— Und haben Ew. Kaiserliche Hoheit geruht, den bewußten „Schreibebrief" aufzusetzen?

— Das habe ich allerdings nicht vergessen, erklärte Ernst Graf.

— Ew. Kaiserliche Hoheit wollten sich allerhuldreichst herablassen, mir und diesen sehr ehrenwerthen Schafkopf-Genossen, welche verschwiegen wie französische Staatsgefängnisse sind, Ihr Allerhöchstes Handbillet vorzulesen.

— Das soll geschehen! entgegnete Ernst Graf.

Bei diesen Worten zog Seine soi-disant Kaiserliche Hoheit aus der dunklen Tiefe seiner Brusttasche ein nicht mehr jungfräulich reines Blatt Papier hervor, das er langsam entfaltete, um den Inhalt des Blattes mit gravitätischem Ernste und majestätischer Würde den gespitzten Windhund-Ohren seiner Zuhörer preiszugeben. Er räusperte sich und las dann: „Madame la Comtesse.“

— Was heeßt das? unterbrach ihn Simpel.

— Liesenberg, übersetzen Sie dies Ihrem Freunde! geruhte Ernst Graf zu befehlen.

— Das heißt zu deutsch: „Frau Gräfin.“

— Das muß man wissen, sagte Trimpel.

— Nu eben! meinte Freund Jeremias Pimpel.

— „Es wird Ihnen bekannt sein, (fuhr Graf vorzulesen fort) daß ich vorgestern in Reisewitz gewesen war, um Ihnen pflichtschuldigst meine Aufwartung zu

machen, weil Sie — was Ihnen gleichfalls nicht unbekannt geblieben sein kann — meine hochverehrte anonyme Mutter sind. Ich bitte, darüber nicht zu erschrecken, denn das Unglück oder die Schande ist wirklich nicht so groß, als Sie sie sich vielleicht auszumalen geruhen; denn wie oft schon im Leben mag es nicht blos hier, sondern auch wohl anderwärts, vorgekommen sein, daß eine unschuldige Frau verführt und — ganz gegen ihren Willen — Mutter geworden ist?!"

— Bravo, Kaiserliche Hoheit! unterbrach ihn Liesenberg.

— „Statt nun Ihrem unglücklichen Sohne den Trost einer mündlichen Unterredung zu gönnen, haben Sie, Frau Gräfin, es unglückseligerweise vorgezogen, mich durch Ihre mehr als rohe Dienerschaft abweisen zu lassen und . . . durch Verabreichung eines elenden Thalerstücks abspeisen wollen, welches ich natürlich nicht angenommen habe, weil ich kein Bettler, sondern — ich rufe Gott zum Zeugen auf! — Ihr Sohn bin. Da mein Ehrgefühl mir sagt, daß ich Sie seit jenem Vorfall nicht mehr mit meinem Besuche belästigen darf, ohne mich der Gefahr auszusetzen, von Ihren hochgräflichen Hunden gebissen zu werden, so habe ich mich entschlossen, Ihnen schriftlich auseinander zu setzen, was der Sohn seiner Mutter mitzutheilen hat."

— Brav, sehr brav! wiederholte der Spion.

— Scheene, sehr scheene! wiederholten die Andern.

— „Ich verlange, daß Sie mich anerkennen (fuhr der Briefschreiber fort). Ich bin zwar arm, aber ehrlich! Sie brauchen Sich meiner durchaus nicht zu schämen, denn **ich** habe bisher nichts verbrochen! Früher war ich angehender Bajazzo gewesen. Im Schloß zu Arenenberg, wo sich unsere Truppe sehen ließ, war die Aehnlichkeit zwischen mir und meinem hocherlauchten Vater, der, wie Ihnen am Besten bekannt sein muß, kein Anderer, als der hochselige Kaiser Napoleon Buonaparte (glorreichen Andenkens!) gewesen ist, der Königin Hortense und ihrer Umgebung dergestalt aufgefallen, daß eine ihrer Hofdamen mich auf ihren Schooß nahm, mich — damals war ich zehn Jahre alt — herzlich abzuküssen und reich zu beschenken geruhte. (Sie gab mir ein nagelneues Zwanzigfrankenstück. Darauf sah ich das Bild des Kaisers und erschrak über die Aehnlichkeit zwischen Ihm und mir!")

— Rührend wahr und schön! rief Liesenberg.

— Nu eben! sagte Pimpel und wischte sich mit dem kleinen Finger seiner Rechten eine horngedrechselte Thräne aus seinem linken Augenwinkel.

— „Jetzt bin ich ein armer Bummler (fuhr Ernst Graf stolz zu lesen fort). Um keinem Menschen zur

Last zu fallen, schlage ich mich mühselig als Lohndiener durch und verdiene manchen Tag kaum zehn Silbergroschen, um mein armseliges Dasein zu fristen. Trotz meines Elends bin ich zufrieden. Fragen Sie mich, herzlose Mutter, warum? dann muß ich Ihnen darauf erwidern, weil ich noch jung und ledig bin, volles Vertrauen zu Gott und guten Menschen habe und mir wegen meiner ungewissen Zukunft vorläufig noch keine grauen Haare wachsen lasse."

— Ich möchte Sie abschmatzen, Kaiserliche Hoheit! rief der seine Thränen zurückhaltende Heuchler.

— Verschieben Sie dies auf's nächste Mal, sprach der Prinz mit dem ganzen Aplomb seiner allerhöchsten Abstammung. Aber unterbrechen Sie mich nicht! fügte Ernst Graf hinzu.

— Nu eben! meinte Pimpel ärgerlich.

— „Mein Betragen — (fuhr er zu lesen fort) — wird Ihnen beweisen, daß ich niemals vergessen werde, wer meine hochgestellten Eltern sind. Nie werde ich rohe Excesse begehen. Mein Benehmen wird stets ein Solches sein, daß Niemand mir jemals den Vorwurf machen wird, deshalb, weil meine herzlose Mutter mich von zarter Jugend an wildfremden Menschen preisgegeben hat, im Unglück, das ich allerdings nicht verdient zu haben glaube, ausgeartet und so tief ge-

sunken zu sein, daß ich meinem in Gott ruhenden Vater oder Ihnen, meiner hochgestellten Mutter, jemals Schande machen werde; denn Armuth allein schändet uns nicht."

— Das ist klassisch! rief der Tischler.

— Was heeßt klassisch? fragte der Schuhflicker.

— Weiß der nicht, was klassisch ist! stöhnte Liesenberg. Klassisch, hochgeschätzter Ignorant und Einfaltspinsel, heißt ungefähr so viel als edel und erhaben.

— Das dacht' ich mir, betheuerte Trimpel.

— Nu eben! bestätigte der scharfsinnige Pimpel.

— Sind Sie fertig? fragte Ernst Graf.

— Kaiserliche Hoheit, ich bitte, huldreichst fortzufahren, sprach Liesenberg.

— „Stets werde ich mich anständig durchbringen (fuhr der Briefschreiber fort), aber so lange Sie und ich leben, werde ich niemals aufhören, meine Ansprüche an Sie geltend zu machen und nicht eher zu ruhen, bis Sie, hartherzige Mutter, mich als Ihren rechtmäßigen Sohn anerkannt haben werden; denn dies bin und bleibe ich!"

— Es lebe hoch Seine Kaiserliche Hoheit! schrie der Tischler.

— Fifat hoch! schrieen die drei andern Pfahlbürger.

— Ich bin noch nicht zu Ende! erklärte der Gefeierte. Hören Sie den Schluß meines Briefs!

— Wir sind ganz Ohr! versicherte Liesenberg.

— Ich ooch, ich ooch! sagten Simpel und Trimpel.

— Nu eben! sprach der erzgemüthliche Pimpel.

— „Denn dies bin und bleibe ich" (wiederholte Graf). Diese sechs Worte habe ich zweimal unterstrichen. Ich selber werde mir mein Recht suchen, fuhr er fort, Alles thun und Nichts unterlassen, um früher oder später die Welt von dem Rechte meiner Ansprüche und von der Wahrheit meiner Abstammung zu überzeugen. Nur aus diesem und keinem andern Grunde werde ich mich, von heute angefangen, mit meinem vollen Namen unterzeichnen. Mit rücksichtsloser Hochachtung habe ich die Ehre zu sein, Madame la Comtesse,

Ihr verstoßener und Sie dennoch nicht
verachtender Sohn und Erbe
Ernst Graf, genannt Napoleon
Buonaparte.

— Ich möchte in fünfmalhunderttausend Thränen zerfließen, schluchzte der Biedermann.

— Sparen Sie sie für passendere Gelegenheiten, ersuchte ihn Seine Kaiserliche Hoheit.

— Wie Sie befehlen! sagte der Tischler, seine lackirten Nußbaum-Thränen abtrocknend.

— Ich bin, weeß Gott, ooch gerührt! bekannte der Schuhflicker mit gänzlich ungekünstelter Leichenbitter-Miene.

— Ich könnte flennen wie een Wickelkind! gestand der ewig zu unrechter Zeit ausspeiende Trimpel.

— Nu eben! sagte Pimpel und heulte.

— Und wann, fragte Liesenberg, werden Ew. Kaiserliche Hoheit dieses allerhuldreiche Handbillet an Ihre Frau Mutter gelangen lassen?

— Morgen früh, wenn ich's abgeschrieben habe...

— Die Gräfin wird außer sich gerathen, prophezeite Liesenberg.

— Ja, ja! sagten die drei Andern.

— Nu eben! setzte der Vierte hinzu.

— Dies hoffe auch ich! erklärte Graf. Was aber, Freunde, machen wir nun? fragte Seine Kaiserliche Hoheit.

— Jetzt, mein Prinz, spielen wir Schaafkopf! sagte Liesenberg.

— Ich bin dabei, erklärte Ernst Graf.

Und nun ging das Kartenspielen los. So spielten sie wohl mehrere Stunden. Vor Zehn entfernte sich der Nachtwächter. Um Eilf verabschiedete sich der Schnei-

der. Erst nach Mitternacht ging der Schuster. Nur Liesenberg blieb noch bis Eins. Dann schlich auch er nach Hause. Der Einzige, welcher zurückblieb, war Graf. Der Schauplatz hatte sich wesentlich geändert. Zu Anfange dieser Scene hatten jene vier bereits abgetretenen Schaafkopf-Genossen, wie am Eingange dieses Kapitels angedeutet worden war, bei einem Glase Bier ungeduldig der Ankunft des Fünften entgegengesehen; jetzt saß dieser Eine Fünfte, welcher Niemanden mehr zu erwarten schien, stillvergnügt bei vier bereits geleerten Biergläsern und bestellte eben — das fünfte Töpfchen. Nachdem er auch dieses bis auf die Nagelprobe ausgetrunken hatte, bezahlte er seine Zeche und zickzackte nach seiner Wohnung, unter Anstimmung des bekannten Gassenhauers:

„Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen
Und haben einander so lieb, juchhe!"

— Gute Nacht, Kaiserliche Hoheit! rief ihm eine bekannte Stimme zu. Fallen Sie nicht in den Rinnstein! warnte der Nachtwächter, der eben erst die zweite Morgenstunde verkündigt hatte.

Neuntes Kapitel.

Der geschichtliche Memoiren-Roman, welchen, beiläufig erwähnt, nicht Frau Louise Mundt-Mühlbach, vor der wir unsern Hut ziehen, sondern unsere ganz unbedeutende Wenigkeit in Deutschland zuerst eingeführt,*) hat wenigstens das Gute, daß der Autor Manches, was ihm in frühern Kapiteln entschlüpft war, in einem der spätern Abschnitte nachträglich erzählen kann, ohne den Zusammenhang des Ganzen aufzuheben.

Wir haben früher von Gentz gesprochen und ihn im dritten Kapitel dieses Bandes unserer Erzählung sterben lassen, ohne manches Interessante, das uns bis dahin unbekannt geblieben war, der Wißbegierde unsers

*) Mein erster Roman dieser Art erschien unter dem Titel: „Graf Saint-Germain" im zweiten Jahrgange meines „Narren-Almanachs" (Leipzig 1844), während der erste Roman gleicher Gattung von Louise Mühlbach, „Friedrich der Große und sein Hof", wiederum nur beiläufig erwähnt, eine Nachahmung meines „Potsdam und Sanssouci" (Leipzig 1845), erst acht Jahre später (Berlin 1853), an's Licht trat.

Lesers mitzutheilen. Jetzt, wo wir noch manches Neue über ihn aufgefunden haben, beeilen wir uns, hier dasselbe nachzuholen.

Varnhagen von Ense hat dem seligen Hofrath von Gentz in seiner „Galerie von Bildnissen aus Rachel's Umgang und Briefwechsel"*) ein sehr anziehendes Denkmal gesetzt, das „in Allen, die jenen Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, einen Reiz, eine Lust, ein Lächeln und ein Staunen der Erinnerung" erwecken wird.

Friedrich Gentz, der im Jahre 1803 von Berlin nach Wien übergesiedelt war, lebte in letztgenannter Stadt wie „Gott in Frankreich."

Um diese Zeit schrieb er an Rahel Levin (die nachmalige Frau von Varnhagen) einen jener enthusiastischen Briefe, wie nur eine so gewandte und galante Feder, wie die seinige, sie zu schreiben [illegible], aus dem wir aber, um uns so auszudrücken, nur das Kopf- und Schwanzstück mittheilen wollen.

„Engel des Himmels! (lautet der Anfang). Gibt's denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen schreiben kann. Gibt es Antworten auf solche Briefe? Haben Sie sich denn vorgenommen, mich wahnsinnig

*) Leipzig 1836, Band II, Seite 157 bis 260.

zu machen? Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß Sie das erste Wesen auf der Welt sind? Wo ist denn noch Eines, das so lieben, so denken, so rasen, so schreiben kann? — — — Ihre Briefe sind gar nicht geschrieben: sie sind lebendige Menschen, die mit schönen, lieben, weichen Händen, vollem Busen, kleinen Füßen, göttlichen Augen und besonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf- und abspazieren, mich küssen und an ihre Brust drücken. Und solche Briefe soll ich beantworten? Nein, dies thue ich nicht mehr; es ist genug, daß ich sie lesen muß. Dies geht wirklich schon auf Tod und Leben. Vom Verstande sage ich nichts mehr; um den haben Sie mich längst gebracht.“ — — —

In diesem Tone geht es seitenlang fort bis an's Ende, also lautend:

„Ich wohne jetzt Kohlmarkt, Nummer 1215, habe hübsche Meubles und — lebe rasend gut!“

Es freut uns, wenn es einem Manne, wie Herrn von Gentz, „rasend gut“ geht, denn nicht jeder Mann von Geist ist in Deutschland so glücklich situirt gewesen, wie Herr von Gentz.

Alle Welt behauptet, daß er mit Marianne Meyer, der sogenannten Prinzessin von Eybenberg, schon seit 1801 verheirathet gewesen sei. Wer jemals daran gezweifelt haben sollte, braucht nur einen Blick in den

Jahrgang LXIV. von Varrentrapp's „Genealogischem Staatshandbuch" zu werfen. — Seite 146 ist dort, (wie in vielen andern genealogischen Kalendern) Folgendes zu lesen:

„Graf Heinrich XIV. von Reuß-Greiz hatte sich im Juni 1797 zu Königsbrück in der Niederlausitz vermählt mit Marie Anne Meyer, die als Witwe den Namen Frau von Eybenberg geführt hat und nun in zweiter Ehe mit dem berühmten Schriftsteller Friedrich von Gentz, k. k. Hofrath, vermählt ist." —

Der Gemahl dieser Frau von Eybenberg ist der Einzige, welcher, auffallend genug, diese Thatsache geradezu abzuleugnen scheint.

In einem aus Wien 28. September 1803 datirten Briefe an Rahel*) schreibt er u. A.:

„Ich habe keine Leidenschaft mehr für Christel**) und werde aller Wahrscheinlichkeit gemäß auch keine wieder für sie fassen. Es ist mir sogar — doch dies bleibe streng unter uns! — in mancher Beziehung unlieb, daß sie nach Wien kommen will. Es kann mich auf die eine oder die andere Weise in meiner Ruhe stören. Ich will mich nun schlechterdings nur für große

*) Siehe Galerie, Seite 196.

**) Leider haben wir nirgends aufzufinden vermocht, wer diese „Christel" gewesen ist.

Objecte in Bewegung setzen. Christel aber ist denn doch am Ende nur ein kleines!"

„Wenn man Ihnen gesagt hat (schreibt er weiter), daß ich Marianne Eybenberg heirathe, so sage ich Ihnen, daß dies die grundloseste und dümmste aller Neuigkeiten gewesen war, daß es auch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat und keinen jemals geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Schritts mir einfiele. Auch werden Sie es wohl niemals geglaubt haben."

Sieben Jahre später schrieb er aus Teplitz (am 21. September 1810) an Rahel:*)

„Mit Göthe habe ich diesen Sommer viel zusammengelebt. Daraus aber „mache ich mir nicht viel." Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Göthe aber muß ich behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken: eine Art von Mephistopheles — und das nicht einmal ein pikanter — und das allmächtige Dichtergenie! Sonst war er als Mensch mir stets zuwider. Diesen Sommer habe ich ihn ertragen gelernt. — — — Er ist eigentlich mit Niemanden recht aufrichtig gern,

*) Siehe Galerie, Seite 206.

als mit Marianne Eybenberg. Dies aber ist das Schrecklichste, was ich über einen Menschen zu sagen weiß." — — —

Trotzdem aber unterliegt es keinem Zweifel, daß Gentz dies „Schrecklichste der Schrecken" später doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, geheirathet hatte; denn alle Kalender können unmöglich uns belügen!

Am 8. August 1811 beklagt er sich in einem aus Wien datirten Briefe (Seite 210) über Geldmangel und schreibt u. A.:

„Gott und sein Würgengel Buonaparte sind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und Einschränkungen ist gekommen. Lebenslust und Lebensmuth, so wundervoll sie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, sinken denn doch unter dem Drucke von Außen. Sie werden dies Alles vortrefflich verstehen; denn was verständen Sie wohl nicht?" — — —

Zwei Jahre später schrieb er (am 23. Juni 1813) aus Ratiborzitz bei Nachod (Seite 213):

„Der Ort, wo ich mich jetzt befinde, ist ein Lustschloß der Herzogin von Sagan und liegt eine Meile von Nachod. Ich habe diesen Ort zu meinem Hauptquartiere gewählt, weil ich hier inmitten aller großen Verhandlungen sitze und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

kann. — — — In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält sich Kaiser Franz mit dem Grafen Metternich auf; in Opotschna, drei Stunden von hier, verkehrt Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern.*) Dort war auch ich zwei Tage und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir. — — — Ratiborzitz ist der Central-Versammlungspunkt. Hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler von Hardenberg, bald Andere zusammengehauf't. Hier sind große Dinge getrieben worden. — — — Ich weiß Alles, sag' ich Ihnen. Kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so vielen Haupt-Parteien und Haupt-Personen zugleich war noch Niemand und kann nicht so leicht ein Anderer sein. Es ist nur Schade, daß für die Mit- und Nachwelt dies Alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft; zum Schreiben aber fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders an Jugend."

*) Mit der verwitweten Erbgroßherzogin Katharina Pawlowna von Oldenburg und nachmaligen Königin von Württemberg und mit der Erbgroßherzogin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar.

Gentz war damals kaum ein Fünfziger. Das, woran es ihm am Meisten gefehlt hatte, war — Muth!

Am 21. April 1814 schreibt er:

„Ich war seit meiner Rückkehr nach Wien (Gentz hatte sich damals in Prag aufgehalten) fast immer krank, bin es auch noch, und zur Correspondenz mit Freunden fehlt es mir an Zeit. — Sonst bin ich durch nichts entzückt; vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern und meiner eigenen — Nicht-Weisheit, aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit mehr, als es erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi-teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen. Dies ist ungefähr meine Stimmung! Nun denken Sie sich das Uebrige hinzu."

In einem Briefe vom 10. Juni 1814 (Seite 218) sagt er u. A.:

„In Paris ist nun, Gottlob, Alles aus! Lesen Sie um des Himmels-Willen eine Zeitung, die der „Rheinische Merkur" heißt, von Nummer 40 bis heute. Darin finden Sie Alles, was ich sagen könnte, tausendmal stärker und gröber, aber auch unendlich besser gesagt. Ueberdies hat nach Jesaias, Dante und manchmal Shakespeare (denn Milton ist schon

zu weich) nicht leicht Jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres." —

Johann Joseph Görres (geb. zu Koblenz am 25. Januar 1776) verdient schon darum hier einen Platz, weil er, einer der ausgesprochensten Feinde Napoleon's, der muthigste und tüchtigste Vertreter der Presse war, die der Kaiser „la cinquième puissance de l'Etat" genannt hat. Die erste Zeitung, welche Görres im Jahre 1797 gegründet hatte, hieß das „Rothe Blatt" und wurde auf Befehl des Pariser Directoriums unterdrückt. Gleich darauf ließ er unter dem Titel „der blaue Rübezahl" ein neues Blatt erscheinen, das heftiger noch als sein rother Vorgänger gegen die Franzosenwirthschaft am Rheine und gegen die zahllosen Unterschleife der französischen Commissaire auftrat. — An der Spitze einer Deputation, welche die Rheinprovinzen nach Paris geschickt hatten, langte Görres dort wenige Tage nach dem 18. Brumaire an*) und blieb daselbst drei volle Monate, ohne von Napoleon Buonaparte eine Audienz erhalten zu können. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben, verließen er und die Deputation Paris und

*) Am 9. November 1799 hatte Buonaparte durch Vertreibung des Rathes der Fünfhundert aus dem Sitzungs-Saale zu Saint-Cloud das Directorium oder die Fünfmänner-Regierung gestürzt und sich selbst zum ersten Consul ausgerufen.

kehrten tief empört nach Koblenz zurück. — Erst fünfzehn Jahre später, im Februar 1814, gründete er unter dem Titel: „Rheinischer Merkur" ein neues Journal, worin er dem Kaiser der Franzosen unerbittlich den Krieg erklärte und die ganze Macht seines Geistes und seiner Beredsamkeit aufbot, den „Würgengel Gottes und des Herrn von Gentz" von der Höhe seines Thrones in den Abgrund seines frühern Nichts zurückzuwerfen. — Görres, erwacht aus seinen republikanischen Träumereien, erblickte jetzt das einzig mögliche Heil Deutschlands im Aufbau constitutioneller Monarchien. Der muthige Eifer, mit welchem er dieses patriotische Ziel in den Spalten seines „Merkurs" verfolgte, war die Ursache, daß dieses Blatt, das so viel zum Sturze des Weltfrieden-Störers beigetragen hatte, auf Befehl des Fürst-Kanzlers von Hardenberg nach zweijährigem Bestehen im Februar 1816 unterdrückt ward. Das wurde damals Preßfreiheit genannt. — Görres verließ die politische Arena und warf sich auf die Mystik.*)

Niemand betrauerte ihn aufrichtiger als Gentz.

Letzterer schrieb seiner Freundin Rahel am 15. Juli 1814 (Seite 229) aus Wien:

*) Als Professor der Geschichte starb er am 27. Januar 1848 zu München.

„Das Buch der Staël*) habe ich schon vor drei Jahren gelesen, nämlich im Jahre 1812, wo sie bei ihrer Durchreise durch Wien, als sie sich aus Coppet verbannt und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutsche Literatur sind einige merkwürdige, unendlich schön geschriebene Kapitel darin. Alles Uebrige aber ist ausgezeichneter Schund! Was weiß so eine ekelhafte Egoistin, die Alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inspiration zuweilen wunderbar offenbart wird?! Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu cultiviren. Nachher aber wurde sie mir unerträglich. — Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige und dabei insolente Briefe aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber war sie wüthend geworden und hat nachher in England „pis que pendre“ von mir gesagt. — — — In ihren

*) Sur l'Allemagne.

besten Compositionen liefert sie doch nur emphatisches Geschwätz. Châteaubriand betrachte ich als das Männchen ihrer Gattung.*) ——— Die morgende Illumination — sie kostet zwischen anderthalb und zwei Millionen Gulden! — wird einzig in der Weltgeschichte sein."

So unbarmherzig wie über Göthe und Frau von Staël urtheilt Herr von Gentz auch über viele Andere.

In einem seiner schönsten Briefe, datirt Weinhaus, eine Viertelstunde von Wien, 28. September 1825 (Seite 225) — „geschrieben vor einem großen Spiegelglas-Fenster aus Einem Stück, durch welches er seinen kleinen Garten oder vielmehr sein großes Blumen-Bouquet, wie in einen Rahmen gefaßt, übersehen kann, bei goldreinem dunkelblauen Himmel und bei 16 Grad Wärme" — klagt er der Frau von Varnhagen seine Furcht vor — Gewittern. — „Dafür allein, (schreibt er) daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in diesem Augenblicke küssen dürfen. Sie erinnern sich also noch, daß ich sie immer gefürchtet habe. Ich

*) Frau von Staël, Necker's einzige Tochter, (geb. zu Genf am 22. April 1766) über welche Herr von Gentz „pis que pendre" so ungerecht den Stab bricht, starb zu Paris am 14. Juli 1817.

fürchte sie auch jetzt noch, nur milder, wie überhaupt Alles in mir geworden ist. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in Allem verstehen, wenn Sie nicht etwa, wie Ihr alter Göthe (dessen oft ziemlich insipide Fragmente ich doch stets mit wahrer Rührung lese) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen sind. Dies ist der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen lasse. Ich sage aber mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungestraft halten."

Lord Byron darf sich dazu gratuliren.

In der Nachschrift eines Briefes vom 8. November 1827 (Seite 229) bittet er Rahel:

„Sagen Sie Herrn von Varnhagen, daß ich die „Berliner kritischen Blätter", in denen Manches mir fremd ist und Manches mir mißfällt, blos deshalb regelmäßig lese, um seine Artikel darin aufzusuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir gesprochen hat, überraschte mich; denn was er zu meinem Lobe gesagt, ist gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir sieht) am Stärksten widerspricht." — — —

In Bezug auf sein Liebesverhältniß mit Fanny

Elsler*) schreibt er an Rahel am 22. September 1830 (Seite 237) u. A.:

„Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen Andere blos nicht förmlich ableugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke, als irgend eine meines früheren Lebens, in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist. Sie werden erstaunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen und noch obendrein eine Tänzerin ist. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit, sondern auch auf Ihre Liberalität (im alten edelsten Sinne des Worts) auf Ihren über alle gemeine Ansichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielseitigkeit, auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht besorgen zu müssen, daß Sie mich auf mein Geständniß dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden. Wenn ich Ihnen aber versichere, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie noch nie gekannt, über mich ausgegossen hat, daß dieser Umgang das Gegengewicht man-

*) Ihr Vater Johann, Leibcopist des berühmten Tondichters Joseph Haydn, starb zu Wien am 6. October 1843.

nigfacher Sorgen, denen ich sonst unfehlbar erlegen wäre, das Erhaltungsprincip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit und meines Lebens geworden ist, dann werden Sie nicht nur geneigt sein, mich zu entschuldigen, sondern auch zugeben, daß eine Person, die so auf mich einwirken konnte, außer dem unendlichen Reize, womit sie mich fesselt, auch einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältniß wie das hier geschilderte leicht erklären. Diese Person befindet sich jetzt in Berlin. — — — Wenn Sie sich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunsch, daß Sie sie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf der Bühne, sehen möchten. Ich weiß von sonst her, daß Sie auf die äußere Gestalt der Menschen und mit Recht großen Werth legen. Es ist mir also nichts weniger als gleichgültig, ob und wie diese Fanny Ihnen gefällt? Ich bitte Sie, mir gelegentlich darüber zu schreiben.“ —

Da sich Rahel für Alles interessirte, was Herrn von Gentz irgendwie Interesse einzuflößen im Stande war, so schwärmte auch sie, wie ganz Berlin, für Fanny Elsler.

Am 18. October 1830 schrieb er ihr aus Preßburg (Seite 241):

„Die zärtliche Freundschaft, womit Sie meine Be-

kenntnisse und Empfehlungen aufgenommen, hat mich tief gerührt. Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihrer ersten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Erfolge, das Alles wirkte, ich kann es mit voller Wahrheit sagen, berauschend auf mich. Eine Freundin, wie Sie, gibt's auf der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) schmerzlich betrübt haben. Die Eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apostrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich Fanny's Reise nach Berlin geschehen lassen konnte; die Andere — und dies war der eigentliche Seelenstich! — wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht so leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir entfernen könnte; aber wenn Sie unser Verhältniß näher kennten und Umstände wüßten, die ich keinem Papiere anvertrauen kann,*) so würden Sie diesen meinen Glauben nicht für leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art

*) Allem Anscheine nach meinte er damit Fanny's gleichzeitiges Verhältniß mit dem Herzoge von Reichstadt.

sein, daß ich selbst aus Gewissenhaftigkeit ihr zureden müßte, sie anzunehmen. Aber wahrscheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieser Gefahr ergriff und erschreckte mich so, daß Sie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grausam zerstörten und mir (da ich Ihren Brief zwischen 1 und 2 Uhr bei meiner Zurückkunft von einer mir sehr gleichgiltigen soirée dansante las) eine schreckliche Nacht bereiteten.

Ich habe Ihnen zwar in meinem frühern Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit diesem Verhältniß auf sich hat. Dennoch wagte ich's damals noch nicht, Ihnen das Innerste meines Herzens aufzuschließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geistes, eine gewisse geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindisch vorwerfen, zurückhielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie sich nun die ganze Wahrheit abstrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen gestehen: alle Leidenschaften, die jemals in meiner Brust gekocht haben — und seit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — sind im Vergleiche mit der, die dieses Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderspiele gewesen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, so wie Sie es wünschen, die Geschichte

dieser Leidenschaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, in einem Zeitraume von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen kolossalen Gestalt großgezogen ward. — Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie es sehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für Einen und selbst die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen. Sie verschmähte Alle*) und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend Etwas, was ein junges Mädchen und obendrein eine Theaterperson gewinnen könnte, anzubieten. Die Aufgeklärteren unter den gewöhnlichen Menschen meinen und sagen, (denn mein Verhältniß mit Fanny ist der Gegenstand zahlloser Gespräche in der hiesigen Gesellschaft, wo ich wohlgelitten bin) ich hätte sie blos durch meine sogenannte Beredsamkeit erobert. Dies wäre immer schon merkwürdig genug! Dies aber ist noch bei Weitem nicht das Rechte. Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahnte sie nicht, daß es eine solche Liebe gäbe, und hundert Mal hat

*) Hier ist wohl ein Fragezeichen erlaubt?

sie mir seitdem gestanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom ersten Augenblick an mit ihr umging und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet habe. Hierin liegt der ganze Schlüssel der Erscheinung. Es versteht sich von selbst, daß ich niemals den thörichten Anspruch gemacht, von ihr Gegenliebe im engern Sinne des Worts zu erwarten und mir nie eingebildet habe, (denn mein Verstand verläßt mich auch in der heftigsten Leidenschaft nicht) daß sie sich jemals in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen, und dies gelang mir denn auch wirklich — so wie dem Menschen Alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt — dieses Gefühl dergestalt in ihr zu gründen und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte und heute, wenn mich nicht Alles trügt, schwerlich von irgend einem Andern (?) verdrängt oder überwältigt werden könnte.*)

Denken Sie sich nun, was das heißt, eine Leiden=

*) Jeder Liebende ist leichtgläubig, sagt Ovid.

schaft wie die Meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Ansprüchen so belohnt zu sehen! Denken Sie sich die Satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am Wenigsten der, welcher die Schmeichelei so liebt, wie Sie und ich; denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umgangs mit einer Person, an der Alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu steigen," (ein göttlicher, mir sehr verständlicher Ausdruck in Ihrem Briefe!) in deren Augen, in deren Hände, (sehen Sie sie nur an) in deren Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert und mit welcher ich wie mit der gelehrigsten Schülerin (ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt), die zugleich meine Geliebte und mein treues Kind ist, unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden; denken Sie sich den Reichthum von Genüssen und dazu noch so Vieles, was sich nicht sagen läßt, und es wird einem Gemüthe von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin als eine Thorheit erscheinen mag, vollständig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiste schon errathen. Ihr Brief und die Art, wie Sie Fanny behandelt haben, bürgt mir dafür. — Vermuth-

lich werde ich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten. — — — Sie werden (fährt er fort) Fanny schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur und der Respect vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, mit sich bringt. Aber vielleicht gelingt es Ihnen, sie zu apprivoisiren *) und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf sie machen. Ueberdies könnten Sie mir einen wesentlichen Dienst leisten: sie ist eigentlich nur auf zwei Monate in Berlin engagirt und hat mir heilig versprochen, in den ersten Tagen des Decembers — wenn nicht schon früher — wieder in Wien zu sein, wohin ich vor Ende dieses Monats sicher zurückkehre. Nun habe ich sie aber neuerlich — und zwar aus sehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr noch Ihnen schreiben kann — dringend gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeugen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie diese Bitte unterstützen.**) Ich

*) Kirre zu machen!

**) Fanny blieb trotzdem bis zum Neujahr in Berlin und schickte zum heiligen Abende dem Verfasser dieses Buches, dem sie sich verpflichtet glaubte, zwei silberne Armleuchter, begleitet

kann, wie Sie richtig errathen, die Qual ihrer Abwesenheit kaum länger ertragen. So lange sie hier war — auch dies gehört unter die Merkwürdigkeiten dieser meiner Epoche — wurden alle, selbst die unangenehmsten Geschäfte (und wo gibt es heute wohl Andere?) mir leicht. — — — Jetzt bin ich von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies Alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu sprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies ist die volle Wahrheit! — daß sogar meine Gesundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie den Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatische Geschicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber dennoch sagen, daß sie in gegenwärtigem Falle nicht gerade nothwendig war. Wie es zwischen Fanny und mir steht, ist in Wien so wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon spricht und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt, — diejenigen Personen, an denen mir am Meisten liegt, unter Andern auch Fürst Metternich, die Sache nie

von einem liebenswürdigen Billet, welches, von Therese und Fanny unterzeichnet, sich gegenwärtig in der reichen Autographen-Sammlung meines gelehrten Freundes Dr. August Scheler, Bibliothekars des Königs Leopold von Belgien, befindet.

anders, als mit Wohlwollen und Delikatesse behandeln. Krieg wird also darüber nicht entstehen.“ — — —

In einer Nachschrift vom 19. October (Seite 246) schreibt er weiter:

„Es ist mir äußerst angenehm, daß ich meinen Brief gestern nicht vollenden konnte, denn heute Früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder sehr beruhigt. Es ist eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das sicherste Merkmal starker Leidenschaft.

Graf Redern*) hat allerdings schon vom dortigen Engagement gesprochen und, wie es scheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber schrieb sie mir am 9. d. M. — — — Sie sehen, daß die Gefahr noch nicht so groß ist. Indessen nehme ich meinen Auftrag nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, was auch in anderer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. — Ich lege hier einen kleinen Brief an Fanny bei. Die Uebersendung desselben wird das Gespräch vielleicht befördern helfen.“

So schwatzt er noch einige Seiten fort und schließt dann mit den Worten:

*) Damaliger Intendant der Berliner Hofbühne.

„Es ist nun wohl Zeit, aufzuhören. Der gegenwärtige Brief ist der Längste, der seit Jahren aus meiner Feder geflossen ist. Ihnen wird er Freude machen; das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich schmachte danach. Verstanden und geliebt zu werden ist der höchste Genuß, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unserer Korrespondenz ist Beides verschmolzen. Also vorwärts! Gott sei mit Ihnen!"

Am 6. November 1830 schrieb er (Seite 249) aus Preßburg u. A.:

„Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. vorigen Monats. Ich finde, daß man in Berlin, so sehr man sie auch lobt und bewundert, recht barbarisch mit ihr umgeht, sie mit Vorstellungen und Proben zu Grunde richtet. Es ist hohe Zeit, daß sie zurückkehre. Wenn Sie wüßten, wie ich sie auf Händen trage! Sie freilich kennen die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts desto weniger erstaunt sein, wenn Sie acht Tage mit mir sprechen könnten. So lange ich lebe habe ich schlechterdings noch nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an Alles, selbst an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus." — — —

Alter, sagt das Sprichwort, schützt vor Thorheit nicht. Herr von Gentz war halb närrisch.

Am 25. November schrieb er (Seite 250) aus Wien:

„Ich erhielt vorgestern Ihr köstliches Schreiben vom 18. — Alles, was Sie von der Blindheit des Amor sagen, gehört unter die unvergänglichen Dictons, woran Ihr Leben so reich ist. — — — Ich hoffe, Fanny am 10. oder 12. künftigen Monats wiederzusehen und vergehe fast vor Sehnsucht nach ihr. Ihr ungeheurer Erfolg in Berlin hat weder Furcht noch Eifersucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man sie so schonungslos benutzt, ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundschaftlichen Besuchen läßt und sie über ihre Kräfte anstrengt. Ich werde Gott danken, wenn diese schwere Prüfungszeit vorüber sein wird.

Die Heirath des Fürsten Metternich mit Gräfin Melanie Zichy ist seit einigen Tagen declarirt. Sie freut mich sehr. Es gehört zu dem rasenden Glück, welches den Fürsten stets verfolgt hat, nach einer Frau, wie seine verstorbene,*) noch einmal einen solchen Fund zu machen! — Für mich, der ich mich mit

*) Er meint damit Marie von Leykam.

einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten darf, wird diese Verbindung manche Annehmlichkeit haben. — — —

„Meine Liaison (mit Fanny Elsler) ist so allgemein bekannt und anerkannt und wird von Denen, die mir wohlwollen und an deren Urtheil mir allein gelegen ist, so wenig gemißbilligt, daß es mir wohl Niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem Andern vorziehe. Leben und mit ihr leben, ist forthin nur Eins für mich.“ — — —

Miser est qui amat, hat schon Freund Plautus gesagt, der gewiß einst eben so elend als unser bis über die Halsbinde verliebter Hofrath von Gentz gewesen sein muß, sonst hätte er so Etwas nicht so dreist behaupten können. Ja, ja, Jeder, welcher einmal ernstlich liebt, muß sich mehr oder minder elend fühlen.

Am 21. Januar 1831 (unterdessen war Fanny nach Wien zurückgekehrt) schrieb er an Frau von Varnhagen (Seite 252):

„Es war nicht Nachlässigkeit, nicht Gleichgiltigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Gespräch mit Ihnen sehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anwesenheit in

Berlin geschrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr und so manche geistreiche Aeußerung über dies Verhältniß, hatten mich Ihnen so nahe gerückt, als wären wir niemals getrennt gewesen. Auch ist kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht und mit Fanny von Ihnen geredet hätte.“ — — —

Dann klagt er über die politische Umwälzung, welche die Juli-Revolution herbeigeführt, über das bittere Bewußtsein, daß er der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde; daß seine Rolle ausgespielt und die Frucht vierzigjähriger Arbeit so gut wie verloren sei und kommt endlich wieder auf seine angebetete Fanny zurück.

„Der Umgang mit Fanny (schreibt er Seite 253) und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich sind jetzt die einzigen hellen Punkte meines Lebens; doch vermag selbst dies zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es gibt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichsten) Dichter der Vorzeit so treffend geschildert hat. Ich muß Ihnen diese Stelle lateinisch mittheilen. Varnhagen mag sie Ihnen übersetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez:

„— — — Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.“ *)

Wenn es erst so weit gekommen ist, hat man wohl Ursache zu klagen. Doch weihe ich Fanny so wenig als möglich in die Geheimnisse meines Kummers ein. Je ruhiger und unbefangener sie bleibt, desto sicherer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in Kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen und Ihrem hellen Kopfe und Ihrer starken Seele gegenüber spreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln oder trösten, ich kann dabei nur gewinnen. — — — Ich suche Hilfe bei Ihnen und suche sie gewiß nicht umsonst. Sie sind ein Arzt, wie's Wenige gibt! Reden Sie zu mir, schelten Sie mich, schmeicheln Sie mir, kurz, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will durchaus Ihre Schriftzüge sehen; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch immer gut sind, daß Sie sich mit meiner Krankheit beschäftigen, daß Sie an mir nicht verzweifeln. Reichen Sie mir diese Arzenei recht bald und rechnen Sie auf die innigste Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.“ — — —

*) Es steigt aus der Quelle des Vergnügens etwas Bitterkeit herauf, die unter den Blumen uns ängstigt.

Tags darauf schreibt er ihr (Seite 255):

„Fanny, die nie vergessen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfahren sind, empfiehlt sich Ihnen verbindlichst. Sie wird in nächster Woche das „Schweizer Milchmädchen", welches Ihnen so sehr gefallen hat, ich hingegen noch gar nicht kenne, zu ihrem Benefize geben. Ich bete ihr täglich das Sprichwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da stieg die ganze Venus aus dem Meere." — — — Ich unterrichte sie im Französischen und Deutschen (!) und erziehe sie wie ein geliebtes Kind. Dies ist das einzige Geschäft, welches noch Reiz für mich behalten hat; nur bei ihr vergesse ich manchmal Kummer, Alter und Tod.*) Ich betrachte Fanny wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung." — — —

Am 6. Juli 1831 schreibt er (Seite 256):

„Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit wir einander nicht geschrieben haben u. s. w.

Ich bin gesund und das ist ein großes Wunder! Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei sehr ungleiche, in jeder Rücksicht ungleiche Hälften: von 7 Uhr Mor-

*) Letztern fürchtete Niemand mehr wie Gentz.

gens bis 8 Uhr Abends gehört es den Geschäften, dem Gespräche über die Geschäfte, der Korrespondenz u. s. w. von 8 bis 11 Uhr Abends der Liebe. Andere gesellschaftliche Zerstreuungen sind längst abgeschafft; ich sehe nur die wenigen Personen, die ich sehen muß. — — — — Die Abendperiode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist des Mißmuths auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals, und ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie gleichzeitig einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von innig-zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich die eigentliche Liebe nur selten recht verträgt. — — — Dies unaussprechliche Glück, das Einzige, was ich aus dem großen Schiffbruche meines Lebens gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und der sie mich finden ließ. — — — Fanny wird Mitte September wieder Berlin besuchen, und ob mir gleich bei dem Gedanken an diese Trennung schon jetzt das Herz blutet und ich wirklich nicht weiß, wie ich sie diesmal ertragen werde, so kann und darf ich sie dennoch nicht hintertreiben. — — — Fanny

hat im verflossenen Jahre bewunderungswürdige Fortschritte in ihrer Kunst gemacht; sie ist, nicht etwa blos nach meinem Urtheil, jetzt die erste Tänzerin in ganz Europa; es steht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; sie wird mich lange, lange überleben, und ich würde mehr als frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich eine halbe Million besäße, sie ihr morgen verschreiben, sie übermorgen heirathen und vom Theater wegnehmen könnte. Das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundsätzen müssen die Gefühle, auch die mächtigsten, schweigen. Nichtsdestoweniger zittere ich vor den drei Monaten, die meiner warten." — — —

Man sieht aus diesen Zeilen, daß gerade um diese Zeit seine Leidenschaft den Zündgipfel erreicht hatte und daß Herr von Gentz damals mehr als jemals in sie vernarrt gewesen sein muß.

Im Herbste desselben Jahres besuchte Fanny zum zweiten Male das von ihr entzückte Spreebabel. Auch wir sahen sie wieder und fanden sie geistig und körperlich auffallend verändert: ihr Geist hatte zu-, die Frische ihrer ganzen Erscheinung aber ein klein Wenig abgenommen. Sie blieb drei Monate in Berlin.

Ein halbes Jahr nach Fanny's Rückkehr aus Berlin starb (am 9. Juni 1832) der glückliche Schwärmer in seinem Landhause zu Weinhaus bei Wien in den weichen Armen seiner „dem Meere entstiegenen Venus" und gleich darauf krähte weder Fanny noch irgend ein Hahn um den hingeschiedenen Staatsmann.

Neun Monate nach dem Ableben des Herrn von Gentz starb (am 7. März 1833) die aufrichtigste seiner Anhängerinnen, die geistreiche Rahel, Deutschlands Frau von Sévigné, die fast eben so groß und unerreichbar im Briefstyl, wie Fanny Elsler im Ballettanze dasteht.

Einer der neuern Biographen unseres Hofraths, Herr Schmidt-Weißenfels, erzählt das Curiosum, daß Gentz sich absichtlich zwei Jahre jünger gemacht, da es durch das Breslauer Kirchenbuch erwiesen ist, daß er nicht am 8. September 1766, wohl aber am 2. Mai 1764 daselbst das Licht der Welt erblickt habe. — Die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Jahrgang 1839, Seite 368) erzählen einzelne Momente aus seinem Leben und darunter auch die freilich etwas unwahrscheinliche Anekdote, daß Kaiser Franz, der dem Herrn von Gentz nicht allzugewogen gewesen sei, ihn aus dem Staats-Schematismus ausgestrichen und gesagt haben soll: „Der ist kein Oesterreicher!" ein Ausspruch, welchen wir aus mehr als Einem Grunde zu bezweifeln

wagen. Sein neuester Plutarch, Robert Haym, der zu Jenen gehört, welche die glänzenden Eigenschaften des Gentz'schen Geistes vollständig anzuerkennen wissen, sagt von ihm: „Gentz war voller Schwächen und Fehler; aber seine Herzensgüte und seine Liebenswürdigkeit deckten sie zu großem Theile zu. — Er besaß einige von den Eigenschaften, die den großen Schriftsteller und mehrere von denen, die den großen Staatsmann machen. — — — Ihm gebührt zwar keine Stelle unter den Klassikern unserer Nation und auch keine neben Stein und Humboldt, neben Burke, Pitt und Canning; aber einzig steht er da durch die in unserm Vaterlande seltene und in diesem Grade weder vor- noch nachher dagewesene Verbindung staatsmännischer und striftstellerischer Fähigkeiten."

Die glühenden Liebesbriefe, welche Herr von Gentz an Fanny Elsler geschrieben hat und welche Herr Varnhagen von Ense (Galerie, Seite 186) als Solche bezeichnet, die eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren sind, wie Göthe's „römische Elegien", will Herr Haym in der Fassung, wie sie jener Dr. F. W. Wolff herausgegeben hat, einzig und allein „als das Fabrikat eines auf die Skandalsucht des Publikums spekulirenden Buchmachers betrachtet wissen und erklärt sie mit vollem

Rechte für apokryph und untergeschoben. Die wahren Briefe aber sind, wenigstens bis zu dieser Stunde, noch nicht gedruckt und im Besitze der reizenden Fanny, die wohl niemals so unzart sein wird, die Geheimnisse des liebenden Herzens eines der getreuesten ihrer Anbeter dem frivolen Urtheile der Nachwelt preiszugeben.

Zehntes Kapitel.

Der Tod verschont Keinen von Allen.

Auch der älteste, uneigennützigste und treubewährteste Freund unserer vielgeprüften Gräfin Kielmannsegge mußte endlich den Tribut des Menschlichen bezahlen. Joseph Grassi starb, zweiundachtzigjährig, am 7. Januar 1838 zu Dresden. Sie drückte ihm die Augen zu.

Auch über diesen Todten haben wir hier Manches nachzutragen, was wir erst später über ihn in Erfahrung gebracht und was wir unserm Leser durchaus nicht vorenthalten dürfen.

Auch Grassi gehörte, wie Gentz, jener Klasse von Leuten an, welche sich jünger zu machen pflegen, als sie wirklich gewesen sind. Ersterer behauptete steif und fest, erst im Jahre 1768 (also acht Jahre später als wir früher angegeben) und zwar nicht in Udine, sondern in Wien geboren zu sein. Beides aber ist factisch nicht wahr.

In der frühern Zeit seines Lebens hatte er in

Wien die Kränkung erfahren, daß ihm bei Verleihung eines Reise=Stipendiums einer seiner Kunstgenossen, der nachmalige Akademie=Director und Geschichtsmaler Füger*) vorgezogen worden, worauf Grassi seine angebliche Vaterstadt verließ und sich nach Warschau begab. — Als diese Stadt im Jahre 1794 von den Preußen belagert worden war, hatte Grassi das Unglück gehabt, der Wuth des polnischen Pöbels anheim zu fallen, weil Letzterer in Erfahrung gebracht, daß Grassi während seines Aufenthaltes zu Kiew viele der russischen Generale gemalt habe. Seine Rettung verdankte er einzig und allein einem von ihm gemalten Bilde des großen Polen=Anführers Thaddäus Kosciuszko, der dem Künstler sehr gewogen war und ihm Pässe nach Wien verschaffte. — Bei Grassi's Abreise aus Warschau, die mehr einer Flucht glich, verlor er seine ganze Barschaft, nicht weniger als 5000 Stück Dukaten, welche er sich in Warschau und vorzugsweise in Kiew verdient hatte. — Im Jahre 1800 war er von Wien aus einem Rufe nach Dresden gefolgt, wo er eine Anstellung als Professor der Kunst=Akademie er=

*) Friedrich Heinrich Füger, geb. zu Heilbronn am 8. Dezember 1751, wurde als Director der kaiserlichen Belvedère=Galerie und als Hofmaler im Jahre 1801 in den Adelstand erhoben und starb zu Wien am 5. November 1818.

hielt. Um diese Zeit, erzählt einer seiner Biographen, Dr. Constant von Wurzbach,*) stand Grassi's Künstlerruhm in der höchsten Blüthe, und seine Arbeiten waren so sehr gesucht, daß sie glänzend honorirt wurden. Bis 1806 wirkte er auf dem obengenannten Posten; dann verließ er Dresden und übernahm 1817 das Directorium der königlich sächsischen Maler-Pensionaire zu Rom. Er leitete dasselbe bis 1821. Dort malte er u. A. im Auftrage des Herzogs August von Sachsen-Coburg-Gotha das Bild: „Apostel Petrus überreicht Pius dem Siebenten bei dessen Rückkehr aus der Gefangenschaft die Schlüssel der Peterskirche.“ — Bald darauf kehrte Grassi nach Dresden zurück. — „Zurückgezogen von der Welt verlebte er die letzten Jahre, freudlos, von Hypochondrie geplagt zu Dresden, wo er als Hagestolz starb. Die reizend gelegene Villa im Plauen'schen Grunde, welche Grassi erbaut hatte und die lange Zeit der Gegenstand der Bewunderung aller Dresdner gewesen war, hatte er schon bei seinem Weggange nach Rom (an Gräfin Kielmannsegge?) verkauft. Später ward die Villa Grassi in einen öffentlichen Belustigungsort umgewandelt. — — — Doch auch an Ehren hat es

*) Im 5. Bande seines anerkannt vortrefflichen „Biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich“ (Seite 314 und ff.).

ihm bei Lebzeiten nicht gefehlt. Der König von Sachsen, Friedrich August der Gerechte, hatte ihn durch seinen Civilverdienst-Orden, und der Herzog von Gotha durch Verleihung des Titels eines Geheimen Legationsraths (wie schon früher erwähnt) verdientermaßen ausgezeichnet. — Mehrere Akademien, darunter auch die Accademia di San Lucca in Rom, hatten ihn in die Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen. Aber da er viele Jahre abgeschieden von aller Welt gelebt, so war der Tod des einst so gefeierten und viel genannten Künstlers so ganz und gar geräuschlos erfolgt, daß einer seiner Biographen mit Recht bemerkt hat: „Grassi theilte das Loos des Abbé Siéyès. Als dieser muthig wirkende Revolutions-Theoretiker am 20. Juni 1836 in Paris feierlich begraben ward, hatte das Publikum schon längst vergessen, daß er jemals am Leben gewesen sei".

Aus der Zahl der von Grassi herangebildeten Schüler ragen hauptsächlich Professor Gustav Heinrich Naeke*) und der berühmte Historienmaler Friedrich August Moritz Retzsch**) hervor. Das vollständigste

*) Der Geschichtsmaler Naeke, geb. zu Frauenstein am 4. April 1780, bekannt durch seine Tableaux: „Faust und Gretchen" (1811), „Egmont und Clärchen" (1812) u. s. w., starb am 10. Januar 1835 zu Dresden.

**) Retzsch, geb. zu Dresden am 9. Dezember 1779, berühmt

Verzeichniß der von Grassi gemalten Portraits gibt Edward Rastawiecki in seinem „Lexikon der polnischen Maler.“ *)

Die vorzüglichsten Portraits Grassi's sind: Fürst Joseph Poniatowski, Gräfin Manuzzi, Fürstin Jablonowska, vier verschiedene Portraits des Generals Kosciuszko, Gräfin Josepha Mostowska, Adam Fürst Czartoryski, Sophie Fürstin Czartoryska (Tochter des Vorhergenannten), Prinz Charles de Ligne, Fürstin Helene Radziwill, Marschall Joseph Graf Moszynski u. s. w. Von russischen Generalen malte er (zu Kiew) den russischen Gesandten am polnischen Hofe, den Grafen Jakob Johann Sievers, den General Talizin, den Grafen Michael Wielhorski und einige Andere.

Die Dresdner Bilder-Galerie hat von ihm einen „heiligen Johannes den Täufer“ und den „heiligen Apostel Petrus“ aufzuweisen. Sein eigenes Bild malte er, die Brille in der Hand (in Kupfer gestochen von Gottschick).

Grassi war einer jener Künstler gewesen, welche vorzugsweise für alles Alterthümliche maßlos zu

durch seine Conturen zu Göthe's „Faust“, sowie durch seine „Shakespeare-Galerie“, starb am 11. Juni 1857 in der Hoflösnitz bei Dresden.

*) Słownik malarzów polskich, Warschau 1850, 2 Bände 8⁰.

schwärmen und über jedes Stück alt bemalter Leinwand in Verzückung zu gerathen pflegen und von denen Franz Grillparzer, Oesterreichs Sophokles, im Allgemeinen gesagt haben soll: „Er ist einer jener Menschen, welche sich glücklich fühlen, wenn sie eine Mutter Gottes finden, die wie ein alter Rechnungsrath aussieht.“

Aber das schönste Bild seines Meisterpinsels war zweifelsohne das lebensgroße Bild der Gräfin Kielmannsegge als Egeria, ein Bild, welches sie wenige Jahre vor ihrem Tode — Gott weiß warum? — in ihrer stillverschwiegenen Villa zu Reisewitz mit einer Menge anderer Bilder verbrannt haben soll. Zu diesen Portraits gehörten auch jene Castlereagh's, Wellington's, Hudson Lowe's, Walter Scott's, des Professors Görres und des Hofraths von Gentz, der gleichfalls Jahre lang eine Zierde ihrer „Geheimen Bilder-Galerie“ gewesen war. Nur Peltier ließ sie unverbrannt hängen.

Grassi hinterließ ein ziemlich bedeutendes Vermögen, das er, einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge, dem Dresdner Findelhause oder, wie Andere behaupten wollen, dem Dresdner Krankenhause vermacht haben soll. Wir, für unsern Theil, bezweifeln Beides.

Ein französischer Autor, A. F. Boureau-Deslandes, hat unter dem Titel: „Betrachtungen über große Leute,

welche scherzend gestorben sind" *) und einer seiner Landsleute, J. de Richebourg, ein ähnliches Werk über die letzten Worte der Kaiser und Könige u. s. w.**) geschrieben, die Beide so charakteristisch für das Leben der darin heraufbeschworenen Todten sind, daß wir nicht begreifen können, warum noch keiner von allen unsern Buchmachern auf den Einfall gerathen ist, beide Ideen bis auf die Neuzeit fortzuführen. Wir hätten daraus erfahren können, wie auch die letzten Worte Meister Joseph Grassi's gelautet haben mögen.

Die Gräfin Kielmannsegge, in deren Armen er noch weit ruhiger als, fünf Jahre früher, Herr von Gentz in den Blumenketten seiner „göttlichen Fanny" gestorben war, behauptete, die letzten Worte des letzten ihrer Freunde seien ein Paar Verse aus Metastasio's „Tod Abel's" gewesen, die sie jedoch (leider!) vergessen habe. Grassi's Arzt dagegen wollte gehört haben, daß die drei letzten Worte des sterbenden Malers die Devise des alten deutschen Mathematikers Georg Galgen=

*) Réflexions sur les grands hommes qui sont morts en plaisant, Amsterdam 1712. 12⁰. Deutsch Frankfurt 1747. 8⁰.

**) Ultima verba factaque et ultimæ voluntates morientum imperatorum, regum, principum, itemque summorum pontificum, Amsterd. et Antwerp. 1721. Fol.

mair's gewesen seien: „Invidia gloriæ fumus" (der Neid ist der Misthauch des Ruhmes).

Zu den Leuten, die dem schon bei Lebzeiten halbverschollenen Künstler die letzte Ehre erwiesen hatten und seiner Leiche zum katholischen Kirchhofe gefolgt waren, gehörte u. A. auch Monsieur Philidor, der, en passant bemerkt, die reizenden Gardinen-Predigten seiner vielgeliebten Frau Flora Zeisig in letzterer Zeit auch in's Spanische zu übertragen pflegte, der hinkende Ex-Tischler und Ex-Spion Liesenberg, Seine Kaiserliche Hoheit, der Lohndiener Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte und der noch immer viel speichelvergeudende Schneider Fürchtegott Themistokles Trimpel, welcher die Ehre hatte, den Verstorbenen seit Jahr und Tag zu der äußerst geringen Zahl seiner pünktlich zahlenden Kunden zählen zu dürfen. Letzterm hatte sich Grassi's Barbier angeschlossen.

Nachdem der dünn gesäete Leichenzug sich in Bewegung gesetzt hatte, sagte der Biedermann Liesenberg zum Lohndiener Graf:

— Schade, daß Du den Todten, welchen wir jetzt zur letzten Ruhestätte begleiten, nicht bei Lebzeiten gekannt hast! Professor Grassi war ein großer Sonderling. Es grämte ihn, daß er die letzten dreißig Jahre seines Lebens gezwungen war, eine Perücke zu tragen,

was auch der Grund gewesen sein mag, weshalb er ledig geblieben ist. Er hatte (wie Herr von Gentz) eine kindische Furcht vor Gewittern und pflegte, so oft es blitzte, seinen Kopf in die Bettkissen zu verstecken. Er stand im Geruche eines Weiberfeinds und war dessenungeachtet ein ziemlich großer Schürzenjäger, welcher aber immer erst nach Mitternacht seine Promenaden begann und dann jedem weiblichen Nachtschatten nachlief. Diese Geschöpfe, welche er „späte Mädchen" hieß, hatten ihrerseits ihm den Spitznamen „Irrlicht" gegeben.

— Der also war das Irrlicht? fragte Graf.

— Außer dem Seligen gibt's noch einen zweiten Professor, welcher hier unter demselben Spottnamen bekannt ist. Das Gerücht, daß Grassi — von Todten soll man nur Gutes reden! — jedes Jahr eine andere junge Wirthschafterin gehabt, mit jeder von ihnen gelebt und die Letzte als Universal-Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt haben soll, ist eine boshafte Verleumdung, denn dazu war er viel zu geizig. — Daß er der Intimus Deiner herzlosen Frau Mutter gewesen ist, weißt Du bereits. Daß aber er sie aufgehetzt haben soll, Dich um keinen Preis anzuerkennen, das bezweifle ich, denn dazu war er nicht schlecht genug. Die Gräfin handelt so nur aus eigenem Antriebe, und ich bin fest überzeugt, armer Freund, daß sie auch nach Grassi's Tode

Dich eben so wenig als bei dessen Lebzeiten anerkennen wird, denn dazu ist sie viel zu stolz und hochmüthig!

— Und darum *hasse* ich meine Mutter! erklärte Graf.

— Das weiß ich wohl, armer Junge! Haß allein aber nützt nicht viel. Du mußt energischer auftreten gegen sie . . .

— Lieber Gott, was soll ich thun? fragte der Findling.

— Mir ist ein nettes Plänchen eingefallen . . .

— Sag' es mir, bat der Lohndiener.

— Bei Gelegenheit sollst Du es erfahren . . .

— Warum nicht schon heute? fragte Graf.

— Weil ich meine Gründe dazu habe, entgegnete der „hinkende Teufel".

Während dieser Zeit unterhielt sich der Schneider Trimpel mit dem Barbier-Gesellen. Letzterer war ein Potsdamer und hörte auf den Namen Agamemnon Tübbecke, freilich dann nur, wenn man ziemlich laut sprach, weil er leider etwas harthörig war.

— Hast denn auch Du was geerbt? fragte der Schneider.

— Ick habe jar nischt jemerkt! entgegnete der Bartkratzer.

— Ich frage, ob Du was geerbt hast? wiederholte der ausspeiende Trimpel.

— Geerbt? Von wem denn? fragte Tübbecke.

— Von dem, welchen wir jetzt begraben? schrie ihm Themistokles in's Ohr.

— Nee, ick habe jar nischt jeerbt! Er hat mir zwar hundertmal jesagt, dat er ooch mich was vermachen will, aber Wort jehalten hat er doch nich!

— So lange er gelebt, hat er zu Jedem gesagt: „auch Dich habe ich reichlich bedacht.“ Na nu, wo er gestorben is, kriegt Keener was, sagte der Schneider, der sich genöthigt sah, bei diesen Worten wieder etwas Speichel fahren zu lassen. Hätt' ich das gewußt!!! rief er aus.

— Er war een Nassauer! erklärte Tübbecke.

— Ne, er war man blos een Italiener, meinte Trimpel.

— Herr von Grassi war ein Ehrenmann, sprach, in Gedanken versunken, Monsieur Philidor zu sich selbst. Wie oft hat er sich in's Mittel gelegt und die kleinen häuslichen Differenzen zwischen mir und meiner guten, aber leider etwas allzujähzornigen Gattin Flora zu beiderseitiger Befriedigung geschlichtet! Ich werde ihm ewig dankbar bleiben! Wer aber, helas! wird

jetzt unsern so häufig gestörten Hausfrieden vermitteln? Hu, wie mir die Haut schaudert! stöhnte Sokrates-Philidor, der dabei unwillkürlich an seine Xantippe-Zeisig zu denken sich genöthigt fand.

— Hast Du, fragte Liesenberg den Lohndiener, nichts Neues von Deiner Frau Mutter gehört?

— Ich habe nichts gehört, sagte Graf.

— Aber desto mehr habe ich erfahren. Vor ganz kurzer Zeit soll sich ein zweiter Sohn bei ihr angemeldet haben.

— Ist das wahr? fragte der Lohndiener.

— Leider nur allzuwahr! betheuerte unser Biedermann. Dieser zweite Sohn, der mithin Dein Stiefbruder ist, nennt sich Karl Heinrich und soll ein Jahr jünger sein, als Ew. Kaiserliche Hoheit.

— Und wer soll sein Vater sein? fragte Graf.

— Darüber schwebt noch ein geheimnißvolles „Duster". Der namenlose Urheber des Daseins sothanen Karl Heinrich's, welcher wirklich ein natürlicher Sohn Deiner unnatürlichen Mutter ist, soll nach der Aussage der Einen ein französischer oder spanischer Kammerdiener der Gräfin sein, der in späterer Zeit Schloßverwalter auf ihrem Gute Schmochtitz bei Bautzen gewesen war, nach Aussage der Andern ein italienischer Hauptmann, wel-

cher 1814 in der Kaisergarde gedient haben, einer der schönsten Männer im Generalstabe des Vice-Königs Eugène von Beauharnais gewesen sein und Letellio geheißen haben soll. Nach einer dritten Version, die mehr Wahrscheinlichkeit als die beiden Andern hat, soll dieser „sanfte und durchaus nicht stolze Heinrich" ein geheimer Absenker, vulgo Sprößling, des vor vielen Jahren für seine vielfach begangenen Sünden vom Pferde herabgestürzten Baronets Horace Cunningham sein, den Mancher gleichzeitig auch für Deinen Vater halten will.

— Ich und Heinrich wären also Brüder?

— Man glaubt dies so ziemlich allgemein, entgegnete Liesenberg.

— Und was ist denn Bruder Heinrich?

— Er ist, wie ich hörte, Böttcherlehrling.

— Und wo lebt er denn jetzt? fragte Graf voll brüderlicher Neugier.

— Auf dem Rittergute Dürrhennersdorf bei Löbau. *)

*) Eine der sogenannten „Sechsstädte" im Oberlausitzer Kreise Bautzen. Die fünf andern Städte: Bautzen, Görlitz, Zittau, Laubau und Camenz, hatten sich mit Löbau schon im vier-

— Und wem gehört denn dieses Gut?

— In früherer Zeit war es Eigenthum Deiner Frau Mutter, welche die dortige Oekonomie größtentheils vereinzelt an dortige Ortsbewohner verpachtet hatte. Die Wohngebäude des Hofes bewohnte damals ein Revierförster, welcher Lodemann hieß und von Deiner gräflichen Mutter mit dem Einkassiren der Einnahmen ihres Gutes beauftragt gewesen war. Sothaner Lodemann, den ich persönlich gekannt habe, hatte außer seinem eigenen Sohne, welcher, wenn ich nicht irre, Kaspar oder Melchior hieß, noch einen fremden Knaben bei sich, den er Heinrich nannte und der ihm (Lodemann nämlich) zur Erziehung anvertraut war. In Dürrhennersdorf sowohl, wie in Neusalza, hielt man sothanen „Heinrich" ziemlich allgemein für einen gleichfalls unehelichen Sohn Deiner Mutter, worüber auch gar kein Zweifel obzuwalten schien. — Einige Jahre später sah Gräfin Kielmannsegge, die das Geld ihres Vaters mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen hatte, sich genöthigt, auch ihr Gut Dürrhennersdorf zu verkaufen. Der Mann, der es an sich gebracht

zehnten Jahrhundert zum Schutz- und Trutzbündniß gegen das Unwesen der damals grassirenden Raubritter verbunden und davon den Namen „Sechsstädte" angenommen.

hatte, war der Fabrikant Jeremias aus Ebersbach. Sothaner Jeremias, welcher sothanen Förster Lodemann noch einige Jahre auf seinem Posten ließ, hielt dessen Pflegesohn, den bewußten Karl Heinrich, bei sich in Dürrhennersdorf und gab ihn später bei einem Böttcher in die Lehre. Hier aber soll sich sothaner Karl Heinrich so ungeschickt benommen haben, daß der Meister sich genöthigt sah, ihn bald wieder fortzuschicken. Nach dem Wegzuge des Försters Lodemann ging sothaner Karl Heinrich — Dein etwas blödsinniger Bruder — als zweibeiniges Juventarstück des Hofes in den Besitz des sothanen Fabrikanten Jeremias über, der sothanen Karl Heinrich bis dato als Laufburschen verwenden soll.

— Mein armer Bruder! stöhnte Ernst Graf. Dein Loos ist also auch nicht glänzender als das meinige!

— Ich bin noch nicht zu Ende. Höre nur weiter, mein hochgeschätzter Prinz! sagte der Spion. Ob nun die Ortsbehörde oder sothaner Fabrikant und Rittergutsbesitzer Jeremias Schritte wegen Karl Heinrich's Heimath und Ortsangehörigkeit gethan, da doch die Aussicht vorhanden war, daß sothaner Karl Heinrich früher oder später der Ortsgemeinde von Dürrhennersdorf zur Last fallen würde, das weiß Niemand, ergo

also auch ich nicht! Ich habe über den bewußten Karl Heinrich nur so viel gehört, daß er erst unlängst bei seiner Mutter in Reisewitz gewesen sei, daß sie ihn nicht, wie Dich, schnöde abgewiesen, aber auch nicht allzugut aufgenommen und ihn, eben so wenig wie Dich, als ihren Sohn anerkannt, ihm aber trotzdem auf dringendes Ansuchen der dortigen Ortsbehörde allmonatlich 8, wiederhole acht Thaler, Alimente oder Versorgungsgeld ausgesetzt haben soll, was ich für meinen Theil durchaus nicht begreifen kann, warum sie dies gethan, wenn sothaner Heinrich — Heinrich, mir graut vor Dir! sagt Gretchen — nicht „Fleisch ihres Fleisches", nicht „Blut ihres Blutes" wäre.

— Auch ich begreife dies nicht! erklärte Ernst. Doch gestehe ich, daß auch mir mit einer monatlichen Unterstützung von acht Thalern sehr gedient, daß ich vollständig zufrieden gestellt und glücklich wäre, wenn meine Mutter sich jemals bereit finden ließe, auch mir, wie meinem angeblichen Bruder Karl Heinrich, allmonatlich acht Thaler Alimente auszahlen zu lassen.

— Das glaube ich Dir, mein Junge! Gräfin Kielmannsegge aber ist eine hartherzige Frau, die nur das zu thun pflegt, wozu sie gerichtlich angehalten, eventualiter gezwungen wird.

— Ich soll sie also wohl verklagen? fragte der angebliche Sohn.

— Ich sage weder Ja noch Nein! Mache, was Du willst, antwortete Liesenberg.

Ernst Graf versank in tiefes Nachdenken. Liesenberg wollte ihn absichtlich nicht stören.

Während dieser Zeit hatte der Leichenzug den katholischen Kirchhof erreicht. Der Sarg wurde von dem Wagen herabgeholt, in der Vorhalle eingesegnet und alsdann, nachdem der Geistliche, dessen Namen uns entfallen ist, eine kurze, aber höchst erbauliche Leichenrede gehalten und Grassi's Verdienste als Künstler würdig anerkannt hatte, in den „Alles verschlingenden Schooß der mütterlichen Erde" hinabgesenkt.

Jeder seiner Begleiter warf ziemlich theilnahmslos eine Hand voll gleichgiltiger Erde auf Grassi's Sarg mit Ausnahme der diesmal ausnahmsweise dreimal ausspeienden Schneiderseele, die dem Todten zu grollen schien, weil er ihr nichts vermacht hatte.

— Recht gut, daß er todt ist! meinte Agamemnon Tübbecke.

— Warum denn? schrie ihn Trimpel an.

— Weil er jetzt das Rasiergeld erspart, erklärte der Bartkratzer.

— Schlaf' wohl, alter Geizhals! sagte Liesenberg.

— Amen! setzte gleichgiltig Ernst Graf hinzu.

Nur Monsieur Philidor schien aufrichtig bewegt. Er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte wehmüthig:

— Wer wird in Zukunft mich trösten?

Eilftes Kapitel.

Wir kommen auf sothanen Heinrich zurück.

Karl Heinrich, der zu jener Zeit noch auf dem Rittergute Dürrhennersdorf beim Besitzer desselben, dem mehrfach genannten Fabrikanten Jeremias, wie bei dem Gemeinde-Vorstand Erler als Laufbursche fungirte, schien damals, als Meister Grassi die Welt verließ, dem äußern Aussehen nach ein Mensch von zwanzig bis einundzwanzig Jahren zu sein. Fast alle Leute, welche dessen angebliche Mutter, Gräfin Kielmannsegge, persönlich kannten, schienen darin übereinzustimmen, daß sothaner Heinrich, (wie Liesenberg ihn zu heißen pflegte) seiner angeblichen Mutter so ähnlich, wie ein Strohhalm dem Andern, oder wie Ernst Graf seinem angeblichen Vater Napoleon Buonaparte ähnlich sah. Dieser blödsinnige Heinreich, der sich, Gott weiß, sehr geschmeichelt fühlt, wenn die Leute, welche allerlei Späße mit ihm treiben, ihn scherzweise „Herr Graf" tituliren, ist langer Statur, durchaus nicht schön und sein Aeußeres verräth noch weit weniger als das seines

zur Ehre gereicht oder nicht, mag jeder unserer Leser sich gefälligst selbst beantworten, weil wir seinem Urtheile in keiner Beziehung vorgreifen und ihm gänzlich freistellen wollen, was er von Allem, was wir ihm bis jetzt erzählt haben, glauben oder bezweifeln will.

Wir aber unsererseits haben über „sothanen Heinrich" nähere Recherchen angestellt, welche uns schließlich zu nachfolgenden gerichtlich documentirten Resultaten geführt haben:

Von einem Freunde dieses armen, durch die Dienerschaft seiner Mutter mitleidslos hinausgehetzten Karl Heinrich's haben wir die Abschrift nachfolgenden Documents erhalten, dessen Original wörtlich also lautet:

„Nummer 93.

Geburtsschein.

Karl Heinrich,

angegeben als außerehelicher Sohn der Maria Helena Heinrich, wurde außerhalb Camenz am 16. September 1816 geboren und zu Camenz getauft am 17. September 1816, schreibe Ein Tausend Acht Hundert und Sechszehn.

Ausgestellt zu Camenz am 15. November 1836.

Johann Theophilus Fürchtegott Richter,

(L. S.) Pastor prim."

Karl Heinrich's Taufzeugen sind gewesen:

1. Herr Doctor Johann Gottfried Bönisch, Stadtphysikus und Stiftsarzt zu Camenz.

2. Frau Johanna Sophia, verehelichte Doctor Bönisch und

3. deren Jungfer Tochter, Ernestine Pauline Rosamunde Bönisch."

Außerdem ist uns auch eine Abschrift des Zeugnisses zugekommen, laut welchem besagter Karl Heinrich wegen seiner Schwächlichkeit von der Militairpflicht befreit worden ist. Dieses Zeugniß lautet verbotenus wie folgt:

Nummer 2.

„Karl Heinrich ist, weil er als völlig untüchtig zum Militairdienste befunden, von der Militairpflicht freigesprochen worden.

Budissin am 9. December 1836.

Rekrutirungs-Commission im ersten amtshauptmannschaftlichen Bezirke der Budissiner Kreis-Direction.

(L. S.) von Egidy.

Signalement.

Größe: 77 Zoll.

Haare: braun.

Augen: blau.

Nase: spitz.
Mund: proportionirt.
Besondere Kennzeichen: keine.
Gewerbe: Böttcherlehrling.

Camenz am 9. December 1836.

Der Rath daselbst.
Im Auftrage:
(L. S.) Goldberg, Registrator."

Vier Tage vor Ausstellung dieses Militair-Entlassungsscheines hatte sothaner Karl Heinrich in der Rathskanzlei zu Camenz, auf gerichtliches Befragen, nachfolgende wahr- und gewissenhafte Aussagen protokollarisch niedergelegt:

„Er wisse weder, wo er geboren, noch wer seine Eltern seien oder gewesen seien; nur so viel sei ihm bekannt, daß er als neugeborenes Kind nach Camenz gebracht, daselbst getauft, und nachher ungefähr ein Jahr hindurch, bei dem (jetzt verstorbenen) Stadtphysikus und Stiftsarzte Dr. Bönisch daselbst erzogen worden und daß die jetzt verehelichte Briefträgersfrau Linke hierselbst seine Amme gewesen sei."

Weiter gab er an:

„Die Kosten für seine Erziehung und seinen Lebens-Unterhalt beim Böttchermeister Krause, zu Herzberg, habe bisher, so viel **ihm** darüber bekannt

geworden sei, Herr Stadtrichter Burkhardt in Neustadt-Dresden, welcher vom (obengedachten) Dürrhennersdorfer Revierförster Lodemann auch als sein Vormund bezeichnet worden sei, bestritten."

Auf wiederholtes Befragen, ob Karl Heinrich keinen Grund zu Vermuthungen über seine Herkunft habe, gab er Folgendes an:

„Er habe zeither immer geglaubt, daß der (verstorbene) Doctor Bönisch hierselbst sein Vater gewesen sei, weil sich derselbe seiner Erziehung mit ganz besonderer Sorgfalt und Thätigkeit angenommen, er auch bei Doctor Bönisch's Lebzeiten ungleich reichlichere Unterstützung genossen habe, als seit dessen Ableben der Fall gewesen sei."

„Ueber den Namen und Stand seiner Mutter vermöge **er** leider gar nichts anzugeben; nur so viel sei ihm von seiner ehemaligen Amme mitgetheilt worden, daß er in einer vierspännigen Equipage zu ihr hingebracht und eben so wieder von ihr abgeholt worden sei, und daß ihn seine ehemalige Amme mehrmals einer vornehmen, tief verschleierten Dame, welche sich in Gesellschaft der jetzt verwitweten Frau Doctor Bönisch auf dem Hutberge und an andern in der Nähe der Stadt Camenz gelegenen Orten befunden, habe vorstellen müssen; auch sei er in seinem

fünfzehnten Jahre (1831) mit seinem ehemaligen Pflegevater und Erzieher, dem mehrerwähnten Förster Lodemann, nach Bayern nnd zwar nach Böring bei Regensburg oder Straubing gereist, sei von seinem Begleiter dort der Besitzerin des Gutes, einer Tochter der Gräfin von Kielmannsegge*) und der eben daselbst zum Besuche angelangten Gräfin-Mutter vorgestellt, von Letzterer ziemlich freundlich aufgenommen und, nachdem er ungefähr acht Tage dort verweilt habe, mit fünf Thalern beschenkt huldreich entlassen worden."

„Ferner erinnere er sich, daß gedachter Förster Lodemann mehrmals mit ihm nach dem Rittergute Schmochtitz bei Bautzen gefahren sei und ihn dort der Gräfin von Kielmannsegge vorgestellt habe und daß er von Letzterer immer freundlich aufgenommen worden sei." — — —

Dieses ausführliche Protokoll ist von dem Camenzer Stadtrathe und verpflichteten Rathsprotokol-

*) Natalie Charlotte Ferdinandine von Kielmannsegge, geb. am 28. Juni 1803, ging in Bayern fast gleichzeitig mit ihrer Mutter zur katholischen Kirche über, wurde Stifts- sowie Ehrendame des bayrischen Theresien-Ordens und lebt seit einiger Zeit in Dresden. — Sie steht im Rufe, eben so geistreich und liebenswürdig wie ihre selige Mutter zu sein.

lanten Lade, genannt Ruick, und gleichzeitig auch von Karl Heinrich unterzeichnet.

Nach all' diesen gerichtlich documentirten Erörterungen und Angaben hat nun diese äußerst dunkle Geschichte mehr und mehr den Anschein gewonnen, daß „sothaner" Karl Heinrich wirklich ein unehelicher Sohn unserer Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge sein muß.

Allen aber, die trotz dieser unleugbaren Thatsachen noch immer geneigt sein sollten, dieses Factum zu bezweifeln, kann es sicher nicht gleichgiltig sein, zu erfahren, was dem Schreiber dieses Buches in Folge anderweitig angestellter Nachforschungen in Erfahrung zu bringen gelungen ist. Daß jener Karl Heinrich zweifelsohne ein natürlicher, außer der Ehe erzeugter Sohn unserer Gräfin ist und sein muß, geht am Klarsten und Unwiderlegbarsten aus einem fünffach versiegelten Schreiben des Camenzer Stadt-Physikus und Stiftsarztes Doctor Johann Gottfried Bönisch hervor, welcher kurz vor seinem Tode (das Sterbejahr und den Todestag desselben haben wir bis heute leider nicht ermitteln können) das eben erwähnte Schreiben (im Jahre 1830 oder 1831?) beim damaligen Stadtgerichte in Dresden mit der auf dem Couvert ausgesprochenen Bitte niedergelegt hatte, besagtes Schrei-

ben erst nach seinem Tode zu eröffnen, was denn auch geschehen sein muß. In diesem Briefe bekennt Dr. Bönisch, daß er am 16. September 1816 auf das Schloß Schmochtitz gerufen worden sei, um daselbst die von ihrem Gemahle geschiedene Gräfin Kielmannsegge von einem Kinde zu entbinden, das, am folgenden Morgen zu Camenz getauft, die Namen Karl Heinrich erhalten habe. Nachdem der Neugeborene gebadet und seiner gräflichen Mutter gezeigt worden sei, habe sie eine Locke von ihrem Kopfhaare abgeschnitten und diese ihrem unehelichen Sohne für spätere Zeit als Erkennungszeichen geschenkt. Dr. Bönisch habe alsdann den neugeborenen Weltbürger mit auf sein Pferd genommen und den Knaben zu seiner Frau und Tochter nach Camenz gebracht.

Unser freundlicher Leser wird sich erinnern müssen, daß Liesenberg oder Gott weiß wer, der zuerst die nähern Details über die geheimnißvolle Entbindung der Gräfin von ihrem muthmaßlichen, erst später so getauften Sohne Ernst Graf in Umlauf gebracht, dabei fast ganz dieselben Einzelheiten verbreitet hatte, woraus hervorgeht, daß Liesenberg oder Derjenige, der ihn dazu inspirirt haben muß, den erstgeborenen dieser beiden Knaben mit dem ein Jahr später zur Welt gekommenen Karl Heinrich entweder irrthümlich oder absichtlich ver-

wechselt oder Beide für einen und denselben Knaben gehalten haben mag.

Jenes vom Dr. Bönisch eigenhändig abgefaßte, bei Gericht deponirte und fünffach versiegelt gewesene Schreiben aber, dessen wir bereits in der von uns 1863 als Vorläufer dieses Romans erschienenen Brochure,*) Abschnitt VI., Seite 21, Erwähnung gethan hatten, muß sich noch heute in den Acten des königlichen Gerichtsamtes zu Dresden vorfinden. Wenn dies (schrieb ich damals) nicht der Fall ist, dann ersuche ich die ebengenannte Behörde, diese Angabe, welche mir von einem Augenzeugen der Ueberreichung jenes Briefes mitgetheilt worden ist, im Interesse der Wahrheit officiell widerlegen zu wollen. **Schweigen** würde in diesem Falle nach dem alten Rechtsgrundsatze: „Qui tacet consentit" wohl als ein Beweis der Bestätigung obiger Angabe anzusehen sein. — Und da nun das

*) „Die Gräfin Kielmannsegge und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I." (Dresden 1863) hatte in ganz Dentschland so großes Aufsehen gemacht, daß im Zeitraume von vier Wochen, nachdem sie zuvor stückweise in den 10,000 Auflage zählenden „Dresdener Nachrichten" abgedruckt gewesen, zwei Separat-Auflagen von 500 Exemplaren vergriffen waren.

königliche Gerichtsamt zu Dresden bis zum heutigen Tage (27. Juli 1864) ein unverbrüchliches Stillschweigen über jene Anfrage zu beobachten für gut gefunden hat, so glauben wir jetzt noch weit mehr wie damals berechtigt zu sein, die Angabe jenes Augenzeugen für vollkommen wahr und begründet halten und das Vorhandensein jenes Briefes in keiner Weise länger bezweifeln zu dürfen.

Als bald nach dem Tode des Dr. Bönisch die Geschichte jenes Briefes auch zur Kenntniß der Gräfin Kielmannsegge gelangt war, soll diese Dame, wie kurz darauf Liesenberg in Erfahrung gebracht haben will, zu ihrem Rechtsanwalte, Dr. Amandus Habakuk Storchschnabel, genannt Drillhaase, hingeeilt und ihn sofort um Rath befragt haben, was dagegen zu machen sei? — Nachdem sie ihm die Genesis, die Entstehung, Entwickelung und Fortpflanzung des von ihr als unwahr bestrittenen Gerüchtes ausführlich mitgetheilt und ihn zuletzt auch von dem Vorhandensein jenes nunmehr eröffneten Briefes in Kenntniß gesetzt hatte, rieb sich Dr. Drillhaase seelenvergnügt die juckenden Handteller und sprach im erbaulichen Tone eines erzpfiffigen Rabulisten:

— Im Grunde genommen kann jenes vom Dr. Bönisch bei Gericht deponirte Bekenntniß Alles, aber,

näher betrachtet, auch gar nichts gegen Sie beweisen. Dem Geständnisse des Todten ist weit weniger Glaubwürdigkeit als der beeideten Aussage eines lebenden Zeugen beizumessen.

— Und ganz so denke auch ich! erklärte die Gräfin.

— Ich will Ihnen auch sagen, warum? Die Aussage jenes Dr. Bönisch muß mir schon darum verdächtig erscheinen, weil er in diesem äußerst verwickelten Rechtsfalle aus mehr als Einem Grunde weit eher als strafbarer Mitschuldiger, wie als unbescholtener, glaubwürdiger Ankläger und Zeuge der von ihm selbst aufgestellten Behauptungen erscheint. Denn wer bürgt mir, fragte er voll rabulistischer Salbung, daß nicht Dr. Bönisch selbst der Vater jenes in undurchdringlichem Dunkel gezeugten Knäbleins ist, so da heißet Karl Heinrich?! Wer bürgt mir dafür, daß jene leichtsinnige Frauensperson, so da heißet Marie Helene Heinrich, nicht blos die „angegebene", sondern auch die wirkliche, wahr- und wahrhaftige Mutter jenes anonym erschienenen Ablegers Karl Heinrich ist? Wer bürgt mir dafür, daß jener tugendsame Dr. Bönisch, der jetzt den Schlaf des Gerechten schläft, mit jener leichtsinnigen Marie Magdalene — Helene wollte ich sagen — einen geheim gehaltenen und darum doppelt strafbaren Umgang gepflogen und einzig und allein aus Furcht

angeblichen Stiefbruders Ernst Graf seine aristokratische Abkunft.

Der noch bis zu dieser Stunde in Dresden lebende Bürger Bickelmann, welcher, vom Jahre 1804 bis 1812, in der königlichen Hofküche angestellt, als einer der sächsischen Hofköche mit Kaiser Napoleon I. und König Friedrich August dem Gerechten einmal in Plauen und später auch einmal auf dem Königstein gewesen war, hatte, nachdem er seine Stelle als Mundkoch niedergelegt, auf dem Neumarkt eine Privatkochanstalt und gleichzeitig auch eine Pastetenbäckerei angelegt. Zu den Herrschaften, die seinen culinarischen Fähigkeiten großes Vertrauen schenkten, gehörte damals auch die vielbesprochene, mitleidslos beklatschte, vielseitig angeschwärzte Gräfin Kielmannsegge, die wie Rousseau's neue Heloise „un peu gourmande“ oder, auf deutsch ausgedrückt, etwas leckermäulig gewesen war und welche er zu einer Zeit kennen gelernt, als sie noch in der Neustadt gewohnt hatte.

Hier (erzählte Herr Bickelmann dem Verfasser dieses Buches) habe sich, wie er aus dem Munde seiner Schwester erfahren, welche bei der Gräfin Kielmannsegge damals als Kammerjungfer gedient, eines Morgens im Vorzimmer der schon damals nur wenig oder gar nicht zugänglichen Gräfin ein reisender Hand-

werksbursche eingestellt, welcher verlangt habe, die Gräfin durchaus sprechen zu wollen. — Auf die Frage eines ihrer Diener, wie er heiße, was und wer er sei, habe der Gefragte geantwortet: er heiße Karl Heinrich, sei Böttcherlehrling und habe von seinem Vormunde, dem damaligen Stadtrichter Burkhardt in der Neustadt, sowie von seinem bisherigen Brotherrn, dem Revierförster Lodemann zu Dürrhennersdorf, in Erfahrung gebracht, daß er (Karl Heinrich) ein natürlicher Sohn der von ihrem Gemahle erst halb oder bereits gänzlich getrennten Gräfin von Kielmannsegge sei. Letztere aber habe ihrem Diener, der ihr diese Nachricht überbracht (ganz wie beim ersten Erscheinen Ernst Graf's) den Befehl gegeben, den p. p. Karl Heinrich ohne Weiteres an die frische Luft zu setzen und, falls er sich nicht gutwillig abweisen ließe, durch ihre Hunde hinausjagen zu lassen, was denn auch wirklich geschehen sein soll, wodurch sich dieser abenteuerliche Vorfall von jenem unterscheidet, der (wir wissen nicht, ob früher oder später?) auch dem armen Ernst Graf angedroht worden war.

Die Frage, ob dieser Zug — vorausgesetzt, daß er nicht blos erfunden, sondern wirklich geschehen sei. — dem Herzen der von uns vielfach in Schutz genommenen Titel-Heldin unserer Erzählung

zur Ehre gereicht oder nicht, mag jeder unserer Leser sich gefälligst selbst beantworten, weil wir seinem Urtheile in keiner Beziehung vorgreifen und ihm gänzlich freistellen wollen, was er von Allem, was wir ihm bis jetzt erzählt haben, glauben oder bezweifeln will.

Wir aber unsererseits haben über „sothanen Heinrich" nähere Recherchen angestellt, welche uns schließlich zu nachfolgenden gerichtlich documentirten Resultaten geführt haben:

Von einem Freunde dieses armen, durch die Dienerschaft seiner Mutter mitleidslos hinausgehetzten Karl Heinrich's haben wir die Abschrift nachfolgenden Documents erhalten, dessen Original wörtlich also lautet:

„Nummer 93.

Geburtsschein.

Karl Heinrich,

angegeben als außerehelicher Sohn der Maria Helena Heinrich, wurde außerhalb Camenz am 16. September 1816 geboren und zu Camenz getauft am 17. September 1816, schreibe Ein Tausend Acht Hundert und Sechszehn.

Ausgestellt zu Camenz am 15. November 1836.

Johann Theophilus Fürchtegott Richter,

(L. S.) Pastor prim."

Karl Heinrich's Taufzeugen sind gewesen:

1. Herr Doctor Johann Gottfried Bönisch, Stadtphysikus und Stiftsarzt zu Camenz.

2. Frau Johanna Sophia, verehelichte Doctor Bönisch und

3. deren Jungfer Tochter, Ernestine Pauline Rosamunde Bönisch."

Außerdem ist uns auch eine Abschrift des Zeugnisses zugekommen, laut welchem besagter Karl Heinrich wegen seiner Schwächlichkeit von der Militairpflicht befreit worden ist. Dieses Zeugniß lautet verbotenus wie folgt:

Nummer 2.

„Karl Heinrich ist, weil er als völlig untüchtig zum Militairdienste befunden, von der Militairpflicht freigesprochen worden.

Budissin am 9. December 1836.

Rekrutirungs-Commission im ersten amtshauptmannschaftlichen Bezirke der Budissiner Kreis-Direction.

(L. S.) von Egidy.

Signalement.

Größe: 77 Zoll.
Haare: braun.
Augen: blau.

Nase: spitz.
Mund: proportionirt.
Besondere Kennzeichen: keine.
Gewerbe: Böttcherlehrling.

Camenz am 9. December 1836.

Der Rath daselbst.

Im Auftrage:

(L. S.) Goldberg, Registrator."

Vier Tage vor Ausstellung dieses Militair-Entlassungsscheines hatte sothaner Karl Heinrich in der Rathskanzlei zu Camenz, auf gerichtliches Befragen, nachfolgende wahr- und gewissenhafte Aussagen protokollarisch niedergelegt:

„Er wisse weder, wo er geboren, noch wer seine Eltern seien oder gewesen seien; nur so viel sei ihm bekannt, daß er als neugeborenes Kind nach Camenz gebracht, daselbst getauft, und nachher ungefähr ein Jahr hindurch, bei dem (jetzt verstorbenen) Stadtphysikus und Stiftsarzte Dr. Bönisch daselbst erzogen worden und daß die jetzt verehelichte Briefträgersfrau Linke hierselbst seine Amme gewesen sei.".

Weiter gab er an:

„Die Kosten für seine Erziehung und seinen Lebens-Unterhalt beim Böttchermeister Krause, zu Herzberg, habe bisher, so viel **ihm** darüber bekannt

geworden sei, Herr Stadtrichter Burkhardt in Neustadt-Dresden, welcher vom (obengedachten) Dürrhennersdorfer Revierförster Lodemann auch als sein Vormund bezeichnet worden sei, bestritten."

Auf wiederholtes Befragen, ob Karl Heinrich keinen Grund zu Vermuthungen über seine Herkunft habe, gab er Folgendes an:

„Er habe zeither immer geglaubt, daß der (verstorbene) Doctor Bönisch hierselbst sein Vater gewesen sei, weil sich derselbe seiner Erziehung mit ganz besonderer Sorgfalt und Thätigkeit angenommen, er auch bei Doctor Bönisch's Lebzeiten ungleich reichlichere Unterstützung genossen habe, als seit dessen Ableben der Fall gewesen sei."

„Ueber den Namen und Stand seiner Mutter vermöge **er** leider gar nichts anzugeben; nur so viel sei ihm von seiner ehemaligen Amme mitgetheilt worden, daß er in einer vierspännigen Equipage zu ihr hingebracht und eben so wieder von ihr abgeholt worden sei, und daß ihn seine ehemalige Amme mehrmals einer vornehmen, tief verschleierten Dame, welche sich in Gesellschaft der jetzt verwitweten Frau Doctor Bönisch auf dem Hutberge und an andern in der Nähe der Stadt Camenz gelegenen Orten befunden, habe vorstellen müssen; auch sei er in seinem

fünfzehnten Jahre (1831) mit seinem ehemaligen Pflegevater und Erzieher, dem mehrerwähnten Förster Lodemann, nach Bayern nnd zwar nach Böring bei Regensburg oder Straubing gereist, sei von seinem Begleiter dort der Besitzerin des Gutes, einer Tochter der Gräfin von Kielmannsegge*) und der eben daselbst zum Besuche angelangten Gräfin-Mutter vorgestellt, von Letzterer ziemlich freundlich aufgenommen und, nachdem er ungefähr acht Tage dort verweilt habe, mit fünf Thalern beschenkt huldreich entlassen worden."

„Ferner erinnere er sich, daß gedachter Förster Lodemann mehrmals mit ihm nach dem Rittergute Schmochtitz bei Bautzen gefahren sei und ihn dort der Gräfin von Kielmannsegge vorgestellt habe und daß er von Letzterer immer freundlich aufgenommen worden sei." — — —

Dieses ausführliche Protokoll ist von dem Camenzer Stadtrathe und verpflichteten Rathsprotokol-

*) Natalie Charlotte Ferdinandine von Kielmannsegge, geb. am 28. Juni 1803, ging in Bayern fast gleichzeitig mit ihrer Mutter zur katholischen Kirche über, wurde Stifts- sowie Ehrendame des bayrischen Theresien-Ordens und lebt seit einiger Zeit in Dresden. — Sie steht im Rufe, eben so geistreich und liebenswürdig wie ihre selige Mutter zu sein.

lanten Lade, genannt Ruick, und gleichzeitig auch von Karl Heinrich unterzeichnet.

Nach all' diesen gerichtlich documentirten Erörterungen und Angaben hat nun diese äußerst dunkle Geschichte mehr und mehr den Anschein gewonnen, daß „sothaner" Karl Heinrich wirklich ein unehelicher Sohn unserer Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge sein muß.

Allen aber, die trotz dieser unleugbaren Thatsachen noch immer geneigt sein sollten, dieses Factum zu bezweifeln, kann es sicher nicht gleichgiltig sein, zu erfahren, was dem Schreiber dieses Buches in Folge anderweitig angestellter Nachforschungen in Erfahrung zu bringen gelungen ist. Daß jener Karl Heinrich zweifelsohne ein natürlicher, außer der Ehe erzeugter Sohn unserer Gräfin ist und sein muß, geht am Klarsten und Unwiderlegbarsten aus einem fünffach versiegelten Schreiben des Camenzer Stadt-Physikus und Stiftsarztes Doctor Johann Gottfried Bönisch hervor, welcher kurz vor seinem Tode (das Sterbejahr und den Todestag desselben haben wir bis heute leider nicht ermitteln können) das eben erwähnte Schreiben (im Jahre 1830 oder 1831 ?) beim damaligen Stadtgerichte in Dresden mit der auf dem Couvert ausgesprochenen Bitte niedergelegt hatte, besagtes Schrei-

ben erst nach seinem Tode zu eröffnen, was denn auch geschehen sein muß. In diesem Briefe bekennt Dr. Bönisch, daß er am 16. September 1816 auf das Schloß Schmochtitz gerufen worden sei, um daselbst die von ihrem Gemahle geschiedene Gräfin Kielmannsegge von einem Kinde zu entbinden, das, am folgenden Morgen zu Camenz getauft, die Namen Karl Heinrich erhalten habe. Nachdem der Neugeborene gebadet und seiner gräflichen Mutter gezeigt worden sei, habe sie eine Locke von ihrem Kopfhaare abgeschnitten und diese ihrem unehelichen Sohne für spätere Zeit als Erkennungszeichen geschenkt. Dr. Bönisch habe alsdann den neugeborenen Weltbürger mit auf sein Pferd genommen und den Knaben zu seiner Frau und Tochter nach Camenz gebracht.

Unser freundlicher Leser wird sich erinnern müssen, daß Liesenberg oder Gott weiß wer, der zuerst die nähern Details über die geheimnißvolle Entbindung der Gräfin von ihrem muthmaßlichen, erst später so getauften Sohne Ernst Graf in Umlauf gebracht, dabei fast ganz dieselben Einzelheiten verbreitet hatte, woraus hervorgeht, daß Liesenberg oder Derjenige, der ihn dazu inspirirt haben muß, den erstgeborenen dieser beiden Knaben mit dem ein Jahr später zur Welt gekommenen Karl Heinrich entweder irrthümlich oder absichtlich ver-

wechselt oder Beide für einen und denselben Knaben gehalten haben mag.

Jenes vom Dr. Bönisch eigenhändig abgefaßte, bei Gericht deponirte und fünffach versiegelt gewesene Schreiben aber, dessen wir bereits in der von uns 1863 als Vorläufer dieses Romans erschienenen Brochure,*) Abschnitt VI., Seite 21, Erwähnung gethan hatten, muß sich noch heute in den Acten des königlichen Gerichtsamtes zu Dresden vorfinden. Wenn dies (schrieb ich damals) nicht der Fall ist, dann ersuche ich die ebengenannte Behörde, diese Angabe, welche mir von einem Augenzeugen der Ueberreichung jenes Briefes mitgetheilt worden ist, im Interesse der Wahrheit officiell widerlegen zu wollen. **Schweigen** würde in diesem Falle nach dem alten Rechtsgrundsatze: „Qui tacet consentit" wohl als ein Beweis der Bestätigung obiger Angabe anzusehen sein. — Und da nun das

*) „Die Gräfin Kielmannsegge und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I." (Dresden 1863) hatte in ganz Deutschland so großes Aufsehen gemacht, daß im Zeitraume von vier Wochen, nachdem sie zuvor stückweise in den 10,000 Auflage zählenden „Dresdener Nachrichten" abgedruckt gewesen, zwei Separat-Auflagen von 500 Exemplaren vergriffen waren.

königliche Gerichtsamt zu Dresden bis zum heutigen Tage (27. Juli 1864) ein unverbrüchliches Stillschweigen über jene Anfrage zu beobachten für gut gefunden hat, so glauben wir jetzt noch weit mehr wie damals berechtigt zu sein, die Angabe jenes Augenzeugen für vollkommen wahr und begründet halten und das Vorhandensein jenes Briefes in keiner Weise länger bezweifeln zu dürfen.

Als bald nach dem Tode des Dr. Bönisch die Geschichte jenes Briefes auch zur Kenntniß der Gräfin Kielmannsegge gelangt war, soll diese Dame, wie kurz darauf Liesenberg in Erfahrung gebracht haben will, zu ihrem Rechtsanwalte, Dr. Amandus Habakuk Storchschnabel, genannt Drillhaase, hingeeilt und ihn sofort um Rath befragt haben, was dagegen zu machen sei? — Nachdem sie ihm die Genesis, die Entstehung, Entwickelung und Fortpflanzung des von ihr als unwahr bestrittenen Gerüchtes ausführlich mitgetheilt und ihn zuletzt auch von dem Vorhandensein jenes nunmehr eröffneten Briefes in Kenntniß gesetzt hatte, rieb sich Dr. Drillhaase seelenvergnügt die juckenden Handteller und sprach im erbaulichen Tone eines erzpfiffigen Rabulisten:

— Im Grunde genommen kann jenes vom Dr. Bönisch bei Gericht deponirte Bekenntniß Alles, aber,

näher betrachtet, auch gar nichts gegen Sie beweisen. Dem Geständnisse des Todten ist weit weniger Glaubwürdigkeit als der beeideten Aussage eines lebenden Zeugen beizumessen.

— Und ganz so denke auch ich! erklärte die Gräfin.

— Ich will Ihnen auch sagen, warum? Die Aussage jenes Dr. Bönisch muß mir schon darum verdächtig erscheinen, weil er in diesem äußerst verwickelten Rechtsfalle aus mehr als Einem Grunde weit eher als strafbarer Mitschuldiger, wie als unbescholtener, glaubwürdiger Ankläger und Zeuge der von ihm selbst aufgestellten Behauptungen erscheint. Denn wer bürgt mir, fragte er voll rabulistischer Salbung, daß nicht Dr. Bönisch selbst der Vater jenes in undurchdringlichem Dunkel gezeugten Knäbleins ist, so da heißet Karl Heinrich?! Wer bürgt mir dafür, daß jene leichtsinnige Frauensperson, so da heißet Marie Helene Heinrich, nicht blos die „angegebene“, sondern auch die wirkliche, wahr- und wahrhaftige Mutter jenes anonym erschienenen Ablegers Karl Heinrich ist? Wer bürgt mir dafür, daß jener tugendsame Dr. Bönisch, der jetzt den Schlaf des Gerechten schläft, mit jener leichtsinnigen Marie Magdalene — Helene wollte ich sagen — einen geheim gehaltenen und darum doppelt strafbaren Umgang gepflogen und einzig und allein aus Furcht

vor seiner tugendsamen Ehegesponsin, Johanna Sophie, seinen Kopf geschickt aus der Schlinge gezogen und Sie, gerade Sie, zur sogenannten Mutter jenes Knaben gemacht habe, damit Letzterer durch Sie anständiger als durch die armselige Marie Helene ernähret und versorget werde, sprach Dr. Drillhaase und schob seine goldene Brille in die Höhe, um mit seinen lichtscheuen, klugblinzelnden Luchs- und Fuchsaugen die durch Verwunderung versteinerten Züge seiner gräflichen Klientin desto besser in Augenschein nehmen zu können. Nun, meine Gnädige, fragte Storchschnabel, was sagen Sie zu diesem Einfall?

— Ich finde ihn ganz ungewöhnlich genial.

— O, man ist fürwahr nicht auf den Kopf gefallen! Nicht umsonst hat man in Leipzig die Rechte eben so gut als die Linke studirt, um mit vollem Rechte Doctor beider Rechte zu sein! Jener Wisch, Madame, bedeutet gar nichts! behauptete Dr. Drillhaase mit echt muckerhafter Schadenfreude.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte sie.

— Ich glaube es zwar nicht ganz, doch könnte ich's im Nothfall beschwören! entgegnete der Rabulist mit unverschämter Frechheit.

— Und was also soll ich thun? fragte Frau von Kielmannsegge.

— Vorläufig gar kein Geräusch davon machen ...
— Und später? forschte sie neugierig weiter.
— Die Sache, wenn möglich, gütlich beilegen.

Allem Anscheine nach hatte sothaner Karl Heinrich die freiwillige Zusage einer monatlichen Unterstützung von acht Thalern, die er seit jener Zeit bezog, keiner andern Fürsprache und keinem günstigern Umstande als jenem klugen Rathschlage Dr. Drillhaasen's zu verdanken, der, wie Liesenberg wissen wollte, „jene ziemlich schmutzige Geschichte" auf diese Weise zur Zufriedenheit der Mutter und des Sohnes in's Reine gebracht und für die Aplanirung dieser Sache, für das Ebnen dieses krummen Weges, von der Gräfin ein Geschenk von hundert Friedrichsd'or erhalten haben soll. — Ein pfiffiger Rabulist pflegt in gewissen oder, richtiger gesagt, ungewissen Rechtsfällen oft weit größere Dienste zu leisten, als der klügste Rechtsconsulent, und wohl nur darauf mag sich jener Ausspruch Boccaccio's beziehen, welcher die Behauptung aufgestellt hat, daß ein aufgeweckter Esel oft mehr werth sei, als ein schwachköpfiger Gelehrter oder rechtschaffener Vielwisser.*) — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

*) „E meglio un asino vivo che un'dottore morto."

Zu den zahllos vielen Gerüchten, welche fast um dieselbe Zeit Liesenberg und andere Feinde der maßlos angefeindeten Gräfin in Cours gebracht hatten, gehörte u. A. auch das on dit, daß sie bald nach der im Jahre 1815 erfolgten Scheidung von ihrem zweiten Gemahle, Grafen Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge, nach Einigen zu Augsburg, nach Andern zu München durch die geistige Vermittelung des Professors Sailer*) katholisch und bald darauf, auf vielfaches Andringen des seligen Probstes in Z. bei Muskau, wieder protestantisch geworden sei. Beides aber erlauben wir uns, wenigstens so lange bezweifeln zu dürfen, bis wir Belege dafür in Händen haben; so viel jedoch ist gewiß, daß Gräfin Kielmannsegge mit dem ebengenannten Theologen Sailer lange Zeit hindurch in sehr lebhaftem Briefwechsel stand.

*) Johann Michael Sailer, geb. zu Arsting im bayer'schen Isarkreise am 17. November 1751, Professor der Theologie und Ethik an der damaligen Universität zu Dillingen, seit 1784, später zu Ingolstadt und Landshut, wurde 1821 erster Dom-Kapitular zu Regensburg, ein Jahr darauf Bischof von Germanicopolis, wie auch General-Vicar des Bisthums Regensburg, und 1829 Bischof von Regensburg. Er starb daselbst am 20. Mai 1832. Eine seiner gediegensten Schriften war unter dem Titel: „Das Auge Gottes" schon im Jahre 1813 zu Bregenz erschienen.

Es ist hier der rechte Platz, noch einiges Nähere über die Scheidung der Gräfin vom Grafen Kielmannsegge einzuschalten, das uns, erst unlängst, aus ganz zuverlässig guter Quelle aus Leipzig mitgetheilt worden ist. Nach dieser Quelle soll nicht die Gräfin, sondern ihr Gemahl, welcher dazu mehr als Einen triftigen Grund gehabt haben will, auf gerichtliche Trennung angetragen haben. Ueber die Scheidung selbst befinden sich in der Leipziger Superintendentur zwei ziemlich dickleibige Akten-Fascikel, welche nach Aussage Dessen, dem vor Jahren ein günstiger Zufall eine kurze Einsicht in diese Akten gestattet hatte, eine Unmasse beinahe unglaublicher Thatsachen und Verdachtsgründe enthalten sollen. Da uns die Benutzung dieser Akten leider nicht zur Verfügung stand, so können wir auch nichts daraus mittheilen; doch hoffen wir, das Versäumte später in einer Einzelschrift nachholen zu können.

Wir kehren zu ihrem Gemahle zurück.

Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge war schon drei Jahre geschieden, als er am 13. October 1818 — damals einundvierzig Jahre alt — einen neuen Ehebund mit einem Fräulein Davide Magdalene von Hedemann schloß. Geboren am 26. Januar 1787 war diese Dame fast zehn Jahre jünger als ihr Ge-

mahl, welcher damals, wenn wir gut unterrichtet sind, hannover'scher Obrist und einer der vertrautesten Freunde des Herzogs von Cambridge gewesen war. — Adolphus Frederik, Herzog von Cambridge, Graf von Tipperary und Baron von Culloden, siebenter Sohn König Georg's III. von Großbritannien, geboren zu London am 24. Februar 1774, hatte als Student die Universität Göttingen besucht, und dann 1793 den Feldzug gegen die Republik Frankreich mitgemacht; er war am 16. September, nach der Schlacht bei Hondschoten, in französische Gefangenschaft gerathen und einzig und allein durch den persönlichen Muth des damaligen Ober-Lieutenants Grafen von Kielmannsegge daraus befreit worden. — Nach seiner Volljährigkeit zum Obristen und gleichzeitig auch zum Peer ernannt, war der Herzog von Cambridge im Jahre 1803 nach Hannover geschickt worden, um die Vertheidigung des Kurfürstenthums zu leiten, hatte aber bald darauf den Oberbefehl an General Ludwig Georg Thedel Grafen von Walmoden-Gimborn abgetreten und sich — wir wissen nicht zu sagen, warum? — nach London zurückgezogen. Nach dem Sturze Napoleon's am 24. October 1816 zum Feldmarschall und General-Statthalter Hannover's ernannt, hatte er sich am 7. Mai 1818 mit der Prinzessin Auguste von Hessen-Kassel vermählt, erhielt eine jährliche Annuität von 30,000

Pfund Sterling und residirte abwechselnd zu Hannover und im Schloß Montbrillant bei Hannover. Ein leidenschaftlicher Freund der Musik und ein schwärmerischer Verehrer der Schauspielkunst, geruhte er — wie sein ältester Bruder König Georg IV. — sich mit ganz besonderer Vorliebe für Theater-Prinzessinnen zu begeistern. — Der Falstaff dieses eben so lustigen, als galanten Heinrichs, welcher zufällig Adolphus hieß, war Graf Kielmannsegge, der Seine Königliche Hoheit, welche 1831 nach den Göttinger Unruhen sich zum Vice-König von Hannover ernannt sah, stets bei heiterer Laune zu erhalten verstand, wofür der Graf ohne besonders hervorragende Verdienste nach und nach bis zur Würde eines königlich hannover'schen General-Lieutenants und zu der Rangstufe eines Staats- und Kriegs-Ministers emporstieg. — Während nach dem am 20. Juni 1837 erfolgten Ableben König Wilhelm's IV., der Herzog von Cumberland Ernst August, den hannover'schen Königsthron bestieg, legte Prinz Adolphus Frederik seine Stelle als Vice-König nieder und kehrte nach England zurück.*)

*) Dort starb er sechsundsiebenzig Jahre alt, am 8. Juli 1850. Sein Falstaff überlebte ihn sechs Jahre. Graf Kielmannsegge starb am 19. August 1856. Seine Witwe, glauben wir, lebt noch.

Als Gräfin Kielmannsegge durch die Zeitungen den Tod ihres zweiten Gemahls erfuhr, soll sie, zerknirscht, in Thränen ausgebrochen sein und zu ihrer Tochter Natalie gesagt haben:

— Es wäre für ihn und für mich doch wohl besser gewesen, wenn wir uns nicht getrennt hätten. Erst jetzt, wo es freilich zu spät ist, begreife ich, daß er besser als Mancher seines Gleichen gewesen war. Seine Asche ruhe in sanftem Frieden!

— Amen! sprach händefaltend deren Tochter Natalie. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir ziehen die Siebenmeilen-Stiefel des altdeutschen Märchens an und legen mit Hilfe derselben die ziemlich hübsche Strecke von Reisewitz nach Parma im Handumdrehen zurück.

Dort lebte die Witwe Napoleon's und des Grafen von Neipperg, nach dem Tode des Letztern abgeschieden von aller Welt, in den öden Mauern ihres Schlosses, in welchem sie sich niemals heimisch gefühlt zu haben schien.

Napoleon, dem bis zu seinem Tode das Benehmen seiner Frau gänzlich fremd geblieben war, hatte noch wenige Tage vor seinem Ende zu seiner Exils-Gefährtin, Gräfin Bertrand, gesagt:

— Seien Sie überzeugt, daß Marie Louise, wenn sie bisher keinen Schritt gethan hat, mir die Leiden meiner Gefangenschaft zu erleichtern, sich nur darum so passiv verhält, weil sie von österreichischen Spionen umgeben ist, die sie verhindern, irgend etwas von Allem, was ich auf Sanct-Helena schmachvoll erdulden muß, jemals in Erfahrung zu bringen. Wüßte sie, wie sehr ich leide, dann würde sie zu mir eilen, um mich zu trösten, denn Marie Louise ist die Tugend selbst!

„Süßer Wahn, welcher das Ende des Helden, wie sein neuester Biograph Rapetti sagt, minder grausam gemacht.“

— Ich hatte zwei Frauen, sagte Napoleon zur Gräfin Bertrand. Beide waren zwei ganz verschiedene Naturen. Die Eine (Josephine) war Kunst und Grazie; die Andere (Marie Louise) war Natur und Unschuld.

Andere, welche beide Frauen ebenfalls gekannt, haben die Eine mit einem sonnenhellen Frühlingstage, die Andere mit einer kalten Winternacht verglichen. Niemand hat der Letztern mehr geschmeichelt, als Herr von Lamartine.*)

Marie Louise starb, sechsundfünfzig Jahre alt,

*) Seine Schilderung Marie Louisens findet sich im zweiten Bande, Seite 49, unserer Erzählung.

am 18. Dezember 1847 in ihrer Vaterstadt Wien, und ihre irdische Hülle wurde, wie jene ihres Sohnes, des Ex-Königs von Rom, in der dortigen Kapuzinerkirche beigesetzt.

Ihr letztes Wort war der Name des ersten Menschen: sie starb, Adam auf den Lippen.

Requiescat in pace!

Zwölftes Kapitel.

Wir beeilen uns, in diesem Abschnitte Dasjenige zusammenzustellen, was über den am 20. Juli 1814 gestorbenen Grafen Camillo Marcolini, über dessen Familie und über dessen Palais nachträglich zu unserer Kenntniß gelangt ist.

Graf Camillo Marcolini, der im Jahre 1768 Kammerherr, am 21. Januar 1769 Kämmerer, 1772 wirklicher Geheimer Rath, 1778 Oberkammerherr, 1780 General-Director der vom Kurfürsten Friedrich Christian 1763 gestifteten Akademie, am 1. November 1799 Oberstallmeister und gleich darauf Cabinetsminister König August's des Gerechten geworden war, hatte sich im Jahre 1782 (?) mit der Gräfin Maria Anna O'Kelly vermählt, die ihm, so viel uns bekannt ist, nur einen einzigen Sohn geschenkt haben, welcher Peter hieß und von Geburt aus etwas blödsinnig gewesen sein soll.

Aber desto klüger war sein Vater. Bei dem bekannten Fürstenfeste zu Pillnitz im Jahre 1792 erhielt

er vom Kaiser von Oesterreich eine Dose im Werthe von zehntausend Thalern. — Der dicke König von Preußen schenkte ihm einen seiner magern Orden. — Graf Marcolini sammelte sich große Reichthümer. Wie leicht ihm dies wurde, geht u. A. auch schon daraus hervor, daß er — wie offizielle Rechnungen nachweisen — beim Zwingerbau, ohne irgend etwas zur Herstellung oder Erhaltung desselben beizutragen, jährlich 5 bis 6000 Thaler in seinen Beutel strich.

Wäre zu der Zeit, als am 19. October 1813 die verbündeten Monarchen, Kaiser Alexander I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, in Leipzig einzogen, Graf Marcolini dort bei Friedrich August dem Gerechten gewesen, würde sich vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, Manches für Sachsen weit günstiger gestaltet haben.

Eine Stunde vor dem Einzuge der beiden obengenannten Monarchen war der Kronprinz von Schweden, Karl Johann (Bernadotte), ihnen vorausgeeilt, um sich zum Könige von Sachsen zu begeben und denselben zu bewegen, seinen beiden Feinden entgegenzukommen und sie durch diese Aufmerksamkeit zu begütigen. Friedrich August aber, der eben so hartnäckig als gerecht gewesen war, hatte davon durchaus nichts hören wollen. Nachdem Alexander und Friedrich Wilhelm in

Leipzig eingezogen und von der Katharinenstraße über den Rathhausmarkt geritten waren, hatten sie vor dem sogenannten Königshause am Eingange der Grimmaschen Straße ein Paar Augenblicke absichtlich Halt gemacht, in der sichern Erwartung, daß Friedrich August, dessen Schicksal nun in ihren Händen lag, sie wenigstens vom Fenster aus begrüßen werde. Der König hatte dies nicht gethan. Darüber aufgebracht, waren beide Souveraine dann weiter geritten. Die Folgen jener Hartnäckigkeit sind bekannt. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Vom Grafen Marcolini, der (wie schon früher erwähnt) seine fünfundsiebenzigjährige Laufbahn zu Prag beschlossen hatte, existiren zwei Kupferstiche von Gregori und Seiffert, von denen das eine Portrait fast so selten als das Andere ist; außerdem kennen wir auch ein von Joseph Grassi (?) gemaltes Oelbild, welches eine der schönsten Zierden des Leipziger Museums ist. Das Bild der Gräfin Marcolini hat Johann Heinrich Schmidt gemalt und Karl Gottlob Rasp im Jahre 1787 in Kupfer gestochen. Das Todesjahr der Gräfin haben wir bis heute leider nicht ermitteln können; eben so wenig ist uns bekannt, wann ihr einziger (?) Sohn Peter gestorben ist.

Das Palais, das noch heutzutage den Namen seines ehemaligen Besitzers trägt und seit 1850 das allgemeine Krankenhaus ist, war ursprünglich vom Fürsten Albert von Sachsen-Teschen, dem Schwiegersohne der Kaiserin Maria Theresia, angelegt und verdankt seine Vergrößerung und Verschönerung dem zweiten Besitzer, Grafen Heinrich Brühl, der am Ende des Gartens von dem italienischen Bildhauer Mattielli u. A. eine Cascade anlegen ließ, die allein über 80,000 Thaler gekostet haben soll.

Am 6. October 1760 hatte im Brühl'schen Garten-Palais (wie es damals hieß) der Prinz von Zweibrücken sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Am 9. Mai 1761 bezog es der Bruder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich von Preußen.

Am 3. August 1763 wurde daselbst das Fest des polnischen Adler-Ordens gefeiert.

Gleich nach dem Tode des Grafen Brühl erstand es Graf Marcolini, der es im Jahre 1776 theils erweitern, theils noch mehr verschönern ließ.

Nach dem Ableben des Grafen Camillo ward das Marcolini'sche Palais nebst einem großen Theile des höchst werthvollen Mobiliars vom Kaufmann Werner angekauft, der dafür nicht mehr als 22,000 Thaler

(den kaum fünften Theil des ursprünglichen Werths) bezahlt haben soll.

Ueber die Versteigerung des andern Theils jenes äußerst kostbaren Inventars berichtet uns ein ehemaliger Diener des Grafen, Herr K. G. Schöne, gegenwärtiger Director des Dresdener Spar- und Credit-Vereins, nachfolgende, gewiß nicht uninteressante Einzelheiten:

„Als die große Versteigerung des kostbaren Mobiliars des Marcolini'schen Palais stattfand, bezeichnete mir Gräfin von Kielmannsegge, welche sich unter dem kauflustigen Publikum befand, zwei Klingelzüge als Solche, welcher sich Napoleon während seines Aufenthaltes im gedachten Palais eigenhändig bedient haben soll, um mittelst des Einen nach dem höher gelegenen Militär-Bureau und mittelst des Andern nach seinem ersten Kammerdiener Marchand zu läuten. — Die Gräfin rieth mir, diese Klingelzüge als geschichtliche Reliquien zu erstehen, in Folge dessen ich mich noch heute im Besitze derselben befinde. — Die Gräfin selbst wünschte, ein Stück von den Möbeln, deren sich der Kaiser in dem von ihm bewohnten, zu ebener Erde gelegenen Cabinet (dem jetzigen Conferenzzimmer der Aerzte des Stadtkrankenhauses) bedient hatte, zu erstehen. Sie bezeichnete mir u. A. einen großen Jagd-

gewehrschrank von Rosenholz mit Spiegelglasthüren und ertheilte mir, weil sie vor der Ausbietung dieses Gegenstandes sich entfernen wollte, den Auftrag, diesen Schrank, sollte er nicht zu einem übertrieben hohen Preise emporgesteigert werden, für ihre Rechnung anzukaufen. Auf mein letztes Gebot von 407 Thalern wurde ich von einer hiesigen Handelsfrau W. überboten und trat zurück, weil jener Schrank nach meiner Beurtheilung kaum 300 Thaler werth zu sein schien. Als ich der Gräfin darüber Bericht erstattete, billigte sie vollständig, daß ich nicht mehr geboten, und schickte schon am andern Morgen jene vierhundert Thaler, die sie zum Ankaufe jenes Schranks bestimmt hatte, nach dem sächsischen Erzgebirge an ein Hilfs-Comité, welches sich dort wegen der daselbst ausgebrochenen Hungersnoth gebildet hatte."

Dieser schöne Zug macht ihrem Herzen Ehre und versöhnt uns einigermaßen mit dem mitleidslosen Kaltstellenlassen ihres unehelichen Sohnes Karl Heinrich.

Derselbe Gewährsmann schreibt uns in Bezug auf Liesenberg:

„Auch mit dem von Ihnen mehrfach genannten Tischlermeister Liesenberg, mit welchem ich in seinem Hause (Heinrichstraße Nr. 2) zusammengewohnt hatte, war ich persönlich ziemlich genau bekannt gewesen.

Dieser Liesenberg, welcher, durch Heirath einer wohlhabenden Witwe, der Besitzer dieses Hauses geworden war, zählte zu seinen Kunden viele Herrschaften ersten Ranges hiesiger Stadt und befand sich in ganz leidlichen Vermögensverhältnissen so lange, bis er durch den Ausbau der hiesigen Synagoge, bei welcher er Arbeiten im Accord übernommen hatte, nach seiner eigenen Aussage durch Wucherer, in deren Hände er gefallen war, so tief in Schulden gerieth, daß er zur Befriedigung seiner Gläubiger sein Haus und sein sämmtliches Mobiliar veräußern mußte und zuletzt mit seiner zweiten Frau, einer verwitwet gewesenen Kaufmann Koch, von Dresden nach Neschwitz auf das Gut des Grafen Riesch zog, von welchem er das sogenannte Gnadenbrot erhielt. Sein trauriges Dasein endete er dort als — Nachtwächter."

„Dieser Liesenberg (fährt unsere Quelle fort) sprach oft und gern vom Kaiser Napoleon I, und wiederholt hörte ich von ihm auch den Namen der Gräfin Kielmannsegge nennen, welche ich zu jener Zeit noch nicht gekannt hatte."

Später, als Schreiber dieser Mittheilung auch die Bekanntschaft der Gräfin Kielmannsegge gemacht und ihr erzählt hatte, daß Liesenberg öfters deren Namen genannt habe, konnte er nur so viel von ihr erfahren,

daß sie sothanen Liesenberg als einen braven Mann kennen gelernt und daß er, ihrer Ansicht nach, wohl ein besseres Loos verdient habe.

Jedenfalls war dies nur Ironie gewesen.

„Gräfin Kielmannsegge (schließt Herr Schöne seine Mittheilung an uns) sprach gern und viel, aber stets mit glühender Bewunderung und tiefinnigster Verehrung vom Kaiser Napoleon, den sie (wie uns ein Anderer gemeldet hat) in einem ihrer Briefe an ihn „l'étoile de ma vie“ (den guten Stern ihres Lebens) genannt hatte.

Selbst auf Sanct-Helena soll Napoleon sich mehr als Ein Mal ihrer erinnert und zu seinem nunmehr verstorbenen Kammerdiener und Landsmann Santini*) geäußert haben:

— Ich wünschte, Gräfin Kielmannsegge wäre hier!

Auf Santini's Frage, wer diese Dame sei, soll Napoleon erwiedert haben:

*) Erst im Jahre 1853 ließ der Ehrenhüter des Napoleon'schen Grabhügels auf Sanct-Helena unter dem Titel „De Sainte-Hélène aux Invalides“, die „Souvenirs de Santini, gardien du tombeau de l'empereur Napoléon Ier“ mit einem einleitenden Briefe des Grafen Emanuel de Las Cases in Paris an's Licht treten. Diese Erinnerungen sind ziemlich neu und interessant, wie Alles, was die Persönlichkeit Napoleon's I. betrifft.

— Sie ist eine deutsche Schwärmerin, die, eine weit bessere Französin als tausend Andere, mich abgöttisch verehrt hat und deren geistreichem Umgang ich in Dresden manche glückliche Stunde zu verdanken hatte. Ob sie wohl noch leben mag?!

— Ich werde Erkundigungen einziehen lassen, versprach Santini.

Dieser Corse pflegte Wort zu halten. Noch an demselben Tage schrieb er einem seiner Pariser Freunde, derselbe möge durch die französische Gesandtschaft in Dresden Erkundigung über „une certaine comtesse Killmanseck“ einziehen lassen und sich beeilen, ihm so bald als möglich etwas Näheres über sie mitzutheilen. Fünf Monate später erhielt Napoleon durch Santini die Nachricht, daß die „certaine comtesse“ noch am Leben sei.

— Das freut mich! sprach der Kaiser. Diese Frau werde ich niemals vergessen, gestand Napoleon und geruhte, in Erinnerungen der Vergangenheit schwelgend, die Spitzen seiner Finger zu küssen.

Beweis, daß die Gräfin ihm nicht gleichgiltig gewesen sein muß, und daß er in seinem Herzen eine dankbare Rückerinnerung an sie bewahrt zu haben schien.

Dreizehntes Kapitel.

Wir kehren zu Ernst Graf und unserer Brochure zurück.

Im Jahre 1857 erschien im Selbstverlage des Verfassers (gedruckt zu Dresden bei E. Blochmann und Sohn) unter dem Titel:

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf,
oder
das noch seit dem Jahre 1830 ungelöste Räthsel
für's Königreich Sachsen
im Jahre 1857,

eine sechszehn Seiten starke Brochure, die damals in und außerhalb Dresden großes, allgemeines Aufsehen gemacht hatte.

Eines der beiden Motto's, womit das Titelblatt jener Flugschrift geschmückt ist, lautet: „So lange man mir nicht widerlegt, so lange werde ich nicht widerrufen!" (Dr. Martin Luther.)

Diese Brochure war, wie der Verfasser derselben, Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, im Ein=

gange derselben erzählt, von der königlichen Polizei-Direction unter dem Präsidium des Herrn von Pflugk mit Beschlag belegt und, auf Grund der §§. 128 und 313*) des königlich sächsischen Strafgesetzbuchs, zur Entscheidung an die königliche Staatsanwaltschaft in Dresden abgegeben worden. Letztere aber hatte darin

*) Die beiden darauf bezüglichen Paragraphen des Strafgesetzbuchs lauten wie folgt:

Artikel 128. Staatsgefährliche Schmähungen.

Oeffentliche Mittheilungen, (Artikel 125) durch welche die Regierung, öffentliche Behörden oder staatsrechtlich bestehende Körperschaften oder einzelne Berufshandlungen dieser öffentlichen Organe einer tadelnden Kritik unterworfen werden, sind strafbar:

a) wenn sie mit Erdichtung oder geflissentlicher Entstellung verbunden sind;
b) wenn dabei den genannten Organen Beweggründe oder Absichten unterlegt oder Eigenschaften oder Benennungen beigelegt werden, welche im Publikum Haß oder Verachtung gegen dieselben zu erregen geeignet sind.

Artikel 313. Täuschungen in Hinsicht auf persönliche Verhältnisse.

Die Erdichtung eines eigenen persönlichen Verhältnisses in rechtswidriger Absicht zieht als solche Geldstrafe bis zu zweihundert Thalern oder Gefängnißstrafe bis zu zwei Monaten nach sich.

keinen Grund zur strafrechtlichen Verfolgung gefunden, weshalb die mit Beschlag belegte Schrift wieder freigegeben und dem Verfasser derselben nachfolgendes Zeugniß ausgefertigt worden war:

„Daß gegen Ernst Ludwig Wolf Graf wegen der im Selbstverlage desselben herausgegebenen Brochure:
„Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, oder das seit dem Jahre 1830 ungelöste Räthsel für's Königreich Sachsen im Jahre 1857",
welche von Seiten der hiesigen Königlichen Polizei-Direction zunächst im Hinblick auf Art. 128 und 313 des Strafgesetzbuchs mit Beschlag belegt worden, diesseits strafrechtlich nicht zu verfahren gewesen und daher genannte Flugschrift Seiten der Königlichen Polizei-Direction wiederum freigegeben worden ist, wird durch gegenwärtiges

Zeugniß

auf diesfallsiges Suchen Graf's bescheinigt.

Dresden am 26. October 1857.

Der Königl. Staatsanwalt allda

(L. S.) Metzler.

Spörlin."

Aber trotz der darauf erfolgten Freigabe dieser Schrift gehört sie seitdem zu den bibliographischen Seltenheiten und verdient schon aus diesem Grunde,

wenigstens stellenweise, aus dem Moder der Vergangenheit an's Licht der Gegenwart gezogen zu werden.

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, erzählt in seiner Brochure (Seite 10) unter der Aufschrift „Licht in mein Dunkel" nachfolgende Episode:

„Vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 lebte ich ruhig, als Bürger meinen Geschäften nachgehend, in Dresden. Da kam das Jahr 1848, das mich aus meiner Ruhe emporschüttelte und mir Licht zu bringen schien in mein dunkles Dasein. Im Monat November des genannten Jahres wollten mich zwei in Dresden befindliche Franzosen veranlassen, *) unter Darbietung ziemlich vielen Geldes mit ihnen gemeinschaftlich eine Reise nach Straßburg zu unternehmen, indem sie mir zu verstehen gaben, dort würde ich erfahren, wer meine Eltern seien, auch daß ich nicht nach Dresden, wohl aber nach Frankreich gehöre. Allein ich konnte mich zu dieser Mitreise nicht entschließen, zumal Beide höchst geheimnißvoll und schnell unbedingte Mitreise verlangten. —

Nichts ereignete sich in diesem Jahre weiter; doch im folgenden, gegen Ende März 1849, geschah es, daß

*) Es ist schade, daß er die Namen jener beiden Franzosen verschwiegen hat.

der französische Gesandte, Graf Reinhard, und die Dresdener Polizeibehörde, welche mit einer in Dresden angezettelten französischen Verschwörung alle Hände voll Arbeit hatten, um eines an der Spitze jener Verschwörung stehenden angeblichen Sohnes des Kaisers Napoleon habhaft zu werden, mich, den Heimath- und Namenlosen, ohne Weiteres in Untersuchung zogen. —

Nach einer dreistündigen Unterredung oder vielmehr Untersuchung, welche im französischen Gesandtschafts-Hôtel unter persönlicher Leitung des oben erwähnten Gesandten stattfand, ergab es sich, daß ich an jener Verschwörung nicht den geringsten Antheil hatte. Dabei aber wurde mir zu verstehen gegeben, daß ich mich mittelst eines Bittgesuchs an Se. Kaiserliche Hoheit, den damaligen Prinz-Präsidenten Louis Napoleon, wenden und bei ihm um eine Unterstützung nachsuchen möchte; man wolle dieses Gesuch befürworten und es mit jenem nunmehr erledigten Verschwörungsberichte gleichzeitig nach Frankreich abgehen lassen. — Die Ueberreichung dieses Gesuches geschah am 31. März 1849, nachdem mir nochmals versichert worden war, daß ich binnen kurzer Zeit einer günstigen Resolution entgegensehen dürfe. — Doch die bald darauf erfolgte Abberufung des französischen Gesandten Reinhard aus Dres-

den machte, daß diese Angelegenheit nichts weiter von sich hören ließ. — Ein Jahr später (1850) wendete ich mich per Post nochmals an Se. Hoheit den Prinz-Präsidenten Louis Napoleon; allein auch dieser Schritt war vergeblich."

Seite 11 heißt es weiter:

„Von verschiedenen Seiten wurde ich nun aufgefordert, selbst nach Paris zu reisen. Namentlich waren es Portraitmaler, welche mich in den ausgesprochenen Muthmaßungen über meine Geburt bestärkten. Sie hatten nämlich eine auffallend große Aehnlichkeit zwischen mir und dem Kaiser Napoleon gefunden, in dem Profile des Gesichtes, dem Bau des Kopfes, in den Dimensionen und Proportionen von Hals und Füßen, sowie der Brust, so daß es gleichsam den Anschein hatte, als habe die Vorsehung den beiden Naturen einen unläugbaren Stempel der (Familien-)Aehnlichkeit aufdrücken wollen.*)

*) Der Erste, dem die frappante Aehnlichkeit zwischen Ernst Graf und Napoleon I. aufgefallen sein soll, war kein Anderer, als der französische Gesandte Graf Reinhard, Sohn Karl Friedrich Reinhard's, der von Ludwig XVIII. im Jahre 1814 gegraft worden war. Reinhard's Vater (geb. im württembergischen Dorfe Schorndorf am 2. October 1761) starb zu Paris am 25. Dezember 1837. Sein Sohn lebt noch.

Hierzu kam noch, daß mein ungefähres Alter und die von da constatirte Zeit meiner Geburt genau mit der Zeit zusammenfällt, wo der Kaiser Napoleon in Dresden gewesen war. Und konnte denn nicht auch aus politischen Gründen und Rücksichtsnahmen ein natürliches Kind des großen Mannes, wohl auch ohne dessen Verschulden, dem Zufalle Preis gegeben worden sein, besonders da in dem Zeitpunkte meiner Geburt, welche mit jener Epoche zusammenfällt, wo des großen Kaisers Stern unterging, ganz Europa bemüht gewesen war, Alles, was an ihn erinnern konnte, zu entfernen; konnte da nicht auch die Dame hohen Ranges sich bewogen gefunden haben, sich eines lebenden Andenkens an ihn zu entledigen?! Dies Alles in's Auge gefaßt, ließ keine Unmöglichkeit und keinen Zweifel übrig, daß die Muthmaßungen über meine Geburt gegründet seien; daher es mir denn auch rathsam erschienen war, selbst nach Paris zu reisen.“

Am 15. November begab sich Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, nach Paris und langte dort am 22. desselben Monats an.

„Mein erster Gang daselbst war nach der k. sächsischen Gesandtschaft, um diese unter Vorlegung meiner Legitimation zu ersuchen, mir zu einer Audienz bei Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Louis Napoleon be-

hülflich zu sein. Allein dies ging nicht so leicht, wie ich's geglaubt hatte. Zuvörderst wurde mir entgegnet, daß die hohe Gesandtschaft sich in dieser meiner Angelegenheit von der k. sächsischen Regierung zuerst genaue Instruction erbitten müsse. Letztere könne erst in ungefähr acht bis zwölf Tagen eintreffen, während dieser Zeit aber sollte ich nichts unternehmen.

Die Zeit verstrich, die Instruction kam nicht."

„Am 13. Januar 1852 (erzählt Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, in seiner Schrift, Seite 12) befand ich mich vor dem Invalidendom, den militairischen Exercitien beiwohnend, welche unter Kanonendonner als letzte Ehrenbezeugung dem (am 26. November 1851 hingeschiedenen) Marschall Soult, Herzoge von Dalmatien, bei seiner feierlichen Beerdigung dargebracht wurden. Da tritt plötzlich ein mir unbekannter Herr auf mich zu und gibt mir eine Karte mit den Worten:

„Sie wollen das Grab Ihres Vaters sehen; gehen Sie mit dieser Karte zum Minister Morny; der Eintritt zum Grabmale des Kaisers wird Ihnen dann sicher gestattet werden."

Und dieses that er denn auch und erhielt, freilich erst nach längern Umständen und erst aus dritter Hand,

die schriftliche Erlaubniß, das Grabmal des großen Kaisers (seines angeblichen Vaters) besuchen zu dürfen.

Dies hatte sich am 14. Januar des Jahres 1852 zugetragen.

Sieben Tage später war von Dresden eine Instruction eingelaufen, deren Inhalt ungefähr folgendermaßen lautet:

„Die meinetwegen angestellten Erörterungen hätten viele Zeit in Anspruch genommen und lange auf sich warten lassen. Die hohe Gesandtschaft könne sich zwar nicht direct für mich zum Behufe der Erlangung einer Audienz bei Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Louis Napoleon verwenden, indem meine Angelegenheit nicht Staats-, sondern nur Familiensachen betreffe; wohl aber wolle sie (die Gesandtschaft), da zu erwarten stehe, daß es mir bei meiner Mittellosigkeit an Geld und Gelegenheit fehlen möchte, Etwas für mich selber zu unternehmen, mich thunlichst mit Geld unterstützen und, falls ich guten Raths oder zu meinen Unternehmungen eines Sachwalters benöthigt sein sollte, wolle die königlich sächsische Regierung den dazu nöthigen Kostenaufwand für mich bewilligen." *)

*) Auf die Grundlagen einer Polizei-Directorial-Auslassung soll Herr von Beust dem sächsischen Gesandten in Paris eine Instruction ertheilt haben, kraft welcher Napoleon Buona-

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, erhielt nun vom sächsischen Gesandten, Freiherrn Albin von Seebach, eine Geldunterstützung und in der Person eines Herrn M. Fischer, (wohnhaft zu Paris, Straße Saint-Denis Nr. 303) einen Sachwalter, dessen Hilfe Graf aber nicht in Anspruch nahm, sondern sich direct an den Prinzen Louis Napoleon wandte, sich für einen natürlichen Sohn des Kaisers ausgab und den Neffen des großen Onkels um eine Unterstützung bat.

Die Antwort, die auf sein Gesuch erfolgte, lautet (nach Seite 13 der Brochure) wörtlich wie folgt:

Präsidentschaft der Republik.

General-Secretariat, Vorstadt St. Honoré Nr. 53.

Paris den 7. Februar 1852.

Mein Herr.

„Ich bedauere, Ihnen eröffnen zu müssen, daß es nicht möglich ist, Ihrem an den Präsidenten der Re-

parte, genannt Ernst Graf, während seines zwölfwöchentlichen Aufenthalts in Paris täglich eine Unterstützung von 5 Francs erhielt. Außerdem wurde ihm das Anerbieten gemacht, sich zum Behufe der Verfolgung der ihm im Jahre 1849 in Aussicht gestellten Unterstützung eines dortigen Sachwalters bedienen zu können auf Unkosten der sächsischen Regierung, was, beiläufig erwähnt, von Seiten der letztern gewiß mehr als human gewesen ist.

publik gerichteten Gesuche, welchen Antheil auch Ihre Lage zu verdienen scheint, einen günstigen Erfolg zu verschaffen. Die Geringfügigkeit der Summen, über welche der Präsident gegenwärtig für Unterstützungszwecke verfügen kann, und die unglücklicher Weise sehr beträchtliche Anzahl von Personen, welche jeden Tag seine Mildthätigkeit anrufen, erlauben ihm nicht, sie auf alle Unglücklichen, welche seines Mitgefühls würdig sind, auszudehnen. — Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Der General=Secretair: A. Chevalier."

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, reicher an Erfahrung, aber desto ärmer an Hoffnung, sah sich nun genöthigt, Paris verlassen und nach Dresden zurückkehren zu müssen. Hier begab er sich zum Staatsminister, Freiherrn von Beust, um demselben für die ihm von Seiten der sächsischen Regierung zu Theil gewordene Fürsorge und Unterstützung in Paris seinen Dank abzustatten. Herr von Beust aber fragte ihn:

— Wer hat Sie denn eigentlich mit den nähern Verhältnissen und mit dem dunkeln Geschick Ihres Lebens so bekannt gemacht? Nicht wahr, wohl nur der Herr P(olizei=) D(irector) v(on) O(pell)?

„Durch diese Worte von Neuem in der Aechtheit meiner Vermuthungen bestärkt, suchte ich sofort von

dem eben genannten Herrn von Opell mehr zu erfahren“, erzählt Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, in seiner Schrift (Seite 14).

„Herr von Opell aber empfing mich ziemlich kalt und fertigte mich mit den Worten ab:

„Ich kann nicht begreifen, wie Dich der Herr Staatsminister von Beust an mich verweisen kann, indem über Deine Angelegenheit schon längst Beschluß gefaßt worden ist und ich meine Ansichten darüber an die mir vorgesetzte Behörde habe abgeben müssen. Als Staatsdiener kann ich Dir weiter keine Auskunft ertheilen; willst Du etwas Näheres erfahren, dann wende Dich an die hohe Staatsregierung. Uebrigens muß ich Dich bitten, mich mit Deiner Angelegenheit nicht weiter anzugehen, da ich Dir nichts sagen darf.“

Der arme Teufel Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, wandte sich nun in der Verzweiflung seines Herzens im Monat Dezember 1852 mit einem Gesuche an Seine Majestät den (verstorbenen) König Friedrich August mit der Bitte: Seine Majestät möchte ihm in dieser Angelegenheit seinen königlichen Schutz gewähren und die Gnade haben, diese Sache huldreichst näher untersuchen zu lassen, besonders in Hinsicht auf

eine ihm als Mutter bezeichnete und hier noch lebende Dame (Gräfin Kielmannsegge).

Auf dieses Gesuch erhielt er (laut Seite 13) nachfolgenden Bescheid:

„Seine Majestät der König wollen Sich nicht in so hohe Familien-Angelegenheiten begeben, vielmehr dieselbe beigelegt wissen."

„Was sollte ich nun machen? (fragt der Unglückliche). Von allen Seiten gab man mir zu verstehen, daß meine Abkunft vom Kaiser Napoleon unzweifelhaft sei. Ich beschloß nun, den Namen meines Vaters anzunehmen und denselben fortzuführen. Sofort beeilte ich mich, das französische Cabinet, den Senat und die hiesige französische Gesandtschaft davon in Kenntniß zu setzen. Sie alle schwiegen dazu. Ich aber nannte und unterschrieb mich seitdem in allen Schriften: „Napoleon Buonaparte."

Vierzehntes Kapitel.

Wir klopfen an und treten ein.

Aber da wir vergessen haben, unserm Leser zu sagen, bei wem wir ihn einführen, so müssen wir uns beeilen, es nachträglich zu thun.

Bei Seiner Excellenz Herrn von Beust . . .

Wir wissen recht gut, daß er Freiherr ist; doch daran eben liegt nicht viel. War Herr von Metternich nicht viel bekannter wie Fürst Metternich? Und ist Herr von Beust nicht mindestens zehn Mal populärer wie der Freiherr von Beust? Viele heißen ja ganz eben so, wer aber von Euch kennt sie? Sie verschwinden in der großen Masse, während ganz Deutschland, halb Europa, ja fast die ganze Welt Herrn von Beust kennt und von Rechtswegen kennen muß, denn

1. ist er Minister des Innern und

2. ist er Minister des Aeußern.

Doch selbst dadurch unterscheidet er sich nicht von hundert Andern seines Gleichen; wäre er eben nicht etwas mehr als mancher jener Alltagsminister, von

denen, genau gewogen, 33 Loth auf ein Vereinspfund gehen. Das, wodurch er sich, wie einst Herr von Metternich, mit welchem er überhaupt mehr als eine sowohl geistige, wie auch physische Aehnlichkeit zu haben scheint, zu seinem Vortheile auszeichnet, ist der Vorzug, daß er schon lange zuvor, noch ehe er Minister geworden, vom Scheitel bis zur Schuhsohle durch und durch Cavalier und Gentleman gewesen ist. Wohl Jedem, der ihn zum ersten Male sieht, wird die echt vornehme Nonchalance seiner äußern Erscheinung aufgefallen sein in dem Grade, daß Jeder, welcher nur einigermaßen etwas Menschenkenntniß und psychologischen Scharfblick besitzt, sich gesagt haben muß: „Dies ist sicher kein gewöhnliches Menschenkind!“

Seine schlanke, hagere, schmieg-, bieg- und fügsame Gestalt, sein großer Kopf, sein auffallend kleiner Fuß, sein aristokratisch abgespitztes und dennoch fein abgerundetes Ohr, das sarkastische Lächeln, das seinen sorgfältig gepflegten Mund umflattert, die durchsichtig klaren, klugen Augen, aus denen uns fast eben so viel Gutmüthigkeit als Schlauheit, eben so viel Geist als Scharfsinn, eben so viel träumerische Poesie als rastlos wachsame Prosa anblickt, das frühzeitig ergraute Haar, (jamais fou ne blanchit pas, sagt der Franzose), das bisweilen etwas wild und wirr seine hohe Stirn einrahmt,

verleihen seiner ganzen Persönlichkeit jenen, namentlich bei den Staatsmännern Deutschlands fast nur selten oder niemals vertretenen Ausdruck, den wir nicht anders als mit den Worten eines „cachet de très-comme-il faut“ zu bezeichnen wissen.

Herr von Beust ist das geborene Onze-et-demi des englischen „Gentlemanlyke“, das Urbild eines feingebildeten Cavaliers im besten und schönsten Sinne des Worts, ein vollendeter, nach dem Muster Gracian's gebildeter Hofmann, dem die ganze Scala verbindlichen Lächelns, gleichwie die Regula de Tri oder Kettenrechnung der verbindlichsten Redensarten mit ohr- und herzbestechender Stimme zu beständiger Verfügung steht.

Es gibt, nach Metternich, vielleicht keinen zweiten deutschen Staatsmann, der in seinem Hause, auf den Festen und Bällen, die er zu veranstalten pflegt, die Honneurs mit so viel Geist und so viel Anmuth zu machen versteht, als Herr von Beust, der bei aller Herablassenheit, welche er so äußerst gewandt zu affichiren weiß, keinen Augenblick sich selbst zu vergessen und mit leicht zu erklärender Vorliebe die Kleinheit seiner Herren Füße zu bewundern scheint.

Nach Herrn von Gentz hat wohl noch Niemand so viel Courtoisie und Scharfsinn in der Abfassung diplomatischer Aktenstücke entwickelt, wie Herr von Beust,

welcher mit Recht der gewandteste Notenschreiber seiner Zeit genannt wird. Nicht minder glänzend bewährt sich seine ungewöhnlich große Virtuosität auf der Tribune, die ihn zu einem der besten Vor-, Ein- und Nachredner parlamentarischer Beredsamkeit Deutschlands erhoben hat. Er ist immer kampf- und schlagbereit, und nicht selten erhebt sich die Schärfe seines Geistes bis zum Gipfelpunkte der Ironie, die seine Zunge nicht minder gefürchtet wie seine Feder macht, womit er seine Noten schreibt, deren attisches Salz uns häufig an den beißenden Pell-pepper der englischen „Junius-Briefe" erinnert hat.

Als Staatsmann steht Herr von Beust auf einer Rangstufe, welche ihn den ersten Capacitäten der europäischen Diplomatie würdig anreiht. Er ist der in's Deutsche übertragene Lord Palmerston und würde, an die Spitze eines Großstaates gestellt, sehr bald die geschichtliche Höhe und parlamentarische Bedeutsamkeit eines Cavour erreichen können. Denn trotz mancher Vorwürfe, die ihm, namentlich in früherer Zeit, seine Gegner, und bisweilen nicht mit Unrecht, gemacht hatten, besitzt er eine Menge glänzender Vorzüge, durch welche er die Mehrzahl der Staatsmänner Deutschlands in den Hintergrund drängt und deren fadenscheinigen Nimbus in mancher Beziehung auffallend verdunkelt.

Zu seinen besten Eigenschaften gehört u. A. auch die, daß er große Achtung für die Presse hat und deren Werth besser als mancher Andere seiner Stellung vollkommen zu würdigen versteht: er liebt sie, aber er fürchtet sie nicht. — Als die Gelehrten des „Kladderadatsch" ihn in die Nischen ihrer „Walhalla" — Anfangs sehr unähnlich! — aufnahmen, sandte er ihnen eine seiner photographischen Visitenkarten mit der freundlichen Bitte, für etwas größere Aehnlichkeit besorgt zu sein, damit seine Physiognomie, nicht allzusehr entstellt durch die heitere Mitwirkung des „Kladderadatsch", für Mit- und Nachwelt nicht ganz verloren gehe.

Bisweilen kann Herr von Beust sehr boshaft, niemals aber roh und jähzornig werden, was eben mehr als alles Andere beweis't, daß er durchweg Cavalier und Gentleman ist, denn nur Spießbürger pflegen sich sehr leicht der plebejischen Leidenschaft des Zornes hinzugeben und beim leisesten Anlaß sozusagen aus dem Pergament zu fahren. Herr von Beust bleibt stets gelassen.

Aber noch weit harmloser soll er in den vier Pfählen seiner Häuslichkeit, im Schooße seines Familienlebens sein. Es ist uns aus guter Quelle versichert worden, daß er, nach des Tages Last und Mühen, Abends in seiner bescheidenen Villa zu Laubegast oft

stundenlang vor seinem Klaviere träumt, mit ganz besonderer Vorliebe Franz Schubert'sche Lieder und am Liebsten dessen unvergleichlich schönes Ständchen:

„Leise flehen meine Lieder
Durch die stille Nacht zu Dir"

mit mehr Virtuosität, als ihm Mancher zuzutrauen scheint, anzustimmen pflegt. Uns aber fallen dabei unwillkürlich die Seume'schen Verse ein:

„Wo man singt, da lass' Dich nieder:
Böse Menschen haben keine Lieder."

Daß der Charakter des Herrn von Beust vor Allem menschenfreundlich und wohlwollend ist, dies beweist u. A. auch dessen Benehmen dem armen „Japhet gegenüber, der rastlos seinen Vater sucht." — Die Unterstützung, welche Herr von Beust als Minister dem armen Teufel angedeihen ließ, ist ein sicherer Beweis, daß das dunkle Schicksal dieses Findlings ihn durchaus nicht gleichgiltig ließ; denn ist es nicht eben so gut Minister- wie Menschenpflicht, auch dem Geringsten zur Erreichung seines Zweckes hilfreiche Hand zu leihen und ihm die Wege zu bahnen, die ihn zum muthig angestrebten Ziele führen?

Wie ganz anders nimmt sich dagegen das Benehmen des damaligen Polizei-Directors aus???

Was aber von der ganzen Geschichte dieses noch immer nicht aufgelösten Räthsels zu glauben ist, scheint bis zu diesem Augenblick in so undurchdringlich-dichte Schleier gehüllt, daß dieses pharaonische Dunkel nur einzig und allein durch Veröffentlichung der über jenen Findling geführten Akten gelichtet werden kann. Nur sie allein vermögen Auskunft zu geben darüber, ob dieser arme Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte, ein neuer Caspar Hauser oder nur das Opfer einer grausamen Mystifikation ist. Jeder glaube davon, was er will!

Fünfzehntes Kapitel.

Sechs Wochen nach dem Erscheinen unserer Brochure trat ein pseudonymer Vertheidiger der Heldin unserer Erzählung auf, welcher unter dem Titel „Licht in's Dunkel der Verhüllung" eine Schrift herausgab, die eine Masse sauber geschminkter Redensarten, aber blutwenig Thatsachen, eine Menge abgelagerter Verse von Racine und Schiller, aber durchaus nichts Neues enthält. — Der Verfasser, welcher sich auf dem Titelblatte „Dr. Severus" nennt, ist ein Herr Doctor Sommer, der so freundlich gewesen war, uns das äußerst dürftige Material, das er in jener Schrift zusammengestellt, anzubieten, wovon wir damals keinen Gebrauch gemacht hatten. Jetzt aber, wo seine Schrift gedruckt vor uns liegt, müssen wir doch wohl einzelne Stellen derselben hervorheben, um sie etwas näher zu beleuchten.

In Bezug auf Ernst Graf schreibt Dr. Severus (Seite 27):

„Zu einzelnen Bittstellern und zudringlichen Bett-

lern hatte Gräfin Kielmannsegge nur wenig Vertrauen; denn schon zu oft war sie von Solchen hintergangen worden. Daher kann sich auch der in Dresden lebende Lohndiener Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte, weder wundern noch beklagen, daß er niemals vorgelassen worden ist, weil er zu ihr in absolut gar keiner Beziehung stand. (?) — Nur sein trauriges Schicksal, seine Heimath- und Elternlosigkeit, konnten das Mitleid, und seine muthmaßlich geglaubte Abstammung von Napoleon I., das Interesse des Publikums erregen. — — — Seinen mit immer mehr Hartnäckigkeit und Erbitterung geltend gemachten Glauben an seine directe Abstammung von Napoleon scheint man ihm zu lassen, oder wenigstens nicht nehmen, ihm aber auch nichts dafür geben zu wollen. Gräfin Kielmannsegge ist aber in den noch in Paris vorhandenen, Napoleon's Beziehungen zu drei hohen sächsischen Damen betreffenden Akten weder genannt, noch als Solche Denen bekannt, welche mit Napoleon in Dresden verweilt hatten."

Darauf müssen wir erwidern, daß von allen Personen, welche mit Napoleon gleichzeitig in Dresden gewesen sind, im Jahre 1863 kein Einziger mehr am Leben gewesen ist, und daß dieser von ihrem Vertheidiger angeführte Grund mithin gar nichts beweisen

kann. Ob in jenen Pariser Akten der Name der Gräfin Kielmannsegge genannt oder (absichtlich) verschwiegen ist, beweis't eben auch nichts. Wäre aber gar kein Grund vorhanden, vermuthen zu dürfen, daß Ernst Graf ein natürlicher Sohn Napoleon's I. ist, dann ließe es sich wirklich schwer begreifen, warum die sächsische Polizei sowohl wie die französische Regierung bisher noch gar keine Schritte gethan haben, um gegen Graf's Anmaßung des kaiserlichen Namens aufzutreten und nach Paragraph 128 und 313 des sächsischen Strafgesetzbuchs auf dessen Bestrafung anzutragen.

Die Freigebung der polizeilich mit Beschlag belegt gewesenen Brochure Ernst Graf's erklärt und beweis't nur allzuklar und deutlich, daß kein Grund zu dessen Bestrafung vorhanden und daß der Verfasser derselben mithin wohl berechtigt sein mag, den Namen „Napoleon Buonaparte“ ungestraft fortführen zu dürfen.

Welche drei hochgestellte Damen Dr. Severus als Solche bezeichnet, die in den Pariser Akten genannt sind, haben wir durch ihn leider nicht erfahren können. Uns ist außer der Gräfin Kielmannsegge nur noch Eine Person bekannt, mit welcher der Kaiser während seines wiederholten Aufenthalts in Dresden in näherer

Berührung gestanden hatte: diese Person, damals auffallend schön und jung, war die Tochter eines hiesigen Bürgers und hieß Fleischmann.

In Bezug auf die von uns mitgetheilte Verhaftung der Gräfin berichtet (Seite 32) Dr. Severus:

„Erst später einmal, als sie sich wegen ihres minder politischen, als freundschaftlichen Verhältnisses zu Napoleon, hinter dem man Spionage vermuthete, aus Sachsen flüchten mußte, wurde sie an der böhmischen Grenze zurückgewiesen und blieb dann einige Zeit verborgen auf ihrem alterthümlichen, versteckt liegenden Schlosse zu Spremberg."

„Ganz anders freilich (fährt er fort) sah es auf dem malerisch schön gelegenen, von ihrem Vater erbauten Schlosse zu Schmochtitz aus, mit seinen herrlichen Natur- und Parkanlagen. Letztere zeichneten sich besonders durch prachtvolle Baumgruppen und förmliche Waldungen von Lebensbäumen aus. Aber auch dieses herrliche Gut wurde später verkauft und ging zunächst in den Besitz des Grafen Riesch auf Neschwitz ꝛc. ꝛc. über. Erst vor wenigen Jahren hat es der durch seine ausgebreitete Praxis und durch eine Sammlung von ihm selbst verfaßter Gedichte auch in weitern Kreisen bekannte Advocat Weber aus Bautzen käuflich übernommen, und weil dessen Familie den größten

Theil des Jahres daselbst zu wohnen pflegt, das früher lange unbewohnte Schloß wieder renovirt und die Anlagen zum Theil noch verschönert. Dieses Schmochtitz liegt ganz in der Nähe der Herrenhuter-Colonie Kleinwelka, ²/₃ Meilen von Bautzen entfernt und wird von da aus auch viel besucht, wegen seiner Nähe noch mehr als das schon entferntere, aber auch mit herrlichem Park umgebene Schloß Neschwitz, das sich früher durch seine schöne Orangerie auszeichnete, wie auch durch dunkle sagenhafte Mythen über das von hohen Bäumen beschattete Schloß, welches von seinem reichen, und doch nicht glücklich zu nennenden Besitzer nur selten bewohnt wird, der erst seit Kurzem wieder zurückgekehrt ist, nachdem er lange Zeit am Rheine gelebt hat. Als der Letzte seines Stammes wird er seine reichen Besitzungen wohl einmal durch Fideicommiß einer ziemlich entfernten Seitenlinie hinterlassen müssen, wie man sagt, einer livländischen Familie von Vietinghof. Auch hier lebt eine hochgeehrte Gräfin-Mutter, die das tragische Geschick ihrer schwer geprüften Familie mit heroischem Muthe und mit christlicher Geduld zu tragen weiß.*) Auch sie hatte den Kaiser Napoleon in

*) Der Verfasser meint damit die Gräfin Amalie von Riesch, eine geborene von Schönberg, Witwe des am 2. November

Dresden näher kennen gelernt, da ihr Gatte damals als General am sächsischen Hofe gelebt hat."

Bezüglich des Uebertritts der Gräfin Kielmannsegge zur katholischen Kirche sagt die von uns angezogene Schrift im Nachtrage (Seite 41):

„Der Uebertritt zur katholischen Kirche ist bei der Gräfin von Kielmannsegge aus ihrem ganzen Wesen und Charakter leicht erklärlich, und, obschon in neuester Zeit vielfach die Frage angeregt worden, ob sie, durch den Probst in Zibelle bei Muskau veranlaßt, nicht wieder zur protestantischen übergetreten sei, so ist sie doch sicher bei dem *katholischen Glauben* verblieben. Auch wäre dies Alles noch nicht hinreichend, das Wesen ihres Charakters in ungewisse Zweifel zu ziehen, noch weniger jenen evangelischen Probst zu verdächtigen, als könnte ein evangelischer Geistlicher nicht auch mit Katholiken freundlich und liebevoll verkehren. Wo bliebe da die wahrhaft christliche Nächstenliebe? Wir würden uns durch einseitige Beschränkung und schroffes Wesen ein schlechtes Zeugniß ausstellen über die Befolgung des höchsten christlichen Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe und müßten uns tief be-

1821 verstorbenen k. k. Generals der Cavallerie Johann Sigismund Grafen von Riesch. Gräfin Riesch, geb. am 2. März 1792, ist eine Cousine der Gräfin Kielmannsegge.

schämt fühlen vor den edelsten Vorbildern der katholischen Kirche, wie der selige Bischof Sailer, der mit den besten und größten Männern und Frauen der protestantischen Kirche in echt christlichem Geiste mit reiner Liebe und Wahrheit verkehrte. Und warum soll Gräfin Kielmannsegge nicht auch nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus mit dem evangelischen Probste, welchen sie aus früherer Zeit als väterlichen Freund geschätzt, in freundschaftlicher Verbindung u. s. w. gestanden haben?" fragt der überaus fromme, Alles liebevoll beschönigende Doctor Sommer, genannt Severus.

Wir freilich haben nichts dagegen einzuwenden; uns ist es, aufrichtig gesagt, ziemlich gleichgiltig, ob die Heldin unserer Erzählung Katholikin geblieben oder nicht; nur so viel scheint uns gewiß, daß sie ihr ganzes Leben mit sich selber uneinig geblieben ist, welcher Glauben mehr Beruhigung gewährt und ob eine katholische Sünderin mehr Anwartschaft auf Vergebung als eine protestantische Büßerin haben mag. Sünde, glauben wir, bleibt doch immer Sünde, gleichviel, welcher Glaube sie begangen hat.

„Längere Zeit vor und nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus hatte Gräfin Kielmannsegge, wie Dr. Severus-Sommer erzählt, ähnlich wie in neuester Zeit die eben so schwer geprüfte Königin Marie von Neapel,

in klösterlicher Zurückgezogenheit in der alten Römerstadt Augsburg gelebt, wo sie, zum römischen Glauben vorbereitet, zur katholischen Kirche übertrat."

Daß Gräfin Kielmannsegge diesen Abfall vom Glauben ihrer Väter in späterer Zeit doch wohl bereut haben mag, geht ziemlich klar und deutlich aus dem an eine ihrer Freundinnen geschriebenen Briefe hervor, der also lautet:

„Meine liebe Marianne! — — — — — — Wie wenig von uns selber abhängt im Leben und unter dem Drucke der Verhältnisse, von welchem jeder Mensch mehr oder weniger bestimmt und geleitet, wenn nicht gar gegängelt wird, das habe auch ich zur Genüge an mir selbst erfahren und auch an Andern sehen können. Du wirst dies vielleicht weniger empfunden haben, weil Dein ganzes Wesen sich von Anfang an mehr leidenschaftslos verhalten, und weil Dir Gott viel Seelenruhe und Geduld verliehen hat. — Unwahr und heidnisch scheint mir jenes Sprichwort: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied!" — Als hätten wir nicht Alles schließlich doch nur vom Himmel zu erwarten und von Gottes Segen zu erbitten! — Es liegt ja nicht an unserm Rennen und Laufen, sondern Gottes Gnade ist es u. s. w. Dies scheinst Du früher, als ich selbst, erkannt zu haben! — — — — —

Mein sehnlichster Wunsch ist, endlich Ruh' und Frieden zu gewinnen. — — — — — Wundere Dich aber nicht, wenn ich das anderwärts suche, als wo Du es gefunden hast. Wir Menschen sind zu sehr verschieden. Leiden, dulden müssen wir fast Alle. Wenn wir nur Eine Seele wissen, die Theil an unserm Schicksale nimmt, der es nicht gleichgiltig ist, wie es uns ergehen mag, und die uns in Allem besser als Andere versteht. Dessen aber bin ich von Dir überzeugt. Du wirst dann auch nicht in die lieblosen Urtheile der Menschen einstimmen, wenn Dir Alles nicht gleich erklärlich erscheint. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Gedenke auch ferner mit Liebe und Duldung des tragischen Schicksals Deiner

Charlotte von Schönberg."

Wir bedauern unendlich, daß der äußerst verschwiegene „Lucifer" oder Lichtbringer in das Dunkel dieser Geschichte aus dem Familien-Namen jener „lieben Marianne", die „das, was ihre Freundin Charlotte sucht, bereits anderwärts gefunden" ein diplomatisches Geheimniß gemacht und überhaupt so wenig „Licht in's Dunkel" gebracht hat, daß das ganze Leben unserer Gräfin, wie bisher, auch fernerhin eine „histoire ténébreuse", ein in tausend Schleier gehülltes

Räthsel bleibt, welches, allem Anscheine nach, nicht so bald gelöst werden wird.

Aus dem Munde des verdienstvollen Leiters des Dresdener Blinden-Instituts, Dr. Karl Georgi, hatten wir, schon vor Jahr und Tag, in Erfahrung gebracht, daß Gräfin Kielmannsegge, mit welcher er seit dreißig Jahren bekannt gewesen war, ziemlich umfangreiche, in französischer Sprache abgefaßte Denkwürdigkeiten ihres abenteuerlich bewegten Lebens hinterlassen habe, die, nach dem Beispiele König Gustav's III. von Schweden, fünfzig Jahre nach ihrem Ableben — also erst anno 1913 — an's Licht treten sollen.

So lange konnten wir nicht warten.

Wir kehren zu Ernst Graf zurück.

Auch er hat unterdessen „Memoiren" geschrieben, für welche er schon seit langer Zeit einen Verleger mit fast derselben Erfolglosigkeit wie die Spuren seiner Eltern sucht. Er stellt darin eben nur Vermuthungen auf, gibt uns jedoch durchaus keine Gewißheit über das Dunkel seiner Abstammung. Aber mit rühmenswerther Ausdauer und Beharrlichkeit fährt er fort, überall Nachforschungen anzustellen, die ihn vielleicht doch noch zum Ziele führen.

Seine Aehnlichkeit mit Napoleon ist frappant. Seine ganze Physiognomie erinnert an den

„neuen Hannibal", der, noch vor fünfzig Jahren der Schrecken von ganz Europa, jetzt Staub und Moder ist. Aber trotzdem wird Napoleon Buonaparte I. — mehr als jeder andere Usurpator — eine der hervorragendsten Erscheinungen, eine der imposantesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte und eine der unerschöpflichsten Fundgruben für Geschichtsforscher wie für Romanschreiber, für Dichter wie für Maler bleiben. Schon hunderttausende von Bänden sind über ihn geschrieben worden*) und im Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte werden noch Millionen neuer Werke über ihn an's Licht treten, und nach Jahrtausenden wird sich die Legende seiner bemächtigen und ihn, wie jenen fabelhaften Sohn des Zeus und der Alkmene, wie jenen Herakles oder Herkules, welcher auf das Gebot der Götter zwölf Wunder der Tapferkeit ausgeführt, in's Gewand der Mythe hüllen und ihn in den Himmel der Halbgötter erheben.

Es ist durchaus nicht schwer, schon jetzt Vergleiche zu ziehen zwischen dem „kleinen Corsen" und jenem

*) Vom Verfasser dieses Buches erscheint noch im Laufe dieses Jahres unter dem Titel: „Bibliographie Napoléonienne" eine systematisch-chronologisch geordnete Aufzählung aller über das Leben sämmtlicher Napoleoniden bisher gedruckten Werke u. s. w.

großen, unsterblichen Göttersohne, welchen Athene mit ihrem *Schleiermantel*, Hephästos mit seinem *Harnisch*, Hermes mit seinem *Schwerte*, Apollo (der, beiläufig erwähnt, nur eine Abkürzung des Namens Napoleon ist) mit seinen *Pfeilen* beschenkt hatte. *Die Keule nahm er sich hier.* König Kreon von Theben gab dem Herkules seine Tochter *Megara*; Kaiser Franz I. von Oesterreich gab dem Kaiser Napoleon seine Tochter *Marie Louise*. Die *zwölf Arbeiten* aber, welche Herkules und Napoleon vollbracht haben, sind ungefähr dieselben:

1. *Herkules* erlegte den *nemäischen Löwen*; *Napoleon* besiegte die *französische Republik*.

2. *Herkules* tödtete die *lernäische Schlange*; *Napoleon* unterjochte die *republikanische Preßfreiheit*.

3. *Herkules* fing die *Hindin der Artemis*; *Napoleon* fing *tausende andere Hündinnen*.

4. *Herkules* fing den *erymanthischen Eber*; *Napoleon* erlegte *manchen andern Eber*.

5. *Herkules* reinigte die *Ställe des Augias*; *Napoleon* säuberte die *Throne Europa's* und den „Gotha'schen Hof-Kalender“.

6. Herkules erlegte die Stymphaliden; Napoleon schlug die doppelköpfigen Adler seiner Feinde.

7. Herkules unterjochte den Stier von Kreta; Napoleon besiegte den Markus-Löwen von Venedig.

8. Herkules raubte die vier Rosse des thrazischen Königs Diomedes; Napoleon entführte die vier Pferde des sikyonischen Bildhauers Lysippos,*) die Brandenburger-Thor-Victoria des preußischen Königs Friedrich Wilhelm und noch manch' andere Pferde seiner Gegner.

9. Herkules raubte das Wehrgehenk der Amazonen-Königin Hippolyte; Napoleon

*) Ihm wird die eherne Quadriga zugeschrieben, welche, ursprünglich in Chios aufgestellt, von hier nach Rom, von da durch Kaiser Constantin dem Großen nach Constantinopel entführt, von Constantinopel im Jahre 1204 nach Eroberung dieser Stadt durch die Kreuzfahrer, geführt von dem Dogen Enrico Dandolo, nach Venedig gebracht und 1796 vom General Napoleon Buonaparte nach Paris geschleppt wurde. Hier blieben diese Pferde bis 1815, wo sie nach Venedig zurückkehrten und seit dieser Zeit, wie ehedem, die Façade der Markuskirche schmücken.

raubte die Eiserne Krone der longobardischen Prinzessin Theodelinde.*)

10. Herkules erschlug die Rinder des Geryon; Napoleon erschlug den Sohn des Prinzen von Condé, den Herzog von Enghien, welchen er und sein Mitschuldiger Savary am 21. März 1804 im Schloßgraben zu Vincennes widerrechtlich erschießen ließ.

11. Herkules raubte die goldenen Aepfel der Hesperiden; Napoleon raubte den deutschen Reichsapfel und noch manches Andere.**)

12. Herkules führte den Höllenhund Cerberus auf die Oberwelt; Napoleon expedirte den Buchhändler Palm in die Unterwelt.

Quod erat demonstrandum, sagt der Lateiner.

*) Die Eiserne Krone, welche Theodolinde, Tochter des Bayerfürsten Garibald, im Jahre 593 zur Krönung ihres zweiten Gemahls Agilulf anfertigen ließ, besteht aus einem drei Finger breiten, inwendig mit einem Eisenstreifen und auswendig mit kostbaren Edelsteinen besetzten Reif, womit die longobardischen Könige, später auch Karl und Otto der Große und Napoleon I., sich zum Könige von Italien gekrönt hatten.

**) Worüber, beiläufig erwähnt, eine unter dem Titel „Napoleon als Eroberer von Kunstschätzen" erschienene Einzelschrift (Wiesbaden, 1816) eben so anziehende als ausführliche Auskunft ertheilt.

Ueberhaupt läßt sich fast Alles beweisen. Bewies doch der französische Philosoph Charles François Dupuis in seinem berühmten Werke „sur l'origine de tous les cultes“, daß der Heiland die personificirte Sonne sei, sich darauf fußend, daß Jesus Christus mehr als Ein Mal von sich selbst gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt!“

Ein anderer Franzose hat den Beweis zu führen versucht, daß auch Napoleon Buonaparte niemals existirt hat, daß er ebenfalls nichts weiter als eine allegorische Figur und ein Symbol der allmächtigen Sonne ist.

Das Nachfolgende mag beweisen, daß jene Hypothese nicht „ganz ohne“ ist:

Man hat uns schon tausendmal erzählt:

1. daß ein Mann Napoleon Buonaparte geheißen;

2. daß er auf einer Insel des mittelländischen Meeres zur Welt gekommen;

3. daß seine Mutter Lätitia geheißen;

4. daß er drei Schwestern und vier Brüder gehabt, von welchen drei Könige geworden;

5. daß er zwei Frauen gehabt, wovon die zweite ihm einen Sohn geboren;

6. daß er einer großen Revolution ein Ende gemacht;

7. daß er sechszehn Reichsmarschälle gehabt, wovon zwölf im activen Dienst gestanden;

8. daß er im Süden gesiegt und im Norden erlegen sei.

Unser Franzose versucht nun zu beweisen, daß all' die verschiedenen Einzelheiten aus dem Leben des Kaisers der Franzosen ganz genau mit dem Wesen und dem Laufe der Sonne übereinstimmen.

Jedermann weiß, daß die Sonne von den Dichtern „Apollon" genannt wird. Der Unterschied zwischen Apollon und Napoleon, welcher ohnehin nicht groß ist, wird noch weit kleiner erscheinen, wenn man bis zum Ursprung und zur Urbedeutung beider Worte hinabsteigt.

Es steht fest, daß das Wort „Apollon" nicht mehr und nicht weniger als „Ausrotter" bedeutet.

Diesen keineswegs schmeichelhaften Beinamen gaben die Griechen der bösen Sonne des Unheils wegen, das sie ihnen vor den Mauern von Troja zugefügt, woselbst ein großer Theil ihres Heeres durch außerordentliche Sonnenhitze und durch ansteckende Krankheiten, die durch jene erzeugt worden sind, umgekommen ist zur Strafe der Beleidigung, welche Agamemnon dem Sonnenpriester Chryseas angethan hatte. Die blendende Einbildungskraft der griechischen Dichter verwan-

delte die Strahlen der Sonne in flammende Pfeile, welche die beleidigte Gottheit abschoß, Pfeile, welche die ganze Menschheit ausgerottet, wenn nicht die Griechen, um den glühenden Zorn der Sonne zu besänftigen, Chryseis, der Tochter des Oberpriesters Chryseas, die Freiheit wiedergegeben hätten.

Blos aus diesem Grunde wurde die Sonne, die sich an ihren Feinden so glühend gerächt hatte, „Apollon" d. h. Ausrotter genannt. Ueberdies ist Apollo und Apoleon ein und dasselbe Wort, das von Apolluo (*Απολλυω*) oder von Apoleo (*Απολεω*) abstammt, zwei Worte, welche auch nur ein und dasselbe bedeuten: in's Verderben stürzen, tödten, ausrotten.

Jene allegorische Figur hat aber, wie Jedermann weiß, Napoleon oder, wie an der Vendôme-Säule zu lesen ist, Néapoléon geheißen. Aber diese Vorschlagssylbe ne (*νε*) oder nai (*ναι*) ist, wie bekannt, eine griechische Affirmation, die ungefähr eben so viel als wirklich oder wahrhaftig bedeutet. Daraus folgt, daß Néapoléon so viel wie wirklicher Apollon oder wahrhafter Ausrotter sagen will.

2. Apollo war, wie die griechische Mythe erzählt, auf einer Insel des mittelländischen Meeres (auf Delos) geboren. Deshalb soll auch Napoleon auf einer Insel

des mittelländischen Meeres (auf Corsika) das Licht der Welt erblickt haben.

3. Napoleon's Mutter, sagt man, habe Lätitia geheißen.*) Mit dem Namen Lätitia, der so viel als Heiterkeit oder Fröhlichkeit bedeutet, hat man die Morgenröthe bezeichnen wollen, deren Aufgang Leben und Freude auf die ganze Erde ausgießt, jene Morgenröthe, welche, wie die Dichter sagen, die Mutter der Sonne ist.

Nach der griechischen Götterlehre wurde auch Apollo's Mutter Letô, Λητω genannt, ein Name, aus welchem die Römer Latone und die Franzosen Lätitia gemacht, was wie Latone von Letô abstammt und so viel als „Freude erzeugen, Heiterkeit erregen" zu bedeuten hat.

4. Lätitia's Sohn hatte drei Schwestern; es unterliegt daher keinem Zweifel, daß diese drei Schwestern die drei Grazien sind, welche mit den neun Musen, deren Begleiterinnen, die Zierde und der Reiz des Hofes ihres Bruders gewesen sind.

5. Man sagt, daß der moderne Apollo vier Brü-

*) Maria Lätitia Ramolino-Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 24. August 1750, starb am 3. Februar 1836 zu Rom im Alter von fast sechsundachtzig Jahren, Nachts 1 Uhr, mit den Worten: „Ich komme, mein Sohn!"

der gehabt habe. Diese vier Brüder sind die vier Jahreszeiten, was sogleich bewiesen werden soll: von diesen vier Brüdern, sagt man, seien drei Könige gewesen; der Frühling ist König der Blumen; der Sommer ist König der Erndte, gleichwie der Herbst der König der Früchte ist. Und gleich wie diese drei Jahreszeiten ihren Einfluß nur der Sonne zu verdanken haben, also hatten auch die drei Brüder Napoleon's (Joseph, Louis und Jerôme*) ihr Reich und ihre Krone einzig und allein ihrem Bruder zu danken. Der vierte seiner Brüder, welcher nicht König gewesen, war der Winter und dieser Winter kann wiederum kein Anderer als Prinz Lucian von Canino sein, weil canino von cani abstammt und cani so viel wie das Silberhaar des hohen Alters, d. i. des eisgrauen Winters bedeutet. Mithin ist Prinz Lucian von Canino auch nichts anders als der personificirte Winter, die Jahreszeit, welche dann erst beginnt, wenn die an-

*) Joseph Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 7. Januar 1767, starb als Graf von Survilliers am 28. Juli 1844 zu Florenz. — Louis Buonaparte, geb. am 4. September 1778, starb als Graf von Saint-Leu am 25. April 1846 zu Livorno, und Jerôme, geb. am 15. November 1784, starb als Marschall von Frankreich am 24. Juni 1860 im Schloß zu Villegenis bei Massy (Seine-et-Oise).

dern drei Jahreszeiten vorüber sind und die Sonne ihre Macht verloren hat. Der Prinz von Canino ist wie der Winter ein rauher Republikaner und blieb dies bis an's Ende seines Lebens.*)

6. Nach der nämlichen Mythe hatte Napoleon zwei Frauen. Auch die Sonne hat deren zwei, von denen die Eine Luna (Mond) und die Andere Terra (Erde) hieß. Von Luna, der ersten dieser beiden Frauen, hatte die Sonne keine Nachkommen. Mit der zweiten Frau erzeugte Apollo einen einzigen Sohn, den kleinen Horus.

Josephine war die kinderlose Luna, Marie Louise die fruchtbare Erde. Horus war der kleine König von Rom.

7. Es wird erzählt, daß Napoleon die Hydra der Revolution getödtet. Die Hydra ist eine Schlange, gleichviel welcher Art, wenn es sich blos um eine Fabel handelt; Hydra war die Schlange Python, der Schrecken (terreur) Griechenlands und — Frankreichs.

Und gleich wie Apollo seinen Fuß auf den von ihm besiegten Python, also hat auch Napoleon seinen Fuß auf den Nacken der durch ihn überwundenen Revolution gesetzt. Revolution stammt von dem lateini-

*) Lucian Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 21. März 1775, starb am 29. Juni 1840 zu Rom.

schen revolutus ab, ein Wort, das die gekrümmte Lage einer Schlange, roulé sur lui-même bezeichnet.

8. Napoleon hatte, wie erzählt wird, zwölf Reichsmarschälle, die an der Spitze seiner Heere standen. — Diese zwölf Marschälle sind die zwölf Bilder des Thierkreises, die dem Befehle der Sonne folgten, und wovon jeder Einzelne ein unzählbares Heer von Sternen commandirte.

Der Widder des napoleonischen Thierkreises war Marschall Soult, der Stier: Marschall Massena, die Zwillinge: Marschall Bessières, der Krebs: Marschall Marmont, der Löwe: Marschall Ney, die Jungfrau: Marschall Lannes, die Waage: Marschall Junot, der Scorpion: Marschall Davout, der Steinbock: Marschall Augereau, der Schütze: Marschall Mortier, der Wassermann: Marschall Kellermann und die Fische: Marschall Lefèbre.

9. Die Fabel erzählt, daß der Held, der im Süden gesiegt habe, im Norden erlegen sei. Auch dies stimmt genau mit dem Laufe der Sonne überein. Im Süden herrscht die Sonne mit souverainer Gewalt; doch nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings sucht sie, indem sie sich mehr und mehr vom Aequator entfernt, die nördlichen Regionen zu gewinnen. Nach einem

Zuge von drei Monaten tritt ihr der feindliche Nordpol entgegen, der sie zwingt, nach dem Süden zurückzukehren, dem Zeichen des Krebses folgend, (eines der zwölf Thierbilder, das diesen Namen erhalten hat, um damit die retrograden Bewegungen der Sonne in der Gegend dieser Sphäre anzudeuten). Wem wird es nicht einleuchten, daß damit der imaginäre Feldzug Napoleon's gegen Norden, seine fabelhafte Flucht aus den Eisfeldern Rußlands gemeint ist?

10. Daß endlich die Sonne im Orient auf- und im Occident untergeht, bedarf wohl keines Beweises mehr. Wie die Sonne kam auch Napoleon aus dem Orient, aus dem Lande der Pyramiden, aus Egypten, um über Frankreich zwölf Jahre oder, richtiger gesagt, zwölf Stunden zu herrschen, also nur eben so lange, als die Sonne den Horizont beherrscht.

Dann aber versank das glänzende Tagesgestirn, seines strahlenden Diadems, seiner blendenden Krone beraubt, in den Meeresfluthen des Occidents.

„Il n'a regné qu'un jour!“ singt ein französischer Dichter, welcher in dem auf Sanct-Helena entschlafenen Kaiser Frankreichs untergegangene Sonne beweint.

Kehren wir aus dem mystischen Labyrinth der speculativen Mythe auf das Gebiet der geschichtlichen

Wirklichkeit zurück, dann tritt uns in Napoleon I. zwar keine Sonne, wohl aber ein Heros entgegen, dessen Strahlenkranz, wie jener der Sonne, die ganze Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen bestimmt gewesen war.

Ein deutscher Geschichtsforscher, der sich ausschließlich mit der Laufbahn des französischen Julius Cäsar beschäftigt und Alles, was über ihn sowohl an Büchern und Brochuren wie an Bildern und Karrikaturen bis zum Jahre 1860 erschienen war, eifrig gesammelt hat, gibt die Zahl der ihm bekannt gewordenen Portraits (mit Einschluß der Karrikaturen) auf mehr als 12,000 verschiedenen Nummern an. Er aber ist nicht der Einzige, der einen Bilderschatz dieser Art aufgespeichert hat. Erst unlängst war in den öffentlichen Blättern die Notiz zu lesen, daß ein Pariser Pastetenbäcker die Ausdauer gehabt, 5500 Stück verschiedener Bildnisse Napoleon's I. zu sammeln und daß er diese Sammlung dem großen Neffen des kleinen Onkels angeboten, vom Herrn von Nieuwekerke, dem Günstlinge der Prinzessin Mathilde, die ihn zum Director der schönen Künste emporgeschnellt, den Bescheid erhalten habe, Seine kaiserliche Majestät bedauere, davon keinen Gebrauch machen zu können. Vielleicht ist der Oheim gerechter und sammelt dafür in den Champs Elysées des Jenseits sämmtliche Bilder und Stiche seines großen Neffen

Louis Napoleon, der die Verdienste seines Oheims übrigens besser als mancher Andere zu würdigen versteht, was u. A. klar und deutlich auch aus nachfolgender Thatsache hervorgeht:

Es war im Jahre 1834, als der belgische Schriftsteller Victor Amadeus Coremans unter dem Titel „Kerkerblumen" in Zürich ein kleines Werk erscheinen ließ, worin er Napoleon I. u. A. auch einen Feind der Freiheit zu nennen sich erlaubt hatte. Gleich darauf erhielt er von dem damals als Flüchtling in der Schweiz lebenden Prinzen Louis Napoleon Buonaparte (dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen) aus Thurgau ein Schreiben, worin der Prinz, der sich darin als „Bürger von Thurgau" unterzeichnet hatte, Corneman's Behauptung zu widerlegen versuchte. Er erklärte darin, daß die beiden, anscheinend sich schnurstraks widersprechenden Begriffe „Napoleon und Freiheit" sich ganz gut mit einander vertrügen, und bot damals alle Mittel seines Scharfsinns auf, um als Republikaner seinen kaiserlichen Oheim in Sachen der Freiheit gegen jenen Demokraten zu vertheidigen. Derjenige, der uns dieses Factum mitgetheilt hat, will das prinzliche Schreiben, das damals schon als Curiosität galt, mit eigenen Augen gelesen haben und nicht wenig erstaunt gewesen sein über die freisinnigen

Grundsätze des Neffen, dessen Ansichten sich seit jener Zeit bedeutend geändert zu haben scheinen.

Daß Napoleon I. kein Freund der Freiheit gewesen war, weiß wohl Jeder, der auch nur oberflächlich die Laufbahn desselben von Ajaccio bis Sanct-Helena „sine ira et studio“ verfolgt hat. Napoleon I. war zweifelsohne einer der größten Feldherren, einer der erleuchtetsten Gesetzgeber und einer der großartigsten Staatsorganisatoren, aber, als Despot vom reinsten Wasser, weit eher alles Andere als ein Freund der Freiheit gewesen, welche er nur als Mittel zum Zweck, nie aber als Zweck seiner Sendung anerkannt und gewährleistet hat. Der Heldenruhm feiert seine glänzenden Siege; die Freiheit beweint ihn als einen Abtrünnigen.

— — — Im Jahre 1838 ließ ein Herr Jean Perès eine Schrift erscheinen,*) worin er den äußerst scharfsinnigen Beweis führt, daß Napoleon eigentlich gar nicht existirt hat, und zwei Jahre später ließ ein Herr Louis Géoffroy eine nicht minder große Curiosität **)

*) Sie führt den Titel „Comme quoi Napoléon n'a jamais existé, ou grand erratum, source d'un nombre infini d'errata à noter dans l'histoire du 19e siècle.“ (Paris 1832. 32°.)

**) „Napoléon apocryphe. 1812—1832, ou Histoire de la

an's Licht treten, welche Napoleon's ganze Erscheinung für eine moderne Fabel erklärt.

Beide Bücher befanden sich in der Bibliothek der Gräfin Kielmannsegge auf Reisewitz.

conquête du monde et de la monarchie universelle." (Paris 1841. 18.) Beide Schriften werden jetzt stark gesucht.

Sechszehntes Kapitel.

In einer Anmerkung des vorigen Abschnitts unserer Erzählung haben wir einer Schrift erwähnt, die, „Napoleon als Eroberer von Kunstschätzen u. s. w." betitelt, noch zu Lebzeiten des Kaisers erschien und die sich gleichfalls in der Büchersammlung der Gräfin Kielmannsegge befand. Diese Schrift, die jetzt ebenfalls zu den literarischen Seltenheiten gehört, enthält namentlich in ihrer ersten Abtheilung (Seite 1 bis 61) ein so reiches Material historischer Notizen, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, das Wichtigste daraus in Bezug auf Eroberung von Kunstschätzen unserm Leser mitzutheilen.

Der ungenannte Verfasser dieser Brochure, der kein Freund des „Gefangenen auf Sanct-Helena" ist, beginnt dieselbe mit nachfolgender Apostrophe:

„Der so lange gefürchtete Unterdrücker fremder Nationen, wie seiner eigenen, sitzt nun wie Philoktet mit gelähmtem Fuße auf dem Schlackenfelsen einer Insel, die ihn vom Angesichte, aber nicht von den Ver-

wünschungen der Völker trennt, welche selbst der Fall aus seiner Höhe nicht auszusöhnen vermag.

Dort auf dem Dianafelsen mahnt ihn jede Stelle daran, daß auch weitgefürchtete Vulkane wie Lampen erlöschen. Dort auf dem Basaltzacken darf er sein prüfendes Auge in den Krater seines eigenen Busens hinabsenken und dann wieder hinausschweifen lassen in den Wellenhader des Unermeßlichen, das er zu umfassen gedachte.

Was bis jetzt aus dem verfälschenden Gesichtspunkt einer glühenden Nähe über ihn gesprudelt und geeifert wird, dem denkenden Weltbürger, der kein fremdartiges Gefühl in sein ruhiges Urtheil aufnimmt, bleibt die Erscheinung Napoleon's immerhin ein großes wichtiges Bild, auf der Erztafel der Geschichte eine erhabene Lehre für Fürsten und für Völker" — — —

„Napoleon (heißt es weiter) war ein neuer Herkules. Er hob, wie Simson die Thore von Gaza, die verrostete Gewohnheit aus ihren Angeln. Er trug, wie Atlas, die Erde: er forderte die Gefahr gegen sich heraus und hetzte die Stärke aus dem Schlummer. — — — Er zog, im Alexandertraum, Wolken um sich her, warf Schatten über die Völker, um sie mit leuchtenden Blitzen zu blenden und seine Sprüche in Orakelweise einzuwinden. — — — Gewalt war ihm lieber

wie Arglist an sich und an Andern; die Ueberredungskraft der Kanonensprache hielt er für wirksamer als jene verkappte hinter der Larve der Diplomatie. — — — Die schönen Künste beugte er zu geschmeichelten Frohnen herab. Ihre Werke erbauten ihm den Tempel des Ruhmes und errangen ihm in erniedrigender Dienstpflicht eine zweideutige Unsterblichkeit. — — — Den bildenden Künsten vertraute er die Posaunen seines Ruhmes an; ihnen schmeichelte er in freigebiger Herablassung; er bereicherte sie und legte ihnen edle Musterbilder, vom Auslande herbeigeholt, als Siegestrophäen vor. Dreifachen Gewinn zog er aus der Zusammenhäufung edler Kunstschätze in seiner Hauptstadt: Bestechung der Kunst zu dankbarer Vergeltung; Veredlung derselben durch klassische Werke neuer Muster und eine glänzende Vermehrung und Beurkundung seiner Siege." — — —

Und von diesem Standpunkte aus rechtfertigt der Verfasser den vielfachen Raub, welchen Napoleon an fremdem Kunsteigenthume sich wiederholt zu Schulden kommen ließ. Das, was Andere im gewöhnlichen Leben Plünderung, Raub, Diebstahl nennen, sucht unser Anonymus bei Napoleon zu beschönigen und einigermaßen auch zu entschuldigen; denn haben nicht zu allen Zeiten die übermüthigen Sieger sich auf Kosten

der Besiegten bereichert?! Wenn nun auch Napoleon überall, wo er als Sieger eingezogen war, die kostbarsten Kunstschätze mitgenommen hat, so that er eben nur das, was vor ihm schon mancher Andere und nach ihm wohl auch jeder Sieger thun wird. —

Aus den Beispielen, welche der Verfasser angeführt hat, wollen wir hier nur die interessantesten hervorheben, um zu zeigen, daß Napoleon Buonaparte nicht der Erste und Einzige gewesen ist, welcher sich mit den Kunstschätzen seiner Feinde bereichert hat.

„Der Egypterkönig Asichis (der Sisak der Bibel) plünderte unter Rehabeam's Regierung ganz Israel und führte Salomon's reichen Nachlaß aus Hirams Kunstwerkstätten mit sich aus Jerusalem fort. — Fast zu derselben Zeit geschah ein ähnlicher Einfall mit ähnlicher Plünderung in Juda unter Joa's Regierung durch den König der Assyrier, welcher alle Kunstschätze von da weg nach Syrakus bringen ließ. — Auch die Meder, Perser und Babylonier erlaubten sich ähnlicher Brandschatzungen, welche den Beweis liefern, daß Raub und Plünderung schon damals geläufige Kriegsmarime gewesen war. Raphael's Heliodor erinnert an Seleucus Philipator und an dessen aufgeblasenen Vater Antiochus, der nach Alexander's Tode die Kunstschätze des besiegten Ptolomäus aus Egypten und jene von Israel

aus Jerusalem fortschaffen ließ. — Alexander, den man geschichtsbräuchlich den Großen nennt, that auf seinen Siegeszügen allenthalben dasselbe; er konnte rechtlich der Große heißen, hätte er sonst kein Uebel gestiftet. Aber er war ein von Ruhmsucht und Wein besoffener Schlemmer und ein eben so verworfener Tyrann wie Nero. Jener Wüthrich ließ Millionen entwaffneter Menschen hinmorden: die Einnahme von Thebe, Tyr, Gaza u. s. w. beweisen dies. An Menschen mit den heiligsten Ansprüchen an sein Herz — er hatte kein's! — übte er Gerichtsmord, Meuchelmord und offenen Mord mit eigener Hand, wie Parmenion, Philotes, Kallisthenes, Klitus und Anderer Ermordungen darthun. Seine unglückliche Nachahmung des Achilles, seine aberwitzige Reise zum Tempel des Jupiter Ammon zeugen von seinem bis zum Wahnsinn getriebenen Ehrgeiz. Aber auch er legte durch sein Ende den Beweis ab, wie die Natur sich zuletzt an jedem Selbstvergötterer zu rächen weiß. — Alexander besaß jedoch das Talent, das Urtheil der Welt durch gewisse Parade-Tugenden zu verwirren; seine kluge Benutzung des Weisheits- und Kunst-Ruhmes, seine Gnade, über Pindar, Apelles und die Fürsten der Skulptur ausgegossen, hielt ihm den Fluch der damals schönen Welt vom Haupte ab, jenen Fluch, den

ihm die spätere Zeit in vollem Maße zugemessen hat.“ — — —

„Wir wissen auch von Griechenland, daß es eine ungeheure Masse seiner vaterländischen Kunstschätze durch die persischen Eroberer verlor, welche sie als Beute ihrer Siege wegführen ließen. Xerxes raubte u. A. die Statuen der ersten Freiheitshelden Oenophoros, Hermodios und Aristogiton, welche das dankbare Athen diesen Rettern des Vaterlandes errichtet hatte.

Als Himilkon Agrigent erobert hatte, schickte auch er, nach Diodor's Bericht, eine bedeutende Anzahl herrlicher Statuen berühmter Sicilianer nach Karthago, weil dieselben von vorzüglicher Kunstschönheit waren.

Die Römer, welche Geschmack, aber weniger Kunstgeschicklichkeit als die Griechen besaßen, trachteten mit ganz besonderem Eifer nach dem Besitze griechischer Kunstwerke. Rom's Helden benutzten ihre Siege, um Rom mit den Kunstschätzen Athen's auszuschmücken. So stellte Paulus Aemilius viele der von ihm eroberten Statuen und besonders mehrere von Phidias Meißel, Pluto, Proserpina, Bacchus, wie auch die weltberühmte Minerva, im römischen Glückstempel auf. — Marcellus brachte aus Syrakus, Rhodos und andern von ihm eroberten Städten mehr als dreißigtausend Werke der Kunst von Marmor und Erz nach Rom. —

Alles, was Fabius Seltenes an Kunstschätzen erobert hatte, ließ er zur Aufmunterung der Talente und des Studiums unter die Künstler seines Vaterlands vertheilen. — Im Siegeszuge des Lucullus sah man die Bildsäule des Königs Mithridates, sechs Fuß hoch, von gediegenem Golde; in jenem Cäsar's die prachtvolle Statue der Aegypter-Königin Kleopatra; in dem von Pompejus die silberne Bildsäule des Parther-Königs Pharnakes. — Plancus ließ die auf vierspännigem Siegeswagen prangende Victoria des Nikomachos auf's Capitol bringen. — Die von Nikias gemalte Nemea ließ Silanus aus Asien nach Rom schleppen, und den gemalten Hyacinth desselben Künstlers nahm Kaiser Augustus nach Eroberung von Alexandria in die prachtgeschmückten Mauern seines Palastes auf."

Selbst Kaiser Constantin der Große machte vom uralten Rechte der Plünderung Gebrauch und entführte nach der Eroberung von Chios das berühmte Viergespann des Bildhauers Lysippos nach Constantinopel, um mit dieser Siegesbeute die Zinnen seiner Kaiserburg zu zieren.

Auch Kaiser Karl der Große erbeutete überall Kunstschätze und schmückte damit seine Schlösser und Kirchen; darunter befanden sich zwei marmorne Löwen, wovon der Eine, welche er in Ingelheim gefunden hatte, auf Be-

fehl Napoleon's des Großen nach Paris spazieren mußte, woselbst er nebst unzählig vielen andern Kunstschätzen, die Letzterer aus Italien und Deutschland fortgeschleppt hatte, eine der schönsten Trophäen des Musée Napoléon war.

Auch Johann Christoph Graf von Königsmark ließ nach Einnahme der Stadt Prag im Jahre 1648 die besten Gemälde der Rudolphinischen Galerie von da nach Stockholm bringen. Kaiser Rudolph II. achtete hergebrachtes Eroberungsrecht und ließ diese Schätze in Schweden, bis Königin Christine sie mit sich nach Rom entführte. Nach dem am 19. April 1689 erfolgten Ableben der Tochter Gustav Adolph's II. fielen die rudolphinischen Kleinodien der Kunst in die Hände eines Neffen von Papst Innocenz XI., in den Besitz Livio Odescalchi's; von Letzterm erkaufte sie der Herzog Gaston von Orleans (Bruder des vierzehnten Ludwig's) für 90,000 römische Thaler oder 4,725,000 Livres, um sie mit seinen Bilderschätzen im Palais-Royal zu vereinigen. — Da diese Galerie zur Zeit der ersten Revolution mit den königlichen Galerien vom Louvre, von Versailles und andern Lustschlössern der königlichen Familie in ein National-Museum zusammengebracht wurden, so befinden sich jene rudolphinischen Gemälde mit wenigen Ausnahmen noch heutzutage in

der Louvre-Galerie; darunter zählt man eilf Bilder von Correggio, jene nicht mitgerechnet, welche in Stockholm aus Unkenntniß oder sträflicher Unaufmerksamkeit zu Grunde gegangen sind.

In Hinsicht auf Eroberung der Antiken in Italien durch Napoleon Buonaparte müssen wir zu dessen Rechtfertigung — wenn er einer solchen bedarf — wohl erwägen, daß jene Antiken auch nur fremde Siegesbeute gewesen sind, welche die römischen Eroberer aus Griechenland und Asien nach Italien fortgeschleppt hatten.

Es ist bekannt, daß schon zur Zeit der französischen Republik Napoleon Buonaparte eine Commission eingesetzt hatte, um die würdigsten Gegenstände der Wissenschaften und Künste überall aufzusuchen und sie der Aufmerksamkeit des ersten Consuls zu empfehlen. Diese artistische Plünderungs-Commission bestand aus Herrn Jean Jacques Barthélemy (dem gelehrten Alterthumsforscher und Verfasser der „Voyage du jeune Anacharsis“), dem berühmten Chemiker und Naturforscher Grafen Claude Louis Berthollet, dem Bildhauer Jean Guillaume Moitte,*) dem berühmten Astro-

*) Er war's, der die Bronze-Reiterstatue Napoleon's und zehn Jahre früher (1794) die Bildsäule Jean Jacques Rousseau's ausgeführt hatte. Eine seiner schönsten Statuen ist sein

nomen Gaspard Monge, (welchen Napoleon in späterer Zeit zum Grafen von Péluse erhob), aus den Herren Thouin und Tinet. — An der Spitze dieser Commission stand zur Zeit des Kaiserreichs Baron Martial Noël Pierre Daru, der ehemalige Civil-Intendant von Wien (im Jahre 1809) und von Rom (im Jahre 1811*).

„Die ausgedehnte Unterstützung (fährt unsere anonyme Quelle fort), die prächtig freigebige Würdigung der Kunst, wie sie von Napoleon ausging, (gleichviel, von welchem Geiste dieselbe geleitet ward), ist eine glänzende Erscheinung am Kunsthimmel und verdient als belehrender Fürstenspiegel angesehen zu werden. Als Kaiser träumte er sich eine Universal-Monarchie im Süden und gleichzeitig auch ein Universal-Kunst-Museum im Schooße seiner Hauptstadt."

„Aber mit den Gemälden, welche Napoleon aus allen Städten, die er und seine Generale erobert hatten, zusammenbringen ließ, verhält sich die Sache doch

„David, der im Triumphe den Kopf Goliath's davonträgt", womit er schon 1768 den ersten Preis in Rom gewonnen.

*) Baron Daru, (Bruder des Grafen Noël Bruno Daru), geb. zu Montpellier am 2. Juli 1774, starb zu Paris am 18. Juli 1827 und hinterließ den Ruf eines der großherzigsten Kunst- und Wissenschaft-Beschützer.

einigermaßen anders, als mit den aus Italien herübergebrachten Antiken. Zwar steht auch hier das Recht des Eroberers auf seiner Seite, aber in der Ausführung dieses Rechtes wurde — hier und da ohne sein Verschulden (?) — Kränkung und Aergerniß durch Härte und Eigensinn bewirkt."

Zu den Bildern, welche Napoleon nach Paris geschleppt hatte, gehörte unter unzählig Andern auch Albrecht Dürer's „Adam und Eva", welches er aus Nürnberg, das Ruben'sche Altarblatt, das er aus Köln, und die berühmten Christusträgerstücke desselben Meisters, die er aus Antwerpen entführen ließ, um damit sein Musée Napoléon auszuschmücken.

„Man schleppte (fährt unser Autor fort) mit allzugierigem Hamsterfleiß eine so übertriebene Menge von Gemälden nach Paris, daß manche Schlösser und Kirchen völlig ausgeplündert wurden. Die größere Hälfte der namentlich aus Holland entführten Bilder blieb in den Händen der bevollmächtigten Commissaire und Generale, d. h. sie kamen nicht in's Pariser Museum, sondern wurden von jenen Herren geradezu — gestohlen."

Einer der größten Bilderstürmer der Napoleonischen Zeit war zweifelsohne Marschall Soult, der in Spanien ganze Klöster ausgeplündert und sich auf diese

spottbillige Weise in den Besitz einer der kostbarsten Galerien der spanischen Malerschule gesetzt hatte. Als diese Bilder nach seinem Tode öffentlich versteigert wurden, sollen die Erben vom Erlöse dieses Raubes mehrere Millionen Francs eingenommen haben. — Ein nicht minder großer Bilder- und Statuen-Klemmer soll König Joachim Murat von Neapel gewesen sein, der, vorzugsweise auf sogenannte wunderthätige Madonnen erpicht, eine ziemlich zahlreiche Sammlung mirakulöser Muttergottes-Bilder dieser Art aus aller Herren Länder zusammengeschleppt hatte. Sie alle aber schützten ihn nicht; denn als seine Stunde abgelaufen war, mußte auch der arme Joachim trotz allen Schutzes seiner Wunderbilder zu Pizzo in's Gras beißen.

Nach der Behauptung jener von uns citirten Vertheidigungsschrift soll es leere Deklamation sein, wenn man Napoleon Buonaparte wegen der von ihm überall zusammengeschleppten Kunstschätze einen Vandalen oder Räuber, und die Eroberung jener erbeuteten Kunstschätze im Louvre Entweihung der Kunst zu nennen sich erlaubt. Nach unserer Ansicht aber bleiben derlei Trophäen, wie glänzend und bestechend sie auch immerhin erscheinen mögen, eine offenbare Verhöhnung der Heiligkeit des Eigenthums, und ein Sieger, welcher überall Bilder, Statuen und andere Kostbar-

keiten der Kunst zusammenraubt, muß uns in mancher Hinsicht noch weit strafbarer wie ein armer Teafel erscheinen, der aus Hunger Brot oder aus Passion, wie Eugen Aram oder Johann Georg Tinius, Pfarrer zu Poserna, Menschen umbringt und sich für das ihnen geraubte Geld kostbare Bücher kauft. Denn Raub bleibt doch immer Raub, gleichviel, ob ihn ein allmächtiger Monarch oder ein ohnmächtiger Spitzbube auszuüben sich erlaubt hat. Das Recht der Eroberung, das der Verfasser jener Brochüre zu vertheidigen versucht, ist, bei Lichte betrachtet, nichts Anderes als ein Raub in vergrößertem Maßstabe und schon aus diesem Grunde flößt uns ein Kriegsheld, der mit Hilfe von hunderttausend seiner Spießgesellen Länder und Kronen raubt, nicht mehr Achtung und Bewunderung als ein vereinzelt dastehender Taschendieb ein, der auf eigene Faust und Gefahr Messer und Gabel oder Uhr und Kette stiehlt. — Dieb bleibt in allen Fällen Dieb!

Die Bevollmächtigten Napoleon's des Großen entführten aber nicht blos Bilder und Statuen und hundert andere Schätze der Kunst, sie vergriffen sich auch an großen Bibliotheken, an seltenen Druckwerken wie an seltenen Handschriften.

Wir wissen sehr wohl, daß auch dies schon etwas Altes und sogenannter Kriegsgebrauch ist. Wohl Jedem

von uns wird das Schicksal der Heidelberger Bibliothek bekannt sein. — Nachdem Johann Tserklas Graf von Tilly, anrüchigen Andenkens, im Jahre 1622 die gute Stadt Heidelberg erobert hatte, verschenkte Kurfürst Maximilian II. Emanuel von Bayern — der würdige Bundesgenosse Kaiser Ferdinand's II. — den Heidelberger Bücherschatz als „vermeintlich gerechte Kriegsbeute“ an Papst Gregor XIV., welcher sie durch seinen gelehrten Bibliothekar Leone Allacci auf mehr als hundert Mauleseln nach Rom schleppen und als Bibliotheca Palatina in den Sälen des Vaticans aufstellen ließ.

Dieselbe Bibliothek, welche später auch von Napoleon geplündert worden war, erhielt im Jahre 1815 nicht nur 38 der seltensten Manuscripte, welche die französischen Commissaire nach Paris geschleppt hatten, sondern gleichzeitig auch, auf Verwendung der Herren von Metternich und Hardenberg, von Pius VII. sämmtliche 847 deutsche Handschriften, darunter auch den kostbaren Codex palatinus des altdeutschen Benedictiner-Mönchs Ottfried und einige andere unbezahlbare Manuscripte zurück.

Mit derselben Vorliebe, mit welcher Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, in Spanien als Bildersammler aufgetreten war und die dortigen Klöster ihrer

kostbarsten Bilderschätze beraubt hatte, trat auch Marschall Davout, Herzog von Auerstädt und Prinz von Eckmühl, im Jahre 1813 zu Hamburg gleichzeitig als Biblioman, Weinkenner und Banksprenger auf, plünderte die Bibliothek des Johanneums, die Weinfässer des Rathhauskellers, die Geldfässer der Bank und versuchte auf diese dreifache Weise sich bestmöglichst eben so gut und möglichst rasch, wie fast jeder Andere seiner Kampf- und Ruhmesgenossen, auf Kosten seiner Feinde zu bereichern.

Der dänische Graf Danneskjold-Löwendal erzählt in seinem Werke: „Der Feldzug an der Nieder-Elbe 18$\frac{13}{14}$“, Marschall Davout habe bei der Occupation Hamburgs für die französische Besatzung, welche 30,000 Mann gezählt, in den Magazinen einen eisernen Bestand von zehn Millionen Bouteillen Wein besessen. Diesen ungeheuern Vorrath wollte Davout nur für den Fall des Mangels aufbewahren; er requirirte deshalb den täglichen Bedarf für die Armee sowohl wie für die Hospitäler, wozu auch Privatpersonen beisteuern mußten. Jene zehn Millionen Flaschen waren meist aus Lübeck, Stade und andern Orten der Nachbarschaft herbeigeschafft worden. Hamburg's Blockade währte fast ein Jahr. Nach einem Tagesbefehle erhielt jeder französische Soldat tagtäglich

eine Bouteille Wein, an Gefechtstagen sogar zwei Flaschen. Hamburg allein hat also ungefähr zehn Millionen Flaschen Wein liefern müssen, was etwa 40,000 Orhoft im Werthe von anderthalb Millionen Thalern oder 3 Millionen 750,000 Mark betrug.

Davout selbst war ein großer Trunkenbold und unter den Büchern, die er aus Hamburg mit sich gehen ließ, befand sich ein ziemlich seltenes Werk, das ein französischer Autor, Albert Henri de Sallengre, unter dem Titel: „Éloge de l'ivresse“ (Lob der Trunkenheit) im Jahre 1714 zu Paris; ein zweites Buch, das ein deutscher Schöngeist, Vincenz Koch, genannt Obsopäus, unter dem Titel: „De arte bibendi“ *) und eine holländische Schrift, welche Janus Sceperus unter dem Titel: „Bacchus, den ouden en huygendaeghschen Dronke-man“ im Jahre 1665 zu Gouda an's Licht treten ließ. **)

*) Frankfurt 1578. 8⁰. Ibid. 1582. 8⁰. Legd. Batav. 1648. 8⁰. Deutsch unter dem Titel: „Von der Kunst, zu trinken“, übersetzt von G. Wickgram, Freiburg im Breisgau 1587. 4⁰.

**) Allen, welche Näheres über den Marschall Davout erfahren wollen, sei hiermit die Lectüre einer Schrift empfohlen, betitelt: „Marschall Davoust, Prinz von Eckmühl, vor dem Richterstuhle der Mit- und Nachwelt“ u. s. w. Hamburg 1815. 8⁰. (Davout starb zu Paris am 1. Juni 1823.)

Der nüchternste Mann des ersten französischen Kaiserreichs war jedenfalls Napoleon selbst. Sein Kellermeister Pierron (der ihn nach Sanct=Helena begleitet hatte) erzählt von ihm, daß er nur wenig Gerichte, aber ziemlich stark gegessen, hingegen nur sehr wenig Wein getrunken habe. Ein Napf Suppe, zwei Schüsseln Fleisch, eine Schüssel Gemüse, besonders viel Salat und ein gutes Obst=Dessert gehörten zu Napoleon's täglicher, gewiß mehr als frugaler Mahlzeit. — Eines Tages sagte der Kaiser zum Dr. Antommarchi: „Eine Flasche Claret, welche ich mit Wasser mische, dient mir zum Trunke; nur bisweilen genieße ich gegen Ende der Mahlzeit ein Paar Gläser ungemischten Weins. Wenn ich mich erschöpft fühle, kommt, statt Claret, (nicht moussirender) Champagner von Moët an die Reihe. Dies, (sagte Napoleon auf Sanct=Helena), ist ein eben so sicheres als unschädliches Mittel, dem geschwächten Magen ein Schnippchen zu schlagen." —

Es ist und bleibt eine, wenn auch nicht wunderbare, doch jedenfalls auffallende Thatsache, daß gerade zur Zeit des allernüchternsten Beherrschers Frankreichs, unter der Regierung Napoleon's I., die größten Prasser und Schlemmer, die ausschweifendsten Trinker und Trunkenbolde gelebt haben.

Die ersten Schlemmer der Napoleon'schen Zeit waren König Joachim Murat, der Erzkanzler Cambacérès und Fürst Talleyrand.

Zur Kaiserzeit florirte u. A. auch Herr Grimod de la Reynière, der berühmte Herausgeber des „Almanach des Gourmands", von dem zum tiefinnigsten Bedauern aller Feinschmecker leider nicht mehr als acht Jahrgänge (von 1803 bis 1812) an's Licht getreten sind.*) Jeder dieser acht Bände ist einer gleichzeitigen Notabilität der Gourmandise: der erste Jahrgang dem ehemaligen General-Procurator des Rechnungshofes zu Montpellier, Herrn von Aigrefeuille; der zweite Jahrgang Herrn Camerani, dem Mitgliede der komischen Oper und unsterblichen Erfinder der nach ihm benannten Suppe; der dritte dem Herrn Carlin Bertinazzi,

*) Der Verfasser dieses Romanes, welcher jenen Gourmand zu einem Gegenstande seines reiflichsten Nachdenkens gemacht, hat unter dem Titel: „Un Agathopède de l'empire, ou essai sur la vie et les travaux gastronomico-littéraire de feu Mr. Grimod de la Reynière", eine höchst lesenswerthe Monographie veröffentlicht (Bruxelles 1854. 32°), die zu den Seltenheiten gehört, weil nur 300 Exemplare davon gedruckt worden sind. Nächstens wird der Unterzeichnete eine deutsche, vielfach vermehrte Uebersetzung davon erscheinen lassen. E. M. O.

dem letzten Arlequin der italienischen Komödie, (gestorben zu Paris am 7. September 1783); der vierte den siebzehn Mitgliedern der gastronomischen Mittwochs-Gesellschaft, der hochgefeierten „Société des Mercredis“; der fünfte dem Doctor Gastaldi, einem der ausgezeichnetsten Aerzte des Herzogs Ernst August von Cumberland, nachmaligen Königs von Hannover; der sechste dem frühern Postdirector und Anverwandten des Autors, Herrn Grimod de Verneuil, dem vierzigjährigen Ehrenmitgliede der „Société du gigot de Caën“; der siebente dem von uns schon früher während seines Aufenthaltes in Dresden in Erwähnung gebrachten, an den Folgen einer höchst beklagenswerthen Unverdaulichkeit gestorbenen Schauspieler Dazincourt; der achte und letzte Jahrgang endlich dem Schatten des großen unsterblichen Kochkünstlers Vatel, dem Magenschutzgeiste des großen Condé, zugeeignet.

Einer der gewaltigsten und unerschrockensten Trinker des ersten Kaiserreichs war General Bisson, welcher, nach eigenem Geständniß, manchen Tag 25 bis 30 Flaschen der schwersten Weine trank, ohne davon berauscht zu werden. Nicht minder groß als sein Durst war auch seine Eßlust. — Bisson, sagte Napoleon während seines Aufenthaltes in Berlin, ist ein Goliath auf dem Schlachtfeld, in Friedenszeiten aber ein zweiter Gar-

guanta, der täglich einen ganzen Ochsen verspeisen könnte. — Der Kaiser, welcher Bisson's militairische Eigenschaften vollkommen zu würdigen verstand, geruhte aus seiner Privatschatulle sechstausend Francs jährlicher Zulage zur Deckung der Tafelkosten dieses Vielfraßes zu bewilligen.*)

Unter Napoleon's zehnjähriger Herrschaft ist auch eine zweite gastronomische, nicht minder berühmte und gefeierte Capacität, Herr Brillat-Savarin, Verfasser der klassischen „Physiologie du goût" zur Entwickelung gelangt, wiewohl sein berühmtes Werk erst vier Jahre nach dem Tode des Kaisers an's Licht trat.

Unter dem Kaiserreiche stand der berühmte Liederklubb „Caveau moderne", die „Société des Mercredis" und die „Caëner Schöpsenschlegel-Gesellschaft", zu deren Mitgliedern auch Abbé Geoffroy, der Attila der Pariser Koulissen gehörte, in vollster Blüthe. — Die ausgezeichnetsten Feinschmeckerinnen dieser auffallend leckermäuligen Zeit waren: die Kaiserin Josephine, die Prinzessin Pauline, des Kaisers Lieblingsschwester, Mademoiselle Mézeray, die damals intime Freundin des Herzogs von Otranto, Mademoiselle Bourgoin,

*) Pierre François Graf Bisson, geboren zu Montpellier am 16. Februar 1767, starb zu Mantua am 26. Juli 1811.

die Danaë des Ministers Jupiter-Chaptal, Grafen von Chanteloup, und Mademoiselle Louise Contat, Schwester der in Dresden gewesenen Schauspielerin Emilie, welche unter andern geistreichen Einfällen auch einmal den geäußert hatte, daß das Gedächtniß weniger Sache des Gehirns als des Herzens ist. — In Bezug darauf erzählte sie eines Tages, daß sie auf Wunsch der Königin Marie Antoinette, die sie als „Gouvernante" im gleichnamigen Lustspiele zu sehen gewünscht, ihr zu Liebe in zweimal 24 Stunden nicht weniger als 800 Verse auswendig gelernt habe.*)

Es war eine traurige und dennoch ziemlich lustige Zeit, als Herr von Coupigny, welchen Grimod de la Reynière den „Restaurateur der Romance" zu taufen geruht hat, so heitere Verse anstimmte, wie diese:

„Amis, croyez-moi, sans les femmes
Il n'est ni bonheur ni volupté.
Le ciel pour le bonheur de nos âmes
Il fit le plaisir et la beauté.
Ne nous montrons jamais rebelles
A l'empire de deux beaux yeux;
Dinons, soupons avec les belles,
Quand nous le pouvons, faisons mieux!"

*) Louise Contat, geb. zu Paris im Jahre 1760, starb in ihrer Vaterstadt am 19. März 1813 an einem Krebsleiden.

Frei in's Deutsche übertragen würden diese Verse ungefähr so viel sagen, als:

„Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von Beiden gibt's junge und alte.
Bei Weibern, da gelten die Jungen für fein;
Beim Wein ich an Alten mich halte.
Sie laden zum schönsten Genuße uns ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!"

Siebzehntes Kapitel.

Wir eilen nun nach Dresden zurück.

Ernst Graf ist noch immer Lohndiener und seine muthmaßliche Mutter, die katholisch gewordene Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge, weigert sich noch immer, ihn als ihren Sohn anzuerkennen; aber Niemand weiß zu sagen, ob diese Weigerung nur Hartnäckigkeit oder das Ergebniß inniger Ueberzeugung sein mag.

Gräfin Kielmannsegge lebt in der klösterlichen Abgeschiedenheit ihrer einsam-öden Villa zu Reisewitz und beweint, wie Calypso das Schicksal ihres Ulysses, der für sie verloren ist, aber dessen Bild mit unverwischbaren Zügen in der Erinnerung ihres Herzens fortlebt. Ihr ruh- und rastloser Geist ist noch vierzig Jahre nach dem Ableben des Kaisers mit dem unsterblichen Ideale ihrer Träume, mit dem Hannibal, Julius Cäsar und Oliver Cromwell ihrer Zeit, d. h. mit Napoleon Buonaparte I. beschäftigt und kein Tag

und keine Stunde vergeht, ohne sich des Todten zu erinnern, der für sie allein fortzuleben scheint.

Jetzt liebt sie ihn noch glühender, noch weit glühender wie damals, wo sie mit ihm stunden- und tagelang unter Einem Dache geweilt und, in seinen Armen, von einem Himmel auf Erden geträumt hatte.

Jetzt freilich ist sie ruhiger geworden; vergessen aber kann sie ihn niemals, denn Alles erinnert sie an Ihn, an Ihn, welcher ihr mehr als Kirche und Altar, mehr als Gott und dessen ganze Schöpfung gewesen ist und den sie zehnfach mehr als sich selbst und jeden Andern geliebt und bewundert hat.

In den letzten Jahren ihres vielbewegten Lebens beschäftigte sich unsere Gräfin — faute de mieux — mit den Geheimnissen der Kabbala. Sie studirte die mystischen Werke des Giovanni Pico de la Mirandola, des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Freiherrn Christian Knorr von Rosenroth und vertiefte sich in die Geheimnißlehren der Theosophie und Magie auf so ernsthafte Weise, daß sie zuletzt, wie weiland Gräfin Cosel, die in ihrem Gefängnisse zu Stolpen das nämliche Steckenpferd geritten hat, an das Heraufbeschwören abgeschiedener Geister zu glauben begann und sich, wie weiland Emanuel Swedenborg, stunden-

lang mit den Schattenbildern ihrer krankhaft aufgeregten Phantasie unterhielt. Sie behauptete, wie Swedenborg, Umgang mit Geistern und Gespenstern aller Zeiten zu haben; auch rühmte sie sich, daß Gott ihr die Pforten der unsichtbaren Welt aufgeschlossen und sie in alle Geheimnisse der Magie eingeweiht habe. — Wie Pico de la Mirandola, welcher mit Recht der „Phönix der Gelehrten" hieß, verstand sie unter Himmel und Erde die Seele und den Körper; wie Agrippa von Nettesheim in seinem Werke „De occulta philosophia" *) glaubte sie zuletzt an alle Wunder der Kabbala: an Amulete, Talismane, magische Quadrate und Zauberformeln, mit deren Hilfe sie die Einwirkung der bösen Geister von sich abzuwehren glaubte. — Seitdem sie katholisch geworden war, trug sie bei Tag und Nacht ein „Agnus Dei" und ein orientalisches Amulet auf ihrer Brust, auf welchem die Namen der türkischen Siebenschläfer und ihres Hundes Kitmir mit einer Stelle aus dem Koran eingegraben waren. — In der letzten Zeit hatte sie sich auch eine Sammlung sogenannter Amuletmünzen, Ablaß-, Benedict- und Jesus-Pfennige, ungarische Georgen-Thaler und Marien-Dukaten, Johannes-Groschen und sogenannte Hecke-Gulden ange-

*) Colon. Agripp. 1533. 4.

legt. — Wie Mollweide*) und Hohndell**) beschäftigte sie sich oft tagelang mit der Auffindung neuer Zauberquadrate. Nach Mollweide's Berechnung läßt jedes siebenseitige Zauberquadrat nicht weniger als 4,777,574,400 verschiedenartige Versetzungen zu. — Das einfachste dieser magischen Quadrate ist das sogenannte Planetensiegel mit der Seitenzahl 3, in welcher die Summe aller Seitenzahlen 15 beträgt, wie Figura zeigt:

8.	1.	6.
3.	5.	7.
4.	9.	2.

Unter den vielen Talismans, welche sie besaß, befand sich auch eine unter dem Namen „Sigillum solis" bekannte Goldmünze, auf welcher das Bild der Sonne als ein auf dem Throne sitzender Jüngling, an dessen Seite ein Löwe ruht, dargestellt ist.

Nach der Ansicht Knorr von Rosenroth's***)

*) Verfasser der Abhandlung „de quadratis magicis." Leipzig 1816. 4.

**) Er schrieb eine „Praktische Anleitung zur Bildung und Berechnung magischer oder sogenannter Zauber-Quadrate." Leipzig 1837. 8°.

***) Verfasser der „Cabbala denudata." Sulzbach 1677—78. 2 Bände. 8°.

legte Gräfin Kielmannsegge einen besonders hohen Werth auf die Zahl 4, die von allen Kabbalistikern den mystischen beigezählt wird, weil Gott in fast allen bekannten Sprachen aus vier Buchstaben zusammengesetzt ist: die Griechen nennen das höchste, allmächtigste Wesen: Zeus, die Römer: Deus, die Spanier: Deos, die Italiener: Idio, die Franzosen: Dieu, die Dalmatiner: Vogi, die Türken: Alla, die Aegypter: Trud, die Perser: Zuri, die Indier: Zimi, die Hebräer: Eloa, die Deutschen: Gott.

Mit Hilfe ihrer kabbalistischen Beschwörungsformeln rief sie, wie der Schwede Swedenborg, bald diesen, bald jenen Verstorbenen aus dem Schatten der Unterwelt herauf, um sich mit ihnen in Gespräche einzulassen und durch deren Offenbarungen die dunkeln Geheimnisse des Jenseits zu erfahren.

Eines Tages beschwor sie den Geist des auf dem Königstein gestorbenen Marchese d'Agdolo herauf, um aus dessen Munde endlich Gewißheit über den Urheber ihres Daseins zu erhalten.

— Ist es wahr, fragte sie den Schatten, welcher klar und deutlich vor ihren Augen stand, daß Du mein Vater bist?

Er schüttelte den Kopf und schwieg.

— Ich will von Dir Antwort haben! rief sie dem bleichen Gespenste zu.

— Löse das Schweigen der Todten nicht, warnte die Stimme des Geistes, welcher geräuschlos wie ein Schattenbild an der Wand verschwand.

Zu den Geistern, die ihre Einbildungskraft aus den Gräbern heraufbeschwor, gehörte auch die Marschallin von Noailles, von welcher sie erst unlängst gelesen, daß sie bei Lebzeiten in ununterbrochenem Briefwechsel mit der Jungfrau Maria gestanden und sich häufig in der Notre-Dame-Kirche zu Paris mit einer Bildsäule der Mutter Gottes unterhalten habe. Eines Tages ersuchte sie diese Statue, ihrem Gemahle das Diplom eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Urplötzlich vernahm die Marschallin eine zarte Stimme, die ihr zurief: „Dein Gemahl hat schon mehr als er verdient!" — Frau von Noailles, die der Meinung war, der kleine Jesus auf dem Arme seiner Mutter habe ihr diese ungnädige Antwort ertheilt, erlaubte sich, darauf ihm zuzurufen: „Taisez-vous donc, petit sot, et laissez parler madame votre mère!" *) Es war der Page Chabrillant, welcher, hinter der Mutter Gottes versteckt, seiner Gebieterin so geantwortet hatte.

*) Schweigen Sie, kleiner Naseweis, und lassen Sie Ihre Frau Mutter sprechen.

Gräfin Kielmannsegge war auf den Einfall gerathen, den Geist der Marschallin zu citiren, um auch darüber nähere Erkundigung einzuziehen.

— Ist es wahr, Madame, fragte sie den Schatten der Frau von Noailles, daß Sie mit der Jungfrau Maria correspondirt und sich bisweilen auch mit ihrer Bildsäule unterhalten haben?

Die Marschallin nickte mit dem Kopfe.

— Ist es wahr, fragte sie weiter, daß Sie den Heiland beleidigt haben?

Sie nickte zum zweiten Male und verschwand dann wie ein Irrlicht.

Die Gräfin, der vor Allem daran gelegen war, sich Gewißheit über die galanten Geheimnisse des Kaisers zu verschaffen, berief eines Tages auch Signora Giuseppina Grassini, von welcher schon früher die Rede gewesen war, vor die Schranken ihres Schiedsgerichts, um sie über gewisse Punkte zu befragen, die deren Neugier zu foltern schienen.

Signora Grassini, Tochter eines armen Bauern aus der Umgegend von Varese, war einundzwanzig Jahre alt gewesen, als sie 1794 zum ersten Male im Scala-Theater zu Mailand in Zingarelli's Oper „Artaxerxes" auftrat und durch die Schönheit ihrer jugendlichen Erscheinung, wie durch den Zauber ihrer Stimme

so großen Enthusiasmus erregte, daß bald alle Städte Italiens sich um den Besitz dieser Primadonna stritten.

Im Carneval 1797 war sie in Venedig und ein Jahr darauf im San-Carlo-Theater in Neapel aufgetreten. In letztgenannter Stadt hatte sie die Bekanntschaft des damals vierundzwanzigjährigen Prinzen August von Großbritannien, des nachmaligen Herzogs von Sussex gemacht, welcher, besiegt von den Reizen der lombardischen Philomele, einer ihrer freigebigsten Anbeter ward und als Solcher nur Einen Fehler besaß, den: daß er bodenlos argwöhnisch und eifersüchtig war. Eines Abends, als er sich von ihr hintergangen glaubte, lud er sie zu einer kleinen Seefahrt im Golfe ein. Es war eine herrlich-schöne Herbstnacht. Luna's keusches Silberlicht verklärte die anmuthigen Züge der reizenden Sirene, die, in nachlässiger Stellung hingestreckt, in den Armen des Prinzen lag, als sie urplötzlich auf Befehl desselben von zwei Matrosen ergriffen und ohne Umstände in's Meer geworfen ward. „Aber denken Sie sich meinen Schreck," erzählte der Herzog von Sussex dreißig Jahre später dem italienischen Componisten Felice Blangini, „dieser Dämon von einem Weibe konnte besser schwimmen, als manche Ente. Sie rettete sich, besuchte mich noch in derselben Nacht und ließ sich die Lection, welche ich ihr in der Schwimmkunst

gegeben, so theuer bezahlen, daß ich noch heute daran zu denken habe."

1800 kehrte Signora Grassini von Neapel nach Mailand zurück. Hier war's, wo General Buonaparte sie zum ersten Male gehört und sie bald darauf eingeladen hatte, nach Paris zu kommen. Auch hier machte sie großes Aufsehen. Im Jahre 1801 verließ sie Paris, begab sich nach Berlin und ein Jahr später nach London, wo sie in Winter's Oper „il Ratto di Proserpina" auftrat, aber weit weniger als in Paris gefiel.

Napoleon, der sie zur Zeit seiner Krönung in Mailand wiedergesehen hatte, rief sie von hier nach Paris zurück.

Eines Abends, als sie mit dem Castraten Crescentini in Paisiello's „Romeo und Julia" sang, entzückten Beide den Kaiser in so hohem Grade, daß er dem Castraten den Orden der eisernen Krone verlieh, was zu dem Bonmot Veranlassung gab, daß Crescentini „seiner Blessuren wegen" decorirt worden sei. Julia-Grassini aber erhielt von ihrem kaiserlichen Anbeter einen Papierstreifen, worauf Napoleon eigenhändig die Worte hingekritzelt hatte: „Bon pour vingt mille francs. Napoléon." *)

*) Giltig für zwanzigtausend Francs.

Seit jenem Abende war Signora Grassini, wie es allgemein hieß, die Aspasia des Kaisers, was sie auch so lange blieb, bis sich zwischen ihr und dem berühmten Violin-Virtuosen Pierre Rode eine ziemlich ernste Liebschaft entspann, die natürlich nicht allzulange verschwiegen blieb. Die Folge davon war Rode's Flucht nach Petersburg, woselbst er eine Anstellung in der Hofkapelle des Kaisers von Rußland fand.

Signora Grassini aber blieb in Paris. Und um Napoleon, welcher mit ihr zu schmollen schien, wieder auszusöhnen, eilte sie zu Blangini, um ihn aufzufordern, für die Partie der Kleopatra, welche ihr zugetheilt war, nachfolgende Verse in Musik zu setzen:

„Adora i cenni tuoi, questo mio cor fedele;
Sposa saró se vuoi non dubitar di me;
Ma un sguardo sereno ti chiedo d'amor.“

Diese Verse waren an Cäsar gerichtet. Ihren Blick nach der Loge richtend, in welcher Napoleon saß, erwartete sie mit ängstlicher Spannung, daß der Eroberer von Aegypten ihre in jenen Versen ausgedrückte Bitte erfüllen und sich huldreichst herablassen werde, ihr einen „sguardo sereno d'amor“ (einen heitern Liebesblick) zuzuwerfen. Napoleon, der sich dadurch — wunderbar genug! — vollständig besänftigen ließ, ver-

zieh ihr die kleine Untreue und bewilligte ihr, vierundzwanzig Stunden später, eine lebenslängliche Pension von 14,000 Francs.

Um eine Art von Bestätigung all' dieser und anderer Gerüchte zu erhalten, war Gräfin Kielmannsegge eines Abends auf den Einfall gerathen, auch Signora Grassini, welche, beiläufig erwähnt, am 8. Februar 1850 zu Mailand gestorben war, aus dem Schooße ihres Grabes heraufzubeschwören, um mit ihr nachfolgendes Verhör anzustellen:

— Ist es wahr, Signora Grassini, daß der Kaiser Napoleon zu der Legion Ihrer Anbeter gehört hat?

Sie bejahte es mit heiterm Lächeln.

— Und ist es wahr, daß Sie auch ihn, wie jeden seiner Vorgänger, schmachvoll hintergangen haben?

Sie senkte die Augen und — schwieg.

— Ich verlange von Ihnen ein ehrliches Geständniß! Sind Sie ihm immer treu gewesen? fragte die Geisterseherin.

Giuseppina verhüllte ihr Angesicht und weinte.

— Ist es wahr, fuhr der weibliche Inquisitor zu fragen fort, daß Sie nach dem Sturze des Kaisers auch mit Lord Castlereagh, dem boshaftesten aller Gegner

Napoleon's, duettini amorosi gesungen und ganz dieselben Verse „Adora i cenni tuoi“ etc. auch nach der Loge des damals in Paris anwesenden Herzogs von Wellington gerichtet haben?

Signora Grassini nickte mit dem Kopfe.

— Ist es wahr, daß Sie sich so weit vergessen haben, auch den Sieger von Waterloo zu erhören?

Sie senkte ihren Blick und schwieg.

— Ist es wahr, daß Ludwig XVIII. die Ihnen von Napoleon gewährte Pension gestrichen hat?

Und wiederum nickte Giuseppina's Schattenbild mit dem Kopfe und fing dabei laut zu stöhnen an.

— Aus meinen Augen! rief die Gräfin der ungetreuen Sängerin zu, die aus Schamgefühl in den Schooß der Erde zurücksank.

— So sind sie Alle! sprach die Geisterseherin tief empört. Sie wissen nicht, was Treue ist. Es ist ihnen gleichgiltig, ob der Mann, der huldigend zu ihren Füßen liegt, ein Held oder ein Beutelschneider ist, wenn Letzterer nur eben so gut wie Ersterer die tausend Launen ihrer Eitelkeit befriedigen kann. Sie kennen kein anderes Gefühl als . . . Eigennutz! Ja, ja, so sind sie Alle!

Napoleon, der für die Gräfin noch immer Anfang und Ende aller ihrer Gedanken war, blieb bis

an's Ende ihrer Tage ein Gegenstand ihres unermüdlichen Studiums. — Jedes neue Buch, das über ihn an's Licht trat, wurde von ihr mit wahrem Heißhunger verschlungen. Das aber, was ihre Eitelkeit am Meisten zu verletzen schien, war sein ausgesprochener Hang zur Sinnlichkeit. Es kränkte sie, daß außer ihr noch mehr als Eine Frau sich rühmen durfte, von ihm flüchtig geliebt worden zu sein.

Zu der großen Zahl der von ihm bevorzugten Frauen gehörten u. A. auch zwei polnische Gräfinnen, von denen die Eine Judith Wawerska, die Andere Isabella Walewska hieß. Mit der Erstern zeugte er einen Sohn, der, geboren zu Warschau im Jahre 1808 in der Taufe die letzte Hälfte seines Vornamens, Leon, erhielt. Graf Leon Wawerski, welcher, beiläufig erwähnt, die frappanteste Aehnlichkeit mit dem Kaiser hat, war im Jahre 1840 General-Secretair im Ministerium des Herrn Thiers gewesen und als Solcher nach England geschickt worden, woselbst er mit dem Neffen seines Vaters, dem Prinzen Louis Napoleon, der ihn durchaus desavouiren wollte, in einen Streit gerieth, in Folge dessen Graf Leon ihn zum Zweikampf herausforderte, welcher durch das Einschreiten der Polizei verhindert ward. — Der zweite natürliche Sohn des Kaisers ist Graf Florian Alexander Joseph Colonna

Walewski, geboren zu Warschau am 4. Mai 1809, der unter Thiers die diplomatische Laufbahn betrat, im Jahre 1854 französischer Gesandter am Hofe zu Saint-James gewesen war und am 7. Mai 1855 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Nebenbei war Graf Walewski der offizielle Anbeter der berühmten Schauspielerin Rachel, die ihm zwei Söhne gebar, welche er noch bei Lebzeiten der hochgefeierten Mutter adoptirt haben soll.

Wenn es also jedenfalls mehr als bloße Chimäre ist, daß Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte, als der dritte der natürlichen Söhne Napoleon's betrachtet werden darf, dann ist der Sohn der Gräfin Kielmannsegge ein Stiefbruder des Grafen Leon Wawerski, wie des Grafen Florian Walewski, und gibt sich als „Dritter in diesem Bunde" noch immer der süßen Hoffnung hin, seinem Range gemäß vom Kaiser Napoleon III. anerkannt und pflichtschuldig versorgt zu werden.

Es würde in mehrfacher Hinsicht höchst interessant, ja sogar von geschichtlicher Bedeutung sein, den Schleier des Geheimnisses, in den die Geburt des armen Findlings gehüllt und dessen Abstammung noch bis zum heutigen Tage ein unaufgelöstes Räthsel ist, endlich gelüftet und **gerichtlich** festgestellt zu sehen, ob dessen An-

sprüche wirklich begründet sind oder nicht. Im letztern Falle wäre Ernst Graf einer jener schlauen und verschmitzten Abenteurer, wie's deren Viele gibt, zu allen Zeiten gegeben hat und wohl auch fernerhin geben wird; im entgegengesetzten Falle aber wäre er — was ja durchaus nicht unwahrscheinlich ist! — der Kaspar Hauser Napoleon's I. und als Solcher einer der nächsten Blutsverwandten des gegenwärtig regierenden Kaisers Louis Napoleon III.

Es scheint uns eine heilige Pflicht der freien, unabhängigen Presse zu sein, diese „histoire ténébreuse“ aus ihrem mehr als geheimnißvollen Dunkel hervorzuziehen, den kecken Abenteurer entweder zu entlarven und in sein Nichts zurückzuwerfen oder ihn als Bastard Napoleon's I. und der Gräfin Kielmannsegge nach mehr als fünfzigjähriger Ungewißheit über den Urheber seines traurigen Daseins endlich in seine vollen Rechte eingesetzt zu sehen.

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, wohnt Webergasse Nummer 25 parterre, sieht trotz seiner hohen Abkunft sehr heruntergekommen aus und verdient jedenfalls Mitleid und allgemeine Theilnahme.

Achtzehntes Kapitel.

Der Leser begleite uns nach Reisewitz.

Hier starb, Sonntag am 26. April des Jahres 1863, um 4¾ Uhr Nachmittags, in ihrer unscheinbaren, fast gespensterhaften Villa Gräfin Auguste Charlotte von Kielmannsegge, von Keinem betrauert, im Alter von sechsundachtzig Jahren am Marasmus senilis.

Tags zuvor hatte ihr, Nachmittags 3 Uhr, der hochwürdige Priester Senior Bernert die heiligen Sterbe-Sakramente und den Segen der Kirche ertheilt.

Fünfundzwanzig Stunden später ward sie durch ein ruhig schmerzloses Einschlafen von jeder Lebensqual befreit.

„In aller Stille (berichtet das „Licht in's Dunkel der Verhüllung") wurde sie am 28. April, Dienstags Nachmittag gegen 5 Uhr, von ihrer einzigen Tochter, der bayer'schen Ordensdame Gräfin Natalie von Kielmannsegge, von vier Enkelsöhnen (zwei Grafen zu Lynar aus Berlin und zwei Grafen von Kielmannsegge aus Hannover) und dem hochehrwürdigen Senior Bernert

zu Grabe geleitet und, von Letzterm eingesegnet, auf dem katholischen Kirchhofe in Friedrichstadt-Dresden zur Ruhe bestattet, in der Welt zwar nur von Wenigen betrauert, weil in der Welt verkannt und aus dem Leben ausgeschieden, noch ehe sie gestorben war, aber um so inniger betrauert von den Ihrigen, die sie als eine edle Seele gekannt und ihr nun in Grabesruh' den Frieden wünschen, den die Welt ihr niemals gewährt hat. Have pia anima! Die Kirche hat den Segen über sie gesprochen; er soll auch bei uns sich nicht in Fluch verwandeln!"

Auch wir sind weit davon entfernt, die Ruhe der Todten zu stören und ihren Namen in den Augen der Nachwelt verdächtig machen oder gar herabsetzen zu wollen, denn wir haben eben so wenig Ursache, sie zu hassen, als sie aus irgend welchem Grunde zu lieben. In unsern Augen bleibt sie trotz aller bösen Gerüchte, welche Neid und Mißgunst über sie ausgesprengt haben, eine hochbegabte, achtunggebietende Persönlichkeit, die, wie Maria Stuart, von sich sagen darf:

— Ich bin besser als mein Ruf!

Neunzehntes Kapitel.

Am 27. April 1863 — einen Tag nach dem Ableben der Gräfin Kielmannsegge — wandte sich ihr angeblicher Sohn Ernst Graf, genannt Napoleon Buonaparte, mit einem Bittgesuche an die Huld und Gnade Seiner Majestät des jetzt regierenden Königs von Sachsen und wagte darin die Bitte auszusprechen:

„Seine Majestät möge huldvollst geruhen, bei der Eröffnung des Testaments der Gräfin von Kielmannsegge zugegen sein und deren letzten Willen höchsteigenhändig in Empfang nehmen zu wollen."

Auch diese Eingabe war, wie jede der frühern, „Ernst Graf Napoleon Buonaparte" unterzeichnet.

Die Antwort darauf kennen wir nicht. Wir wissen nur so viel, daß sich sowohl Ernst Graf, wie auch Karl Heinrich, als rechtmäßige Erben des Nachlasses ihrer angeblichen Mutter gemeldet haben, daß der Prozeß aber — so viel uns davon bekannt geworden — bis heute noch nicht entschieden ist.

Doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Karl Heinrich — falls die Existenz des bewußten, vom Dr. Bönisch gerichtlich deponirten Briefes keine Mythe ist — als natürlicher Sohn der Gräfin auch ein natürlich berechtigter Erbe am Nachlasse seiner Mutter sein muß, gleichviel, ob sie selbst ihn als Solchen anerkannt haben mag oder nicht.

Dr. Bönisch, Zeuge der heimlichen Entbindung der Gräfin Kielmannsegge, ist, wie wir noch vor Thoresschluß in Erfahrung gebracht haben, zu Kamenz gestorben am 25. Juli 1831.

Sein Brief muß den Ausschlag geben!

Zwanzigstes Kapitel.

Das Haus, in welchem die Gräfin Kielmannsegge gestorben ist (schreibt der bekannte Maler Herbert König), liegt an dem kleinen Weiseritzfluße am Ende des Reisewitzgartens im Plauen'schen Grunde. Es trägt die Physiognomie halb eines Schlößchens, halb einer wohlerhaltenen Ruine. Vor einigen Jahren hatte die Besitzerin den Versuch gemacht, das Haus renoviren zu lassen und ihm gleichzeitig ein wohnlicheres Aussehen zu geben: man sah das wunderliche Gebäude plötzlich in einem ockergelben Gewande mit schwarzabgezeichnetem Simswerk. Die Umfassungsmauern waren ebenfalls schwarz angestrichen. Die Fensterläden jedoch — von Fenstern können wir nicht berichten, denn seit mehr als dreißig Jahren hat sie kein menschliches Auge gesehen — blieben, wie sie bisher gewesen waren, dicht verschlossen, halb morsch und ungefirnißt, und die alten, von Hitze und Regengüßen zerarbeiteten Jalousien klapperten und klirrten leise klagend bei jedem

Windstoße — vielleicht die einzigen Klagetöne, die am Tage des Hinscheidens der Bewohnerin dieser Räume gehört worden sind. Bäume jüngerer Pflanzung, wie mächtige Eichen umgeben das Haus; Schlingpflanzen wuchern in fast gespenstischer Wildheit und strecken ihre Zweige und Fasern über die kleine Wallmauer bis in das trübe, meist stehende Wasser des Flüßchens hinab. — An diesem traurig-stillen Orte lebte die Gräfin von Kielmannsegge, eine Dame hohen Ranges, von Glücksgütern gesegnet, geistig begabt, wie nur Wenige ihres Geschlechtes, beinahe vierzig Jahre — sich kasteiend durch Entbehrungen aller Art — fliehend jeden gesellschaftlichen Umgang — sich selbst das Sonnenlicht entziehend — ganz allein im unheimlichen Zwielichte ihrer öden Behausung umherirrend. Selten, und dann immer nur in Geschäfts-Angelegenheiten, verließ sie dies traurige Asyl, das sie sich factisch zu einem Kerker hergerichtet hatte — und wenn sich in nächster Nachbarschaft, wie später in der ganzen Umgegend, die seltsamsten Gerüchte über die „alte Gräfin" verbreiteten, dann mag das mysteriöse Gebahren derselben wohl die erste und triftigste Veranlassung dazu gegeben haben." —

Jeder Dresdner aber, der an dieser einsam-öden Villa vorüberzieht, empfindet ein banges, unheimliches

Gefühl, dem es an Worten fehlt, das auszudrücken, was ihn wie eiskalter Gespensterhauch anzufrösteln scheint. Der fromme Katholik schlägt ein Kreuz; der Protestant murmelt das kurze Gebet:

„Und führe uns nicht in Versuchung!“

Ende des vierten und letzten Bandes.

Anhang.

Nur auf speciellen Wunsch des Herrn Verlegers folgt hier die deutsche Uebersetzung nachfolgender, in diesem Romane vorkommenden französischen Stellen:

Band I, Seite 29. „Beschützen Sie jederzeit die Künste, Madame. Der Ruhm, den diese Künste uns verleihen, ist der berühmtesten Abstammung wie der höchsten Rangstufe, zu der die Menschen sich emporzuheben vermögen, vorzuziehen. Diese Künste lieben, beschützen und pflegen, wie Ihre Königliche Hoheit es thun, heißt: sich ein persönliches Verdienst erwerben, das Einzige, welches man bei Fürsten zu achten und zu ehren pflegt."

Band II, Seite 49. „Sie war eine schöne Tochter Oesterreichs: die blauen Augen, die blonden Haare, das Gesicht, in dem sich der Schnee seiner Alpen mit der Rosenfrische seiner Thäler vereinigt fand, die weiche, schmiegsame Gestalt, die etwas gebeugte, schwärmerische Haltung der Frauen, die es nöthig zu haben scheinen, sich auf das Herz eines Mannes zu stützen; die etwas

starken Lippen, die von Seufzern und Fruchtbarkeit angeschwellte Brust, die langen, weißen, wunderbar schön geformten, mit anmuthiger Mattigkeit herabhängenden Arme, diese einfache, rührende, in sich selbst verschlossene Natur, die, nach Außen hin still, im Innern aber voller Echos ist; dies Alles schien geschaffen zu sein für häusliche Liebe in ruhmloser Bestimmung."

Band II, Seite 367. „Der Kaiser besuchte den Herzog von Friaul. Er fand ihn noch bei vollem Bewußtsein, die größte Kaltblütigkeit offenbarend. Der Herzog drückte des Kaisers Hand, die er an seine Lippen zog. Mein ganzes Leben, sagte er zum Kaiser, war Ihrem Dienste geweiht und, ich bedaure nur deshalb, es einzubüßen, weil ich Ihnen dann nicht mehr nützlich sein kann. — Duroc, sagte der Kaiser zu ihm, es gibt noch ein anderes Leben. Dort mögen Sie mich erwarten. Dort werden wir uns eines Tages wiedersehen. — Ja, Sire, doch wird dies vielleicht erst in dreißig Jahren geschehen, wenn Sie Ihre Feinde besiegt und alle Hoffnungen unseres Vaterlandes erfüllt haben. Ich habe stets als Ehrenmann gelebt und habe mir als Solcher nichts vorzuwerfen. Ich hinterlasse eine Tochter . . . Ew. Majestät wird ihr gerne Vater sein. — Der Kaiser, mit der Rechten die Hand des Großmarschalls drückend, blieb eine Viertelstunde, sein Haupt auf die

Linke gestützt, im tiefsten Schweigen versunken. — Ach, Sire, sagte Duroc, verlassen Sie mich: dies Schauspiel beunruhigt Sie. — Der Kaiser, gestützt auf den Herzog von Dalmatien und den Groß-Stallmeister, verließ den Herzog von Friaul, ohne ihm etwas Anderes sagen zu können, als die Worte: Leben Sie wohl, mein armer Freund! Worauf sich der Kaiser in sein Zelt zurückzog und während der darauffolgenden Nacht für Niemanden mehr zu sprechen war."

Band III, Seite 153. „Ich übersende Ihnen ein Verzeichniß der Gratificationen, die ich den Mitgliedern der Comédie française, welche die Reise nach Dresden gemacht, bewilligt habe. Der ganze Etat beträgt 111,500 Francs. Diese Summe werden Sie durch Unsere Theaterkassa auszahlen lassen."

Band III, Seite 154. „Ich bin damit einverstanden, daß den Mitgliedern der Comédie française auch die 42,000 Francs, die Sie als Kosten ihrer Rückreise berechnet haben, ausgezahlt werden. Diese Kosten sollen ihnen noch vor ihrer Abreise von Dresden zurückerstattet werden."

Band III, Seite 407. „Wenn man aufmerksam die unter jedem Vorwande zwischen den Vertrauten Napoleon's und Sir Hudson Lowe gewechselten Briefe und Noten lies't, ist man erstaunt über die Beschimpfungen,

Provocationen und Ehrenkränkungen, mit welchen der Gefangene von Sanct-Helena und dessen Freunde den Gouverneur bei jeder Gelegenheit insultirt haben. Der Wunsch, durch Schimpf Gegenschimpf hervorzurufen und Letztern dann als Verbrechen der Verachtung des ganzen Festlandes preiszugeben und aus Sir Hudson Lowe den Pontius Pilatus des Napoleonischen Calvarienberges zu machen, geht aus allen diesen Noten nur allzuklar und deutlich hervor."